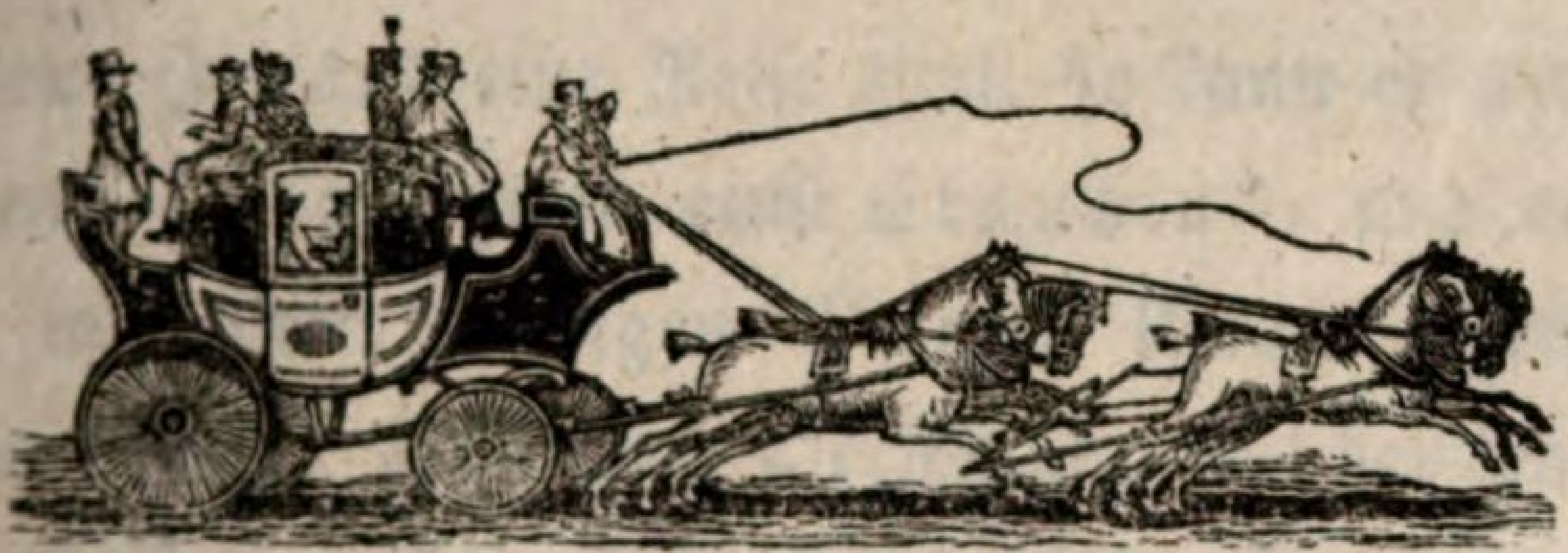
H. coll. 70 g
g 11

Unterhaltende
Reise-Lectüre.



Abentheuer, Schicksale, Freuden und Leiden

auf

Land- und Seereisen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nürnberg
Druck und Verlag von Friedrich Campe
1836.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B S B
MÜNCHEN

07/94/195

Vorrede.

«Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen» — so begann einst Claudius, und erzählte in seiner drolligen Manier Urians Reise um die Welt. Soll uns Derjenige, welcher von seinen Reisen erzählt, nicht langweilen, so darf er nicht allbekannte Dinge wiederholen, und in breiter Art und Weise vortragen, was wir schon wissen, oder gar nicht zu wissen verlangen. Man will etwas hören, das zur Belehrung, zum Nutzen und Vergnügen dient.

Die Reisenden, die in dieser Reisebibliothek als Selbsterzähler auftreten, oder deren Abentheuer, Erfahrungen und Schicksale aus zuverlässigen Berichten erzählt werden, kann wohl der Vorwurf nicht treffen, daß sie alltägliche Dinge, die jedem Reisenden begegnen, zu Markte bringen, und um unbedeutender Kleinigkeiten willen viele Worte machen. Die Schicksale, die sie erfuhren, die Leiden, die sie trafen, die verzweifelten Umstände, in die sie geriethen, sind von der Art, daß sie jedes

menschliche Gefühl in Anspruch nehmen. Und wer sollte nicht einen Peter den Großen, Papst Pius VII., den König Joachim von Neapel und den Kaiser Napoleon auf einigen ihrer verhängnißvollen Wanderungen und Irrfahrten begleiten wollen? Wie sich solche ausgezeichnete Männer in wichtigen Zeitpunkten benahmen, und was ihnen begegnete, das kann nicht ohne Interesse seyn.

Groß ist der Nachtheil, den so viele geist- und geschmacklose Romane, Geister-, Gespenster-, Ritter-, Räuber- und andere Geschichten der Art für die geistige und sittliche Bildung der Jugend beider Geschlechter haben. Verdient es Tadel, wenn man diesem Krebsschaden durch Mittheilung gesunder Nahrung entgegen zu arbeiten sucht? Der Sammler, Erzähler und Ordner dieser Reiseabentheuer wird sich freuen, wenn man ihm zugesteht, daß er in dieser kleinen Reisebibliothek für die Jugend nicht nur, sondern für jeden Freund der Lectüre eine gesunde Nahrung dargebracht habe.

Inhalt.

1. Reise des Czars Peters des Großen nach Holland. In den Jahren 1697 und 1698 1
2. Aufenthalt des Czars Peters des Großen in Holland und Frankreich. In den Jahren 1716 und 1717 46
3. Schiffbruch und Gefangenschaft bei den Mohren in Afrika. Eine Geschichte aus dem Jahr 1719 73
4. Schreckliche Schicksale und namenlose Leiden der englischen Fregatte Wager. In den Jahren 1740 — 1746 89
5. Schauervolle Irrfahrt zweier Weiber auf der See. Im Jahr 1766 139
6. Eine Schreckensscene aus Cooks erster Reise um die Welt 150
7. Gefangenschaft eines russischen Arztes unter den Kirgisen 160
8. Schiffbruch eines englischen Paketboots im atlantischen Ocean. Im Jahr 1803 179
9. Eines Engländers Wanderung auf St. Helena. Im Jahr 1805 200
10. Gezwungene Reise Pabst Pius des Siebenten von Rom nach Savona 216
11. Gefangenschaft eines jungen Engländers bei den Arabern der grossen afrikanischen Wüste. Im Jahr 1810 227
12. Die Fahrt auf dem Lorenzofluß. Aus dem Tagebuch eines Engländers 246
13. Abentheuer eines englischen Offiziers zu Wasser und zu Land. In den Jahren 1812 und 1813 253
14. Eine Bergreise auf den Pic von Teneriffa 275
15. Die letzten Abentheuer des Königs Joachim von Neapel, bis zu seiner Hinrichtung 282
16. Napoleons Fahrt von Rochefort nach der englischen Küste 317
17. Der Reisende in einer Mördergrube. Aus dem Reise-Journal eines Liefländers 330

18. Ein englisches Fahrzeug vom Feuer verzehrt, unfern der Sechellen. Im Jahr 1819 337
19. Erzählung des Engländers Pepper von einem erlittenen Schiffbruche bei der Insel Inaccessible. Im Julius 1821 350
20. Humbolds Reise durch die Llanos am Nieder-Orenoko 367
21. Wanderung einiger Engländer von Kairo, durch die arabische Wüste, nach dem Berge Sinai. Im Jahr 1822 372
22. Kleine Erzählungen und Anekdoten von allerlei Vorfällen auf Reisen:
1. Der Tartachan und Mendez de Pinto 390
2. Adam Schlicks Abentheuer auf dem schwarzen Meer. Von ihm selbst erzählt 392
3. Barbarei der Javaner. Aus einem Reise-Tagebuche 395
4. Fürstliche Incognito-Reise 397
5. Schauervoller Tod einer türkischen Karawane in der Wüste von Mesopotamien 400
6. Ein neuer Robinson 403
7. Eine Scene auf dem Nil. Von einem Engländer erzählt . 404
8. Die Seeräuber und das Dampfschiff 406
9. Das unglückliche Schicksal des Kapitains Mathews 408
10. Rettung des Kapitains Fowler und seiner Mannschaft 410
11. Unglückliches Schicksal eines russischen Fahrzeugs 413
12. Reise auf dem Azure 415
13. Wasserfahrt auf Schläuchen 416
14. Wanderung nach Compiegne. Im Jahr 1823 417
15. Die westindischen Seeräuber 420
16. Die Marie leidet Schiffbruch 422

1.

Reise des Czars Peters des Großen nach Holland.

In den Jahren 1697 und 1698.

Eine der merkwürdigsten Reisen, die je ein Monarch unternahm, war diejenige, welche der Czar Peter der Große von Rußland im Jahre 1697 antrat. Von Natur mit seltener Kraft des Geistes und des Körpers ausgerüstet und von rastloser Thätigkeit gespornt, wünschte er sein unermeßliches Reich der Barbarei zu entreissen, in der es versunken war. Er wollte unter die Russen Künste, Wissenschaften, Kriegszucht, die Vortheile einer Seemacht und alles dasjenige einführen, was andere Europäische Staaten blühend machte; er wollte gleichsam eine neue Nation bilden.

Ein einziger Lichtstrahl leitet manchmal große Männer zu einem unglaublichen Fortgange. Peter war in Unwissenheit herangewachsen und er fühlte es, daß er einen Lehrer und Gehülfen brauchte, wenn sein Werk gelingen sollte. Ein junger Genfer, Namens le Fort, war das vornehmste Werkzeug der wunderbarsten Revolution. Sein Vater hatte ihn nach Amsterdam gesandt, um daselbst die Handlung zu erlernen, allein die Neigung des jungen

Menschen zum Soldatenstande machte, daß er den Absichten seines Vaters zuwider in Kriegsdienste trat und 1680 nach Moskau kam, wo damals Ausländer zu Kriegsdiensten gesucht wurden. Zufällig lernte ihn Peter kennen und ward von ihm eingenommen. Bald entstand zwischen Beiden eine Verbindung, die nur der Tod trennte. Le Fort war in wenig Jahren Peters vertrautester Staatsminister, sein erster General und Admiral und Ritter des Andreasordens. Die genialischen Talente des Günstlings machten ihn einer solchen Erhebung werth. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, welche er brauchen wollte und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des wichtigsten Theils des russischen Reichs, die ihm bei der Bildung dieses ungeheueren Blocks nothwendig waren. Im Grunde seines Karakters lagen Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit; in seiner Lebensweise war er ausschweifend und beschleunigte dadurch wahrscheinlich seinen Tod.

Ohne die Fremdlinge, die Peter in seinem Dienste hatte, würde sich sein Geist nicht haben entfesseln können. Er war ganz Ohr, wenn ihm le Fort vom Auslande und dessen Einrichtungen erzählte. Sein leidenschaftlicher Hang zu großen Unternehmungen und Thaten flößte ihm den Gedanken ein, sich selbst auf den Weg zu machen und die Kenntnisse an ihrer Quelle aufzusuchen. Er glaubte, daß er seine Staaten auf eine zeitlang verlassen müsse, um an dem Ende Europas dasjenige aufzusuchen, was seinem Reiche nützlich seyn könnte. Nachdem er die stolzen Osmanen besiegt und eine gefährliche Verschwörung gegen sein Leben unterdrückt hatte, widerstand er nicht länger dem längst gehegten Triebe, das Ausland zu sehen und mit eigenen Augen die Wunder zu schauen, mit denen le Fort, und andere Fremde, ihn unaufhörlich unterhalten hatten.

Peter fühlte lebhaft, daß nichts lästiger sei, als eine wandelnde Majestät. Da es ihm nur um Belehrung zu thun war und er alles ungestört mit eigenen Augen sehen wollte, so beschloß er nicht als Monarch, sondern als Privatmann zu reisen. In dieser Absicht mischte er sich unter das Gefolge einer großen Russischen Gesandtschaft, die, wie es schon sonst Russische Sitte gewesen war, Europa durchziehen und im Namen des Czars die alten Verbindungen des Reichs mit den auswärtigen Höfen erneuern und befestigen sollte. An der Spitze der Gesandtschaft stand Peters Lehrer und Freund le Fort, damals Gouverneur von Nowogrod, General und Admiral, entweder weil der Czar bei ihm den meisten ausländischen Hofton voraussetzte, oder weil er durch diese Wahl den Ausländern zeigen wollte, wie sehr man in Rußland verdienstvolle Fremde schätze. Der Statthalter in Sibirien, Theodor Alexiewitz Gollowin, ein wahrer Staatsmann, ein Freund der Ausländer und ein Verehrer der Wissenschaften, war der zweite Gesandte, und der dritte, Prokopius Bagdanowitsch Wasnitschin, ein Mann voll Vernunft und Erfahrungen, die er auf Sendungen nach Persien, der Turkei, Polen und Venedig gesammelt hatte. Le Fort hatte seinen Vetter gleiches Namens als Legationssecretair; der zweite Gesandte seinen Sohn, Bruder und Schwager und der dritte zwei Vettern als Reisegefährten bei sich. Unter den zahlreichen Gesandtschaftskavalieren bemerkte man die glänzenden Namen Kurakin, Dolgorucki, Narischkin, Tscheremetof, Goloffkin, Apraxin und Soltikof. Das meiste Aufsehen machte ein Tartarischer Prinz, der Sohn eines Fürsten von Georgien, aus dem Hause Bagration, der, durch seinen Bruder vom Throne gestürzt, zum Czar geflüchtet war und in Moskau lebte. Er erschien in seiner Tartarischen Kleidung und zu Zeiten mit Persischer Pracht. Auch Fürst Menzikof, dieser Spielball des Glücks, vom Pastetenbeckerjungen zum Fürsten erhoben und in der Folge durch Mißbrauch seiner

Macht wieder in sein Nichts zurücke geworfen, folgte der Gesandtschaft. Ferner begleiteten dieselbe vierzig Freiwillige aus den vornehmsten Häusern, erscheinend, um den Glanz zu vermehren, in der That aber, um dem Monarchen für die Treue ihrer Angehörigen als Geißeln zu dienen. Mit Inbegrif der Lakaien, Haiduken, Trabanten und Zwerge betrug die Gesandtschaft mit ihrem Gefolge zweihundert und siebenzig Personen. Ausser vielen Wechseln auf Holland und England ward auch eine große Summe Geldes, die man auf zwei Millionen Rubel angibt, nebst vielen kostbaren Pelzwerken und Persischen Stoffen, zu Geschenken mitgenommen.

Der Czar, welcher im Gefolge dieser Gesandtschaft incognito reisen wollte, hatte in seiner Begleitung einen Kammerdiener, einen Lakeien und einen Zwerg. Zu Zeiten ließ er sich den Titel eines Oberkommandeurs geben, gewöhnlich aber durfte man ihn nur Peter Michailow nennen und seinem Gefolge war bei Lebensstrafe verboten, unterwegens seinen Rang bekannt zu machen.

In den ersten Tagen des Märzmonats 1697 reiste die prunkende Gesandtschaft in einer Menge Staatskutschen von Moskau ab und am neunten dieses Monats folgte Peter derselben, nachdem ihn der Patriarch eingesegnet hatte. Der Weg ging durch Esthland und Liefland, Provinzen, die damals dem Könige von Schweden gehörten. Aus Pleskow meldete man dem Rigischen General-Gouverneur, Grafen von Dahlberg, die Ankunft der Gesandten auf der Grenze, damit nach früheren Verträgen alles besorgt würde, was russische Gesandte bei ihren Reisen durch Liefland von den schwedischen Bundesgenossen fordern durften. Wo Nachtlager gehalten wurde, erhielt die Gesandschaft zweihundert Pfund Brod, drei Tonnen Bier, dreißig Kannen Branntwein, vierzig Pfund Salz, einen Schlachtochsen, fünf Schaafe, dreißig Hühner und so viel Fische, als zu haben waren, auch Haber, Heu und Stroh für die mitgebrachten Pferde. Die Gesandtschaftsbegleiter

waren aber zu zahlreich, als daß man allen die verlangten Bequemlichkeiten hätte verschaffen können. Die Czarischen Reisenden äusserten laut ihre Unzufriedenheit und klagten über die schlechte Bewirthung und den mangelhaften Vorspann. Der General-Gouverneur entschuldigte sich nicht allein mit der schlechten Erndte, sondern auch damit, daß er nicht frühe genug erfahren hätte, wann die Czarische Gesandtschaft Pleskow verlassen würde.

Am 31. März langte die Gesandtschaft in Riga an. Eine so regelmäßig nach neuer Art angelegte Festung hatte Peter noch nie gesehen, um so begieriger war er, alles in der Nähe deutlicher in Augenschein zu nehmen. Sein Wunsch wurde aber nicht erfüllt. Die Offiziere der Schwedischen Besatzung glaubten ihm und den Seinigen eine so ungewöhnliche nähere Betrachtung nicht gestatten zu dürfen. Peter war darüber sehr ungehalten, sah die Verweigerung für absichtliche Beleidigung an und sagte zu le Fort: "Man will mich die Rigischen Festungswerke nicht betrachten lassen, ich hoffe sie aber einst mit weniger Mühe zu sehen und dem Könige von Schweden zu verweigern, was mir sein Gouverneur abschlägt." Von diesem Augenblicke an soll man die Gesandtschaft noch genauer bewacht, nur sechs Personen auf einmal in die Stadt zum Betrachten des Merkwürdigen und Einkaufen des Nöthigen gelassen und nicht länger als zwei Stunden jedesmal darin geduldet haben. Dieß alles, so wie die Quartiere, die man zu eng und zu schlecht fand, verleideten den Rigischen Aufenthalt. Die Gesandten beschleunigten daher ihre Abreise, besorgten theure Sommerfuhrwerke und benutzten zur Düna-Ueberfahrt die drei Fahrzeuge, welche der General-Gouverneur auf ihre Rechnung gemiethet hatte. An dem jenseitigen Ufer fanden sie vier Rigische Staatskutschen, einen schwedischen Major nebst zwei Beamten und zehn Dragonern, die sie bis zur Grenze begleiteten.

Ehe noch die Czarischen Gesandten am 14. April in Mitau, der Residenz des Herzogs Friedrich Casimir

von Curland, anlangten, wurden sie auf der Grenze von Adelichen und bei der Aa-Ueberfahrt von den Vorstehern der Bürgerschaft bewillkommt. In der Nähe des Herzoglichen Schlosses ehrte sie das dreimal abgefeuerte Geschütz. Im Gepränge zogen sie durch die Bürgerwache nach einer anständigen Wohnung zur Fürstlichen Bewirthung. Noch feierlicher war die Aufnahme der Gesandten bei dem Herzoge selbst, der sie in Staatswagen abholen ließ, vor dem Eingange empfing und am folgenden Tage besuchte. Man wechselte Geschenke, die Gesandten überreichten Stoffe und Zobelfelle und erhielten Brillantringe.

Der Czar verließ Mitau eher als die Gesandten und kam zehen Tage vor ihnen in Königsberg an. Der prachtliebende Kurfürst von Brandenburg, nachmalige König Friedrich der Erste von Preussen, befand sich bereits daselbst und hatte alle nöthigen Veranstaltungen getroffen, um die Gesandtschaft feierlich zu empfangen. Der Kurfürstliche Ceremonienmeister Besser kam den Gesandten in Insterburg entgegen und der Generalkommissair, Baron Dankelmann, vier Meilen vor Königsberg. Angekündigt durch Bereiter mit Prachtrossen, durch drei Gardeschwadronen mit grauen, schwarzen und braunen Pferden, durch Trompeter und Paukenschläger, durch Trabanten mit vergoldeten Hellebarden, durch Nayaden mit Silberäxten, erschienen die Gesandten in schimmernder Russischer Tracht. Nicht ohne Staunen bemerkte man Russische Soldaten nach deutscher Art gekleidet, bewaffnet und geübt, während sechs Kalmucken, mit Bogen und Köcher, die Europäische und Asiatische Kriegskunst im auffallenden Gegenspiele darstellten.

Der Kurfürst empfing die Gesandten, auf dem Throne sitzend, in einem Kleide von rothem Sammet mit goldenen Knöpfen, die so reichlich mit Diamanten besetzt waren, daß jeder dieser Knöpfe dreitausend Thaler geschätzt wurde und auch der Hut, den er blos alsdann abnahm, wenn er seinen und Peters Namen hörte, war reichlich mit

Diamanten geschmückt. Die Russische Gesandtschaft gab ihn den Titel Majestät und fügte sich ganz in das Ceremoniel, das Besser nach dem Muster des französischen Hofes eingerichtet hatte. Als le Fort seine Rede geendigt hatte, fragte der Kurfürst nach dem Befinden des Czars, den die Gesandten gesund in Moskau zurückgelassen haben wollten. Er sah aber selbst der Ceremonie zu, allein keiner im Audienzgemache durfte merken lassen, daß er seine Gegenwart ahne, wiewohl ihn Jedermann kannte. Der dritte Gesandte überreichte das Czarische Schreiben auf rothem Taffet und zugleich Zobel- und Hermelinfelle und Stoffe von Gold und Silber, welche Russische Soldaten in Staatsuniform, mit dem Hute unter dem linken Arme, nieder legten. Mit festlichem Gepränge kehrten die Gesandten darauf zurück, speiseten bei Dankelmann und tranken nach altdeutscher Sitte auf des Czaren und des Kurfürsten Gesundheit.

So lange die Gesandtschaft in Königsberg verweilte, war der Czar, den Jedermann kannte, der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Er hatte eine angenehme Gesichtsbildung, eine ansehnliche Größe und einen schlanken Wuchs. Den denkenden Ernst und die wilde Majestät, die auf seiner Stirne strahlte, milderte ein heiteres Wohlwollen. Seine Gegenwart erhöhte den Ruhm, den der Ruf von ihm verbreitet hatte, der Bewunderte wußte schnell sich Vertrauen zu gewinnen und Liebe. Was sein Antlitz beim ersten Anblick auszeichnete, waren seine scharfblitzenden und mit einiger Unruhe stets umher rollenden Augen. Oft deckte er sein Gesicht mit dem Barret, was er trug, aber dieses Bestreben, nicht erkannt zu werden, förderte gerade, was es verhindern sollte. Gewöhnlich erschien er als Seemann in den Unterkleidern eines Matrosen und trug an einem einfachen ledernen Gehänge, das ihm über die Schultern hing, einen mit Eisen beschlagenen Säbel. Er wohnte in einem Gartenhause am Pregel, auf den er sich häufig mit Spatzierenfahren belustigte und an seinem

Händen waren, weil er an dem Boote, auf dem er spatzieren fuhr, manches nach seinem Sinne selbst einrichtete, oft die Ueberreste von Pech sichtbar. Die Heftigkeit, womit er jeden ihm neuen oder ihn interessirenden Gegenstand in die Hände nahm, characterisirte den rohen, die Schnelligkeit, womit er sich jeden Begriff eigen machte, den großen Mann. Kleine Gefälligkeiten wurden von ihm zuweilen durch großmüthige Geschenke belohnt, in den meisten Fällen fand man sich aber veranlaßt, über seine Kargheit zu klagen.

In Riga hatte Peter nicht ohne Zwang seyn können; Königsberg war die erste ausländische Stadt, wo er sich zwanglos seiner Sehlust überlassen konnte. Oft ging er ganz allein und blos von einem Dollmetscher begleitet durch die Straßen und sah es ungern, wenn ihn die Leute kannten. Gelehrig erkundigte er sich nach allem, was ihn in der Staatsverfassung und im gemeinen Leben Neues vorkam. Emaillirte Dosen-Uhren waren damals erst bei den Damen Mode geworden; er begegnete einst einer Dame mit einer solchen Uhr, die seine Aufmerksamkeit erregte. "Halt!" rief er ihr zu; sie blieb erschrocken stehen. Er nahm ihr die Uhr von der Seite, öffnete, besah sie, und gab sie ihr mit einer Verbeugung wieder zurück. In einen nicht geringen Schrecken setzte er den Ceremonienmeister Besser, als ihn dieser bei seiner Ankunft bewillkommte. Man trug damals am Brandenburgischen Hofe Alongen-Perücken von seltener Größe, die aus Paris kamen und dreihundert Thaler kosteten. Mit Befremden sah Peter auf den Hauptschmuck des ihn komplimentirenden Ceremonienmeisters, nahm ihm schnell die Perücke vom Kopfe, setzte sie sich auf, trat vor dem Spiegel, machte ein Gesicht voll Unwillen und Spott, warf die Perücke schnell in den Winkel, die Besser wieder hervorholte und aufsetzte. "Wer ist der Mann?" fragte Peter den Dollmetscher. Dieser konnte in der Geschwindigkeit das Wort Ceremonienmeister nicht übersetzen und umschrieb es durch

den Ausdruck: "es ist der Mann, der alles für den Kurfürsten besorgt." Peter, dessen Blut von der Reise erhitzt war, wurde hierdurch veranlaßt, ihm einen Auftrag geben zu wollen, den der Dollmetscher nur mit großer Verlegenheit übersetzte, der Ceremonienmeister aber zu ignoriren beschloß.

Einst war von Rädern die Rede. Weil Peter diese Strafe noch nie gesehen hatte und gerade kein Verbrecher vorräthig war, so konnte er nur mit Mühe abgehalten werden, einen aus seinem Gefolge rädern zu lassen. Da der Kanzler von Kreutzer während eines Gastmahls einen auf die Gesundheit des Kurfürsten von Peter ausgeleerten Pokal wegen seiner schwachen Gesundheit nicht ausleeren zu können erklärte; so wurde er deshalb von Petern mit sehr harten Worten belegt und entging kaum einer körperlichen Mishandlung. In den Freuden der Tafel überschritt der Czar wohl manchmal die Grenzen der Mäßigkeit. Bei einer Gasterei, da er sich zu sehr im Trunk übernommen hatte, fehlte nicht viel, daß er sich nicht an seinem geliebten le Fort vergriffen hätte. Durch einige Worte desselben beleidigt, zog er den Säbel und foderte ihn auf, durch Zweikampf ihm Genugthuung zu geben. "Das sei ferne!" sagte le Fort, "lieber will ich von den Händen meines Herrn sterben." Peter, auch hierdurch nicht entwaffnet, hob schon den Säbel gegen ihn auf. Ein Kurfürstlicher Staatsbedienter, von Prinzen, hatte die Geistesgegenwart, ihm in den Arm zu fallen und so vielleicht le Forts Leben zu retten. Petern gereuete bald das Geschehene, er bat am folgenden Tage le Fort um Verzeihung und dankte Prinzen, daß er ihn von einer Mordschuld gerettet habe. "Ich will mein Volk gesitteter machen," sagte er, "und noch vermag ich's nicht, mich selbst zu bezähmen."

Eines Tages betrachtete Peter aus dem Negeleinschen Hause (jetzt der Bank) den Pregelfluß, und verlangte zu wissen: wie tief er wohl wäre? Die Antwort

war: gegen dreißig Fuß. „Schade,“ rief er aus, „daß die Stadt nicht mir gehört, ich würde hier einen Kriegshafen anlegen.“ Da man ihn auf eine Sandbank und einige seichte Stellen aufmerksam machte, antwortete er: „Das sind Kleinigkeiten, es braucht blos, daß der Fluß gedämmt und dessen Lauf verändert werde.“ Für ihn allerdings Kleinigkeiten, der Größeres in der Folge ausführte. Oefters ging Peter in die Werkstätte der Handwerker, besah und betrachtete alles und jeden Abend war seine Schreibtafel mit dem Ertrage des Tages gefüllt. Besonders machte ihm schon damals die Drechslerkunst, in welcher er es nachher selbst zu einiger Fertigkeit brachte, große Freude und ihn ergötzten die Werke, welche er durch sie aus dem Bernstein hervorgehen sah. Doch besuchte er auch die Bibliothek und die Universitätsgebäude und mit mehreren Professoren unterredete er sich über die Bedingungen, die vorausgehen müßten, um in einem Reiche, welches, dem seinigen gleich, in Europens Wissenschaften noch nicht eingeweiht sei, eine Universitätähnliche Lehranstalt mit Hoffnung guten Erfolges zu stiften.

Der Kurfürst bot alles auf, um die Gesandtschaft ehrenvoll auszuzeichnen. Es wurde ein Feuerwerk veranstaltet, das die den Türken neuerlich abgenommene Festung Asow und den Russischen Doppeladler mit dreifacher Krone darstellte; die zweite Feuerscene galt dem Siege der Russischen Flottille über die Türkische. Am folgenden Tage gab der Kurfürst eine Thierhetze und ließ Bären, unter Pauken- und Trompetenschall, von wilden Thieren bekämpfen. Ein Paar Tage darauf besuchte der Kurfürst die Gesandten und sprach besonders mit den Angesehensten der Gesandtschaftskavalliere, der nicht verhüten konnte, für mehr gehalten zu werden, als er vorstellte. Mehrmals wurde er von dem Kurfürsten ohne Gesandtschaftsgefolge eingeladen und speisete mit ihm und der schönen und geistreichen Kurfürstin Sophie Charlotte allein, wobei der Dollmetscher hinter Peters Stuhle stand. Einer

der Kurfürstlichen Domestiken ließ einst während einer Mahlzeit einen Porzellanteller auf die Steinfliesen am Kamine fallen. Peter hielt dieß, wie er hernach gestand, für ein Signal, welches Verschwornen gegeben würde, sprang auf, zog den Säbel und konnte nur mit Mühe gehindert werden, den Bedienten niederzuhauen. Er foderte, daß dieser Mensch, weil er ihn erschreckt habe, gepeitscht werden sollte und, um ihn zu besänftigen, wurde ein Verbrecher, von dem man ihm sagte, daß es dieser Bediente sei, gestäupt.

Die Kurfürstin fesselte die Aufmerksamkeit des Czars in einem hohen Grade. Als ihn ihr Gemahl einst fragte: was ihm wohl in Preussen am besten gefallen habe, antwortete er: "Wer hat wohl die Kurfürstin gesehen und sie nicht für das Herrlichste der Welt erklärt?" Sehr eigenthümlich gab er dieß der Fürstin selbst zu erkennen. Während einer Mahlzeit, wobei nur die drei Fürstlichen Personen an der Tafel saßen, warf er ihr etwas in den Busen. Die Kurfürstin, welche ihrem hohen Gast immer mit Achtung, aber auch mit Feinheit und Zurückhaltung behandelte, erschrack darüber. Es war ein großer Rubin, den er sie zum Geschenk anzunehmen bat. Er war, wenn man der Sage trauen darf, aus einer alten Russischen Krone und Friedrich ließ daraus den Rumpf eines Adlers bilden, der nachher bei der Preussischen Krönung die Spitze des königlichen Scepters schmückte. An der Kurfürstlichen Hofmusik fand Peter viel Wohlgefallen, er traf daher mit dem Hofkapellmeister die Uebereinkunft, daß er für tausend Dukaten mehrere junge Russen in seiner Kunst unterweisen sollte. Einige seiner Begleiter ließ er als Bombardierer in Königsberg zurück, andere aber ließ er, um das Gesandtschaftsgefolge zu vermindern, auf der Narwa nach Hause reisen. Er selbst begab sich im Gefolge seiner Gesandten zuerst nach Pillau, wo sie der Kurfürst abermals bewillkommte, und sich "vorzüglich mit einem der Freiwilligen" (mit dem Czar selbst) besprach.

auch mit demselben im Angriffsfall ein geheimes Bündniß gegen jeden Feind, namentlich gegen den König von Schweden, verabredete. Ein öffentliches Bündniß wurde von den Russischen Gesandten und dem Baron Dankelmann geschlossen. Eine Jagdlustbarkeit in Fischhausen, wobei der Kurfürst mit dem Czare siebenzig Hirsche erlegte, ging dieser Unterhandlung vorher. In Pillau feierte die Gesandtschaft den Namenstag ihres Monarchen und bewährte vor dem Kurfürsten die Geschicklichkeit Russischer Feuerwerker, selbst zur Zufriedenheit ihres Czarischen Oberkommandeurs.

Als die Gesandtschaft sich von dem Kurfürsten verabschiedet hatte, schiffte sie nach Kolberg ein und betrachtete die dortigen Festungswerke in Gegenwart ihres Monarchen, der darauf am 4. Julius mit einigen Begleitern nach Berlin vorauseilte. Das Gepäck ging mit ein und siebenzig Personen des Gefolges von Kolberg zu Schiffe nach Lübeck unter Leitung des Obersten Bogdan Pristow, der zur Reise bis Amsterdam vierhundert und zehn Dukaten Zehrungsgeld erhielt, mit dem Andeuten: er möchte so haushälterisch als möglich damit umgehen, den Reisenden nach ihrem Stande das Nothwendige mittheilen, nur daß sie satt werden, alle übrigen Ausgaben meiden, auch jeden Kopeken ins Ausgabebuch eintragen.

In Berlin richtete Peter seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Einrichtung des Kriegswesens und ließ sich ein schriftliches Zeugniß über seine erlangte Geschicklichkeit geben. In Magdeburg besah er die Reliquien, bestieg bei Halberstadt den durch Fabeln und Legenden so berüchtigten Blocksberg, ließ sich in Hildesheim von dem Bischofe bewirthen und schied fröhlich von dem Fröhlichen. Eine eben so gefällige Aufnahme fand er vier Meilen von Hannover in dem kurfürstlichen Schlosse Koppenbrügge. Die verwittwete Kurfürstin Sophie von Hannover und ihre sie besuchende Tochter Sophie Charlotte, die Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg, hatten sich da-

hin begeben, um ihn zu empfangen. Als Peter anlangte, die Menge versammelter Menschen sah und hörte, daß auch der Herzog von Celle, der Kurprinz (nachherige König von Großbritannien) Georg Ludwig und zwei seiner Brüder sich dort befanden, so kostete es Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er sich der Familie zeigte. Er verlangte, unbemerkt durch eine verborgene Treppe hinaufgeführt zu werden, während die Kurfürstliche Familie zu gleicher Zeit durch die gewöhnliche Thür hinein kam. Sein Gesicht schien einnehmend, sein Wuchs ansehnlich, und sein schnelles und treffendes Antworten so überraschend, daß die geistvollen Frauen ohne Zwang die Unterhaltung bei der Tafel verlängerten, wo der Wohlgelaunte seinen Platz zwischen den beiden Kurfürstinnen erhielt. Der Czar nahm die Schnupftabacksdose der jungen Kurfürstin im freundlichen Tausche gegen die seinige. Die übrigen Gäste sparten den Wein nicht, am wenigsten der Kurfürstliche Hofmarschall, der so sehr unter den Zechern hervorragte, daß man ihn durch einen Czarischen Zobelpelz auszeichnete.

Nach der Mahlzeit sang die junge Kurfürstin eine Italienische Arie mit Beifall des Czars, ob er sonst gleich, nach seiner unbefangenen Aeusserung, die Musik nicht sonderlich liebte. Als man ihn darauf fragte: ob er an der Jagd mehr Gefallen fände? war seine Antwort: das sei eine Liebhaberei seines Vaters gewesen, er aber schätze über alles Schiffbau und Feuerwerk, und sei überhaupt in vierzehn Handwerken nicht ungeübt. Auch mußte man, zum Beweise davon, die Schwielen seiner Hände anfühlen.

Als man von der Tafel aufgestanden war, ließ der Czar, auf Bitten der Kurfürstinnen, seine Musikanten kommen und foderte die Damen zum Russischen Tanze auf, jedoch nicht eher, als bis seine Handschuhe gefunden waren, die man lange suchen mußte. Als etwas Auffallendes bemerkten die Kurfürstinnen, daß der Czar vier Zwerge von seinem Gefolge bald küßte, bald zupfte und den Lustigmacher mit einem Besen neckte, auch die zehnjährige

Prinzessin Sophie Dorothea bei den Ohren in die Höhe hob zum Nachtheil ihres Kopfputzes. "Er ist ein sehr guter Fürst," schrieb die ältere Kurfürstin auf Veranlassung dieser Zusammenkunft, "aber sehr ausgelassen, wie in seinem Lande der Gebrauch ist. Besser erzogen, würde er große Vorzüge besitzen, denn man bemerkt bei ihm viel Gutes und auch viel Verstand."

Am folgenden Morgen wollte Peter seinen heitern Wirthinnen aufwarten, erfuhr aber zu seinem Bedauern, daß sie gleich nach dem Balle abgereist waren. Der angenehme Abend blieb indessen in seiner Erinnerung, indem er aus Holland der älteren Kurfürstin vier Zobelfelle und drei Stück Seidenzeug übersandte. Mit dem Kurprinzen Georg, nachmaligen Könige von England, war er weit weniger zufrieden. Den Mangel an Achtung, welchen er von ihm erfahren zu haben glaubte, vergaß er auch dem nachherigen Regenten nicht. Immer liebte er die Englische Nation, aber nie Georg den Ersten.

Die Gesandtschaft setzte ihren Weg über Minden und Cleve nach Amsterdam fort, als demjenigen Orte, wo, wie Peter glaubte, die seinem Lande nützlichen Künste die höchste Stuffe erreicht hatten. In Emmerich verließ er die Gesandtschaft, fuhr mit zehn Personen in einem kleinen Fahrzeuge den Rhein hinab und kam am siebenten August unter fremden Namen in Amsterdam an. Indeß blieb es doch nicht unbekannt, daß der Angekommene Peter sei und der Stadtrath bot ihm ein prächtiges Haus zur Wohnung an. Aber Peter wählte sich dagegen eine kleine Wohnung auf dem Ostindischen Kap und nahm, um sich möglichst verborgen zu halten und alles besser beobachten zu können, die Kleidung eines Holländischen Schiffszimmermanns an. "Ich bin hier," schrieb er an den Patriarchen Adrian zu Moskau, "um dem Worte Gottes an unseren Vater Adam zu folgen: im Schweiß des Angesichtes sollst du dein Brod essen. Freilich arbeite ich nicht aus Noth, sondern um das Seewesen zu erlernen, mit

den erlangten Kenntnissen zurück zu kehren und, (das wird bis auf den letzten Athemzug mein Wunsch seyn) die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien.„

Der Aufenthalt in Amsterdam war nur kurz, denn Peter sehnte sich nach dem Nordholländischen durch Betriebsamkeit und Wohlstand ausgezeichneten Dorfe Saardam, wo besonders der Schiffbau am lebhaftesten betrieben wurde. Als er sich des Morgens um sechs Uhr diesem Orte näherte, traf sein Schiff auf das Boot eines Mannes, der Aale fischte. Plötzlich erkannten des Czaren Leute und bald auch er selbst in diesem Manne einen Schmidt, Namens Cherrit Kist, der in Rußland auf seiner Profession gearbeitet hatte. Die Russen riefen ihn zu sich und mit Verwunderung sah er jetzt den Monarchen, unter dessen Augen er oft bei seiner Profession beschäftigt gewesen war. Peter redete ihn freundlich an und erklärte seinen Wunsch, bei ihm zu wohnen. Der Fischer oder Schmidt hielt seine Wohnung für zu eng und klein, aber Peter wollte in das Hinterhaus ziehen, welches eine arme Wittwe bewohnte, die sich für sieben Gulden bewegen ließ, dem Monarchen ihre Stube nebst einer kleinen Scheune abzutreten. Kist aber ward hoch und theuer beschworen, den hohen Rang seines Gastes niemanden zu verrathen.

Der Czar war der erste, welcher mit einem Schiffsseil an's Ufer sprang und das Fahrzeug am Lande befestigte. Er trug eine förmliche Schifferkleidung, eine rothe Weste und weisse leinene Beinkleider; seine Begleiter waren Russisch gekleidet. Die ungewöhnliche Erscheinung zog eine Menge Neugieriger herbei und das Wirthshaus, in welchem die Ankömmlinge abtraten, ward sogleich von Zuschauern angefüllt. Um zu vernehmen, was die gaffende Menge von ihm und seinen Begleitern halte, schickte Peter einige von seinen Leuten unter sie, welche dann hörten, daß man die Ankömmlinge für einen Theil der großen

Russischen Gesandtschaft hielt, von der auch dort das Gerücht sich schon verbreitet hatte. Um dieser Vermuthung entgegen zu wirken, ließ der Czar unter der Menge die Nachricht ausstreuen: die Ankömmlinge wären gemeine Arbeitsleute, welche aus der Fremde kämen und zu Saardam Arbeit suchten. Doch dieß glaubte niemand, denn die reiche Kleidung Einiger, die weichen Hände der Meisten und das Geld in den Börsen Aller stand zu sehr im Widerspruch mit jener Versicherung.

Es war gerade Sonntag, als der Czarische Sonderling in Saardam anlangte und es verdroß ihn, daß er den Tag müßig zubringen mußte, der noch überdieß einen Strom neugieriger Gaffer in die Nähe seiner Wohnung führte. Am folgenden Morgen kaufte er sogleich die nöthigen Zimmergeräthe, trug sie selbst nach Hause und meldete sich darauf unter dem Namen Peter Michailow als Arbeiter auf dem Schiffswerft eines gewissen Rogge. Er begab sich auch sogleich unter die Werkleute, mit einem Beil in der Hand und fragte den Meisterknecht: was zu thun wäre? Dann besuchte er die Eltern und Frauen der Saardamer, die ihm in Moskau und Archangel bekannt worden waren. Bei der einen trank er ein Glas Wachholderbranntwein und bei der andern nahm er ein geringes Mittagmahl ein. Einer dritten, die ihn nach ihrem Manne fragte, erzählte er, daß er ihn als einen sehr fleißigen und guten Arbeiter kenne und neben ihm ein Schiff gezimmert habe. Auf die Frage, ob er denn auch ein Schiffszimmermann sei, antwortete er mit sichtlicher Zufriedenheit: "Ja, ich bin auch ein Zimmermann." Von einem Saardamer kaufte er nach langen Handeln ein Ruderboot für vierzig Gulden und eine Kanne Bier, welche Käufer und Verkäufer zusammen im Wirthshause ausleerten. Am liebsten hörte er es, wenn man ihn Baas (Meister) nannte und wenig Dank wußte er es denen, die ihn durch ihr Bezeugen unterschieden. Er besah sämmtliche Saardamer Fabriken, Oel-, Säge- und Papiermüh-

len, Strick- und Segelmachereien, zeigte überall gleiche Wißbegierde und Talent zu jedem Geschäft. So nahm er z. B. in einer Papiermühle den Schöpfermeister die Papierform aus der Hand und zog einen Bogen aus der dünnen Masse hervor zur Verwunderung des Holländers, dem er einen Thaler schenkte.

Es verflossen nur wenige Tage, so war der Rang des Russischen Gastes kein Geheimniß mehr für Saardam. Ein Holländischer Schiffer, der in Rußland lebte, hatte seinem Sohne des Czaren Reise gemeldet und dessen Warze auf dem rechten Backen und das Schütteln mit dem Kopfe und rechten Arme als Czarische Unterscheidungsmerkmale angegeben. Der Brief wurde in einer Barbierstube in Saardam vorgelesen. Der Barbier grübelte darüber nach und fand bald, daß der von seinen Begleitern ausgezeichnete Fremde kein Anderer seyn könnte, als der Czar selbst. Das Gerücht lief umher und von allen Seiten eilte man nach Saardam, um einen Russischen Monarchen als Schiffs-Arbeiter in Matrosentracht zu sehen. Dieß thaten selbst die Knaben auf den Straßen. Als Peter einst, durch die Straßen wandelnd, aus seinem Hute Pflaumen speiste und einen Theil derselben unter die ihm nachlaufenden Straßenjungen warf, geriethen diese darüber in Zank und Balgerei und die Leerausgehenden warfen den hohen Fremden mit Erde und Steinen, deren einer ihn empfindlich in den Nacken traf. Peter trat hierauf in ein nahes Wirthshaus, um nach den Bürgermeister zu fragen, allein einige der vornehmsten Bürger, von diesem Unfuge unterrichtet, kamen ihm zuvor, benachrichtigten die Obrigkeit und der Bürgermeister Joor erließ eine Bekanntmachung: daß niemand den hohen Fremden, welche unbekannt bleiben wollten, etwas zu Leide thun sollte. Da der Czar auch seine Unzufriedenheit mit dem Andrange der Neugierigen zu seiner Wohnung bezeugt hatte, so ward der Zugang zu derselben mit Wache besetzt.

Seiner angenommenen Rolle treu, verwarf Peter jede Art von Ehrenbezeugung. Die beiden Bürgermeister von Saardam fragten einst in seinem Beiseyn den Dollmetscher: ob sein Herr ihnen nicht die Ehre erweisen wollte, einen Fisch mit ihnen zu speisen? Es erfolgte die Antwort: sie hätten hier keinen Herrn, dieser würde erst nachkommen. Als der Kaufmann Bloem den Czar ein geräumiges Haus mit einem Garten zur Wohnung anbieten ließ, hieß es: "wir sind geringe Leute und mit unserer jetzigen Wohnung vollkommen zufrieden."

Inzwischen verbreitete sich die Nachricht, daß der Selbstbeherrscher des großen Russischen Reichs zu Saardam auf einem Schiffswerft arbeite, auch in Amsterdam. Viele hielten es für eine Fabel und es geschahen ansehnliche Wetten desfalls. Die nach Rußland handelnden Kaufleute nahmen einen sicherern Weg, um sich Gewißheit zu verschaffen. Zwei der vornehmsten unter ihnen, die den Monarchen von Rußland aus persönlich kannten und von ihm gekannt waren, reiseten selbst nach Saardam, wurden vorgelassen und als sie ihre Verwunderung bezeugten, ihn in solchem Gewande hier zu finden, antwortete Peter: "ihr seht es." Nach langem Gespräche entließ er sie freundlich. Um indessen dem Zulaufe seltener ausgesetzt zu seyn, kaufte er für vierhundert und fünfzig Gulden ein Jachtschiff, versah es eigenhändig mit einem Vordermaste und segelte damit als Steuermann bis in die Nähe von Amsterdam, um sich an den zahllos an einander gereihten Schiffen zu weiden, die mit ihren Masten einen ausgedehnten Wald bildeten. Einst, da er auf einer solchen Fahrt ans Land sprang, versammelten sich sogleich mehrere Personen und gafften ihn unbescheiden ins Gesicht. Dieß konnte Peter durchaus nicht leiden und daher versetzte er einem der Unbescheidensten eine derbe Ohrfeige. "Er ist zum Ritter geschlagen!" rief die lachende Menge und von nun an blieb ihm die ritterliche Benennung. Einen Schiffer, der aus Neugierde zu nahe heransegelte, warf

er ein Paar leere Flaschen entgegen. Seine Verwegenheit auf solchen Wasserfahrten erregte selbst bei Seeleuten Staunen und wäre ihm beinahe gefährlich geworden, als er einmal falsch in die Segel griff und mit dem Fahrzeuge umschlug. Herbei eilende Schiffer retteten ihn.

Als einst zu Saardam ein großes, neuerbautes Schiff über den Deich gewunden werden sollte und der Rath von Flandern den Czar einlud, diesen merkwürdigen Beweis des Gebrauchs mechanischer Kräfte mit anzusehen, mit dem Versprechen, bequeme Plätze für ihn und sein Gefolge zu besorgen, versprach er es; als er aber alle Dächer und Fenster mit Menschen angefüllt sah, die größtentheils von Amsterdam gekommen waren, den fremden Monarchen bei dieser Gelegenheit zu sehen, beschloß er, zu Hause zu bleiben. Vergebens erschienen die Bürgermeister und einige Rathsglieder bei ihm, mit dem Erbieten, ihn in ein Haus zu führen, wo er ungesehen zuschauen könne. Er antwortete zwar: "gleich, gleich," und begann sich anzukleiden, aber kaum fiel sein Blick von neuem auf die Volksmenge, so rief er zornig: "Zu viel Volk, zu viel Volk!" und warf die Thüre zu. Am folgenden Tage, einem Sonntage, war der Zufluß von Neugierigen nach Saardam noch größer. Schon früh Morgens waren alle Zugänge zu Peters Wohnung mit Menschen bedeckt und das Gedränge nahm stündlich so zu, daß die Wachen auf den Brücken verdoppelt werden mußten und der Czar keinen Fuß aus dem Hause setzen konnte. Als er die unermeßliche Volksmenge sah, gerieth er in einen bis zu Konvulsionen steigenden Zorn, ein bei ihm nicht ungewöhnlicher Fall. Man zeigte dieß der Ortsobrigkeit an und ersuchte dieselbe um Beistand, den Grund von Peter's Zorn zu heben. Es war ihr aber nicht möglich, gegen den immer zunehmenden Strom der andringenden Menge etwas auszurichten. Man führte daher des Czaren Jachtschiff von seiner gewöhnlichen Stelle an eine andere nähere und, nachdem man so viel Platz gemacht

hatte, als irgend möglich war, drängte sich der Monarch, indem er beständig um sich stoßen und schlagen mußte, durch die Menge zu seinem Schiffe, wo er um ein Uhr Nachmittags ankam. Obwohl der schon am Morgen heftige Wind immittelst zum Sturm angewachsen war, so begab sich doch Peter, aller Warnungen ungeachtet, mit diesem kleinen Fahrzeug auf den Weg nach Amsterdam, wo er nach einer keineswegs gefahrlosen Reise und nachdem Schiff und Tauwerk beschädigt waren, Nachmittags vier Uhr ankam. Durch einige Fahrzeuge, die bei ihm vorbeigesegelt waren, hatte man auch hier seine Ankunft vorher vernommen und die andringende Menge verursachte hier ebenfalls Ungelegenheit, so daß Einige von denen, die sich am unbescheidensten hervordrängten, vom Czar und dessen Gefolge blutig geschlagen wurden, welches dann keineswegs unerwiedert blieb. Glücklicherweise ward diesem Gedränge bald dadurch abgeholfen, daß man die Fremden in das für die Russische Gesandtschaft zubereitete Haus brachte.

Während Peter in den Werften zu Saardam unermüdet beschäftigt gewesen war, hatten seine Gesandten ihre Reisen durch Westphalen fortgesetzt und waren nach Wesel gekommen, wo sie die letzten Brandenburgischen Ehrenbezeugungen empfingen. Ein Holländischer Ceremonienmeister, mit mehreren Staatsboten und Trompetern, war ihnen bis Cleve entgegen gekommen, um sie an den Grenzen des Landes zu empfangen. Hier warteten ihrer vier große Jachtschiffe und viele Kutschen. Unter dem Donner der Kanonen zogen sie zu Nimwegen ein und reisten von dort über Gouda nach Amsterdam, wo die Bürgermeister der Stadt sie vor den Thoren empfingen und ein aus jungen Leuten von den ersten Familien bestehendes auf eigene Kosten prächtig uniformirtes Korps Freiwilliger sie einholte. Der Einzug der Russen gewährte einen höchst imposanten Anblick. Voran kamen vier Tartaren mit Pfeil und Bogen, vierzehn Russische Edelleute und sechzehn Pagen

zu Pferde, umgeben von vier und zwanzig Heiduken in Slavischer Kleidung, mit silbernen Beilen, dann die Kutschen der Gesandten, in der ersten le Fort, und Menzikof; hierauf folgten eine große Anzahl Hofbedienten, in rothen mit Silber besetzten Livreen; hinter diesen die Kutschen der Bürgermeister und mehr als fünfzig Kutschen mit dem Gesandtschaftsgefolge. Die dazu gehörigen Edelleute trugen lange Röcke mit prächtigen Zeugen, zum Theil von Goldstoff mit Perlen besetzt und hohe Mützen von kostbarem Pelzwerk, die, so wie ihre Waffen von Perlen und Juwelen schimmerten. Der Czar war der Gesandtschaft bis Utrecht entgegen gegangen und befand sich unbemerkt unter den übrigen Edelleuten in einer der letzten Kutschen.

Die Stadt Amsterdam, deren Bewohner damals durch den wichtigen Handel mit Rußland ausserordentlich gewannen, hatte beschlossen, der Gesandtschaft ausserordentliche Ehre zu erweisen. Es wurden zu ihrer Bewirthung hundert tausend Gulden bestimmt und allerlei Vorkehrungen getroffen, um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt, prachtvolle Mahlzeiten, ein großes Holländisches Schauspiel mit Tänzen, die Zaubereien der Armida und ein meisterhaftes Feuerwerk auf der Amstel, mit symbolischen Anspielungen auf die Größe des russischen Monarchen, füllten die ersten Tage. Peter betrachtete aus einer nahen Taverne die feuersprühende Erleuchtung und äusserte seinen Beifall mit lauter Stimme. Doch schon damals ließ er merken, daß ein solcher Zeitverderb nicht die Absicht seines Daseyns wäre. Ungehalten darüber, daß es nicht gelungen war, in Saardam und in der Stille auf einer Schiffswerfte zu leben und zu arbeiten, hatte er sich in Amsterdam bei einem Seilermeister, unweit des Ostindischen Schiffswerfts, eine Wohnung gemiethet, um dort den Schiffbau als Zimmermann praktisch zu lernen. Noch in der Nacht, in welcher das Feuerwerk gehalten wurde, fuhr

er, trotz alles Flehens und Bittens der Russischen Großen und der Abmahnungen seiner Amsterdamer Bekannten, die ihm die Gefahren einer nächtlichen Wasserfahrt vorstellten, in seinem kleinen Jachtschiffe nach Saardam, um seine dort noch befindlichen Sachen und Geräthschaften selbst abzuholen und auf die Amsterdamer Schiffswerfte zu bringen. Um ein Uhr Nachts kam er in Saardam an, half früh Morgens alles mit einpacken und einladen und eilte eben so schnell zurück als er gekommen war.

Eine Lustbarkeit, die ihm die Stadt Amsterdam am 1. September bereitete, war besonders nach seinem Geschmacke. Es war ein großes Seegefecht auf dem Meerbusen Y, unter Leitung des Viceadmirals Schny. Peter wohnte demselben auf dem großen, prächtigverzierten Jachtschiffe der Ostindischen Kompagnie bei, wo er mit seiner Gesandtschaft aufs prächtigste von den Bürgermeistern empfangen wurde. Alle Hauptmanöuvers einer Seeschlacht, Angriffe in Linie, das Entern, Zurückschlagen, Erobern und Aufbringen der Schiffe ward mit Genauigkeit ausgeführt. Der Czar war so entzückt über diesen Anblick, daß er in der Hitze des Gefechts an Bord eines der bewaffneten Fahrzeuge ging und es immer dahin wendete, wo es am heißesten herzugehen schien.

In der neuen Wohnung auf der Schiffswerfte, welche Peter mit einem kleinen Gefolge bezog, gefiel er sich ungemein wohl. Anfangs ward sein Tisch aus dem Hause, wo die Gesandtschaft wohnte, bedient; doch dieß ward ihm bald zuwider und er fing seine eigene Wirthschaft an. Gewohnt, frühe aufzustehen, hatte er für das Mittagsmahl keine bestimmte Zeit und er aß, wenn ihn hungerte. Er machte dann selbst Feuer und schürte es unter dem Topfe an. Die Nahrungsmittel kaufte er ebenfalls selbst und lebte wie der Gemeinste im Volke, auch durfte man ihn nicht anders nennen als Zimmermann Peter von Saardam, oder Meister Peter. Ohne seinen eigentlichen Regentenberuf aus den Augen zu verlieren, sandte er in

dem einen Augenblicke Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer in der Ukraine und verhieß dem Könige August von Polen künftigen Schutz zur Behauptung seines Thrones, in dem folgenden ging er, sein Beil in der Hand, auf die Werfte, erkundigte sich nach jedem Seil und Nagel, die zum Schiffbau gehörten und setzte Jedermann in Verwunderung über seine Gelehrigkeit. Als eines Tages einige Arbeiter ein schweres Stück Holz an ihm vorbei trugen, rief ihm der Werftmeister zu: "Warum helft ihr nicht, Zimmermann Peter von Saardam?" Der Czar gehorchte sogleich, stemmte seine Schultern an und half das Holz weiter schaffen. Wer ihn, wenn er als Schiffszimmermann gekleidet war, Ew. Majestät, oder nur mein Herr nannte, dem kehrte er sofort den Rükken zu.

Zur Vervollkommnung in seinem Lieblingsfache nahm der Czar Unterricht in der Mathematik, Steuermannskunst und dem Schiffszeichnen, auch war er am liebsten in der Gesellschaft solcher Männer, die seine Wißbegierde zu befriedigen vermochten. Am meisten schätzte er den gelehrten und staatsklugen Bürgermeister Nicolaus Witsen, der in seiner Jugend bei der Holländischen Gesandtschaft in Moskau gewesen war, des Czares Vater gekannt und im Jahre 1697 Petern selbst eine Karte von der Tartarei gewidmet hatte. Er gewann Peters ganzes Zutrauen und genoß fast täglich seinen vertrauten Umgang. Die Holländischen Juden, denen dieß nicht entging, wandten sich daher an ihn und vermochten ihn, dem Czar ihre Bitte vorzutragen, daß es ihnen erlaubt seyn möchte, sich in Rußland niederzulassen, Handlungscomtoirs anzulegen und Kaufmannschaft zu treiben. Sie erboten sich, sofort eine Erkenntlichkeit von hundert tausend Gulden zu zahlen. Doch Peter fand es noch zur Zeit nicht rathsam, die Juden, welche unter dem Czar Iwan Wassiljewitsch aus Rußland vertrieben worden waren, wieder aufzunehmen. Er half sich durch ein Witzwort aus der Sache.

„Mein lieber Witsen,“ sagte er, „aus Mitleiden mit den Juden muß ich das Gesuch abschlagen. Die Juden stehen zwar im Rufe, daß sie die ganze Welt im Handel überlisten können, aber ich kenne meine Russen, bei ihnen würden sie doch zu kurz kommen.“

Um das Ueberwinden eines Schiffes über den Deich zu sehen, fuhr Peter eines Tages in seinem Jachtschiffe, wieder nach Saardam. Er betrachtete alles auf das genaueste, benutzte die Ruhezeit zum Einkaufen vieler eiserner Geräthschaften und trug sie selbst in sein Schiff. Auf der Werfte nahm er aus Menzikofs Hand die Axt und arbeitete an einem Maste. Von le Fort und Witsen begleitet, reiste er nach Utrecht und sprach daselbst den König Wilhelm von England, zugleich Statthalter von Holland. Kurz nach dieser Zusammenkunft fielen zwei Russische Große bei Petern in die äusserste Ungnade, weil sie sich nicht nur gegen ihn selbst, sondern auch gegen Andere über sein Benehmen in Holland tadelnd geäussert und ihn ermahnt hatten, sich weniger zur Schau zu stellen und seinen Namen so wie seine Würde mehr zu berücksichtigen. Dieß nahm der Czar so übel auf, daß er sie in Ketten legen und in der Wohnung der Gesandtschaft gefangen halten ließ, mit der Absicht, beide enthaupten zu lassen. Auf die Vorstellung der Bürgermeister von Amsterdam, daß dieß weder in der Stadt, noch irgendwo im Lande gestattet werden könne und auf ihre dringende Bitte, die Gefangenen in Freiheit zu setzen, ward ihre Strafe dahin gemildert, daß der eine nach Batavia, der andere nach Surinam eine Reise machen sollte. Angemessener strafte er einen bei der Gesandtschaft angestellten Priester, der sich im Trunke übernommen hatte, dadurch, daß er in der Seilmacherei das Rad drehen mußte. Selbst als er nach Verlauf einiger Tage mit Vorzeigung seiner durch die ungewohnte Arbeit geschundenen Hände um Begnadigung bat, erhielt er vom Czar blos die Antwort: „Fort, fort! an die Arbeit!“

Ausserordentlich und in ihrer Art einzig war die Anstrengung, mit der Peter täglich vom frühen Morgen bis an den spaten Abend arbeitete. Wenn er nicht den Schmidehammer, Axt und Hobel handhabte, besuchte er Gewerbe und Fabriken, setzte sich an einen Webestuhl und verweilte forschend und nachdenkend bei jedem Gegenstande, der ihm neu war. Witsen zeigte ihm die Betplätze der verschiedenen Religionsparteien, die Hospitäler und Findelhäuser, und wo ihm etwas Neues und Wichtiges vorkam, notirte es der Czar in seiner Schreibtafel. Von Witsen begleitet, besuchte er die berühmtesten Gelehrten in Amsterdam und unterhielt sich mit ihnen über Gegenstände der Physik, Chemie, Botanik, Anatomie, Geographie und Mathematik. Mit Aufmerksamkeit besuchte er die Vorlesungen des berühmten Anatomikers Ruysch und ausserordentlich überrascht wurde er durch das anatomische Kabinet desselben. Wie besinnungslos stand er da und nur mit Mühe war er wegzubringen. Vor der Leiche eines Kindes, das, als ob es lebte, zu lächeln schien, konnte er nicht vorbeigehen, ohne es zu küssen. Seine bekannte Neigung, chirurgische Operationen verrichten zu helfen, ging so weit, daß auf sein Verlangen im St. Peters-Hospital eine Durchgangsthür in der Mauer angebracht werden mußte, damit er aus dem Gesandtschaftshause, unbemerkt von der vor demselben gewöhnlich versammelten Neugierigen, sich mit Ruysch dahin begeben konnte. Sehr oft bemerkte man ihn in der Werkstätte des berühmten Mechanikers van der Heyden, den er vergebens zu bereden suchte, in seine Dienste zu treten. In Witsens Gesellschaft reiste er nach dem Texel und besah die mit einem reichen Fange zurückkehrende Grönländische Wallfischflotte. Nichts war ihn auf diesen, ihrer Bestimmung nach unmöglich ganz reinlich zu haltenden Schiffen zu widrig, um alles zum Wallfischfang gehörige von unten bis oben zu durchspähen und zu erfragen. Auch in Saardam suchte er einen daselbst angekommenen Grönlandsfahrer auf und

man mußte ihm dort das ganze Manöuver des Wallfisch-fanges vormachen; nachher wohnte er der Fabrikation aller verschiedenartigen nutzbaren Theile des Wallfisches bei.

Zwei Monate hatte die Russische Gesandtschaft in Amsterdam zugebracht, als sie nach dem Haag zu einer Audienz bei den Generalstaaten abreiste. Die Gesandtschaft fuhr in sechzig neuen Staatswagen, das ganze Gefolge hatte neue Livreen bekommen und der Einzug in Haag war noch prachtvoller als in Amsterdam. Der Czar-Zimmermann legte jetzt auch seine Axt nieder, um der feierlichen Audienz seiner Gesandtschaft, wiewohl im strengsten Incognito, beizuwohnen. Witsen holte ihn zu dem Ende, begleitet von zwei andern Herren, in seinem Wagen ab. Der Czar wollte durchaus einen seiner Zwerge mitnehmen. Da man ihm vorstellte, daß der Raum im Wagen es nicht wohl erlaubt, so antwortete er: "Gut, er soll auf meinem Schooße sitzen." Um dem Gewühle zu entgehen, fuhr er durch ein abgelegenes Thor um die Stadt herum. Da er hier viele Mühlen erblickte, so fragte er bei jeder, wozu sie bestimmt sei? Als man vor eine derselben kam, vor welcher keine Vorräthe standen, sagte man ihn auf seine Frage, es sei eine Schleifmühle. "Das will ich sehen," rief er und sprang aus dem Wagen. Unglücklicher Weise war die Mühle verschlossen und der Schlüssel nicht zu haben. Nicht weit von Harlem bemerkte er eine kleine Schöpfmühle zur Wässerung der umliegenden Gegend. Vergebens sagte man ihm, sie sei mit Wasser umflossen. "Ich muß das sehen!" rief er, ließ den Wagen halten, befriedigte seine Neugier und kam mit nassen Füssen zurück. Harlem wollte er durchaus umfahren und als seine Reisegefährten ihm die Unmöglichkeit vorstellten, schlug er seinen Mantel über den Kopf und fuhr so mit nicht geringem Aufsehen durch die Stadt. Jenseits derselben erblickte er das schöne Landhaus eines reichen Amsterdamers; auch dieß wollte er sehen. Man erbat und erhielt die Erlaubniß dazu; aber jetzt bestand der Czar darauf, der Besitzer

und alle seine Hausgenossen sollten erst herausgehen. Witsen war in nicht geringer Verlegenheit und wahrscheinlich mehr aus Rücksicht auf den Bürgermeister von Amsterdam, seinen Freund, als den Russischen Monarchen, ließ sich der reiche Holländer bewegen, das seltsame Begehren zu befriedigen.

Es war inzwischen Abend geworden und schon freuten sich die Begleiter des Czars, daß es für ihren hohen Reisegefährten jetzt nichts mehr zu sehen geben werde. Aber vergebens! Es bedurfte nicht des Gesichts, um seine Wißbegierde zu wecken. Vor der Einfahrt in den Haag fühlte er einen heftigen Stoß des Wagens. "Was ist das?" fragte er sogleich. Man antwortete ihm: der Wagen sei in ein Fahrschiff gefahren. "Das muß ich sehen," hieß es wieder. Er ließ anhalten und bei Laternenschein mußte die Weite, Länge und Tiefe des Fahrschiffes gemessen werden.

In der Nacht um eilf Uhr langte der Czar endlich mit seinen Begleitern in Haag an, wo einer der besten Gasthöfe zu seinem Quartiere gewählt war. Man wies ihm ein schönes Schlafzimmer mit einem Himmelbette an, allein er suchte sich eine Bodenkammer auf und nach Mitternacht fiel es ihm ein, in dem Hotel seiner Gesandtschaft zu übernachten. Trotz aller Gegenvorstellungen mußte ihn ein Wagen dahin führen. Hier suchte er sich selbst eine Schlafstelle, fand endlich einen der niedrigsten Russischen Bedienten in einer Kammer auf einer Bärenhaut schnarchen, weckte ihn mit Mühe und zuletzt mit einigen Fußstößen auf und rief dem Erwachenden zu: "Fort, fort! hier will ich schlafen." Und auf dieser warmen Bärenhaut hielt der Monarch seine Nachtruhe. Am Audienztage den 25. September kleidete er sich wie ein gemeiner Edelmann in einem blauen Rock mit wenigem Golde besetzt, trug eine große blonde Perücke und einen Hut mit weissen Federn. Witsen holte ihn ab und führte ihn in das Nebenzimmer eines Saals, wo sich bald die Mitglieder

der Generalstaaten und viele vornehme Zuschauer versammelten. Da eine ziemliche Zeit verging, ehe der Zug seiner Gesandtschaft anlangte und immittelst die Augen aller im Saale Versammelten sich auf das Nebenzimmer zu richten begannen, wo sich der Czar befand, überfiel ihn eine große Aengstlichkeit. "Es dauert zu lange," rief er und wollte fort, doch Witsen stellte ihm vor, daß er dann durch den Saal gehen müsse, wo die Generalstaaten bereits versammelt wären. Hierauf verlangte er, die Herren sollten ihn beim Durchgehen durch den Saal nicht ansehen, sondern ihm den Rücken zukehren. Witsen versetzte, er könne den Herren, als Repräsentanten der Landessouveraenität, nichts befehlen, doch wolle er es versuchen. Dieß geschah und es erfolgte die Antwort: die Herren würden zwar, wenn der Czar durch das Zimmer ginge, aufstehen, ihm aber nicht den Rücken zukehren. Peter zog hierauf seine große Perücke vor das Gesicht und rannte so spornstreichs durch das Versammlungszimmer hinunter an das Portal.

Die Generalstaaten vernahmen inzwischen le Forts Russische Anrede, während Wosnitschin auf rothem Taffet das Czarische-Schreiben darreichte, welches den Wunsch ihres Herrschers nach engerer Freundschaft und Handelsverbindung ausdrückte, zum Besten der Christenheit und zum Verderben des Türkischen Reichs. Da diese Gesandtschaftsfeierlichkeit übrigens leere Wünsche und Versicherungen enthielt, auch keinen öffentlichen Gewinn schaffte, so darf man annehmen, daß des Czaren Absicht blos dahin ging, als Privatmann die angesehensten Höfe der damaligen Zeit zu besuchen, zum Einsammeln von Kenntnissen, die ihm eben so sehr als seinem Reiche nützlich seyn konnten.

Da es dem Czar überall am meisten um Belehrung und Befriedigung seiner Wißbegierde zu thun war; so verbat er sich auch in Haag die meisten Lustbarkeiten, die man ihm zu Ehren anstellen wollte. Dagegen hatte er mehrere zwanglose Zusammenkünfte mit dem Statthalter

und Könige Wilhelm von England, auch machte er die Bekanntschaft der vornehmsten Holländischen Staatsmänner jener Zeit, eines Heinsius, van Slingeland, van Welde, van Haren, und des Greffiers der Generalstaaten Franz Fagel. Diesen Letztern ersuchte er, ihm Jemanden zuzuweisen, der die Russische Staatskanzlei nach dem Muster der Holländischen, welche ihm sehr gefiel, einzurichten verstände. Den berühmten General-Ingenieur Coehorn suchte er in seine Dienste zu ziehen und, da dieser es ablehnte, nahm er auf dessen Empfehlung mehrere geschickte Holländische Ingenieur-Offiziere an und sandte sie bald darauf nach Rußland.

Als Peter auf dieser Reise nach Leiden kam, ließ er die Gelegenheit nicht unbenutzt, die wissenschaftlichen Anstalten und die berühmtesten Gelehrten dieser Hochschule kennen zu lernen. Indem er den Naturforscher Leeuvenhoek besuchen wollte, fand er eine solche Menge Volks versammelt, daß ihn seine in solchen Fällen gewöhnliche Beängstigung ergriff. Er ersuchte daher diesen Gelehrten, zu ihm an Bord seines Jachtschiffes zu kommen. Leeuvenhoek kam und brachte einiges von seinen schönsten Apparaten, besonders sein Mikroskop, mit. Ueber zwei Stunden unterhielt sich Peter mit ihm und erfreute sich vorzüglich an der Beobachtung des Blutumlaufs der Fische. Als er am folgenden Morgen früh um sechs Uhr mit Boerhave den botanischen Garten und den anatomischen Hörsaal besuchte, zog eine Leiche, deren Sehnen entblößt waren, seine besondere Aufmerksamkeit auf sich; und als er wahrnahm, daß Einige aus seinem Gefolge Eckel und Widerwillen gegen diesen Anblick bezeugten, ward er darüber so unwillig, daß er ihnen befahl, mit den Zähnen eine Flechse von dem todten Körper loszureißen.

Am 20. October verließen die Russischen Gesandten den Haag, beschenkt — der erste mit einer goldenen Kette zehn Pfund schwer, der andere mit einer solchen Kette von acht, der dritte von fünf und einem halben Pfund. Die

beiden Gesandtschaftskavaliere, Peter le Fort und Bogdan Pristaw, erhielten Ketten von drei Pfund, die Dollmetscher Peter Wulf und Peter Schafirow von zwei und vierzig Dukaten. Die Kette des Geistlichen Potorskij wog dreißig Dukaten. Die Gesandten überreichten dagegen kostbaren Stoff und Zobelfelle.

Als Peter nach Amsterdam zurückgekommen war, setzte er seine vorige Lebensweise fort, besuchte Gelehrte, Künstler und Handwerker, oder arbeitete auf der Werfte an einer Galiote, welche die Stadt auf sein Verlangen bauen ließ. Oft machte er auch Fahrten nach Saardam und seine Verwegenheit auf dem Wasser stach manchmal sonderbar gegen das Zittern der ihn begleitenden jungen Edelleute ab. Die Keckheit, womit er alles Neue und Auffallende prüfte, brachte ihn mehrmals in augenscheinliche Gefahr. Als er z. B. den großen Krahn zu Amsterdam besah und, um seine Wißbegierde desto besser zu befriedigen, rasch die Spitze desselben erklamm, that er beim Herabsteigen einen so unglücklichen Fall, daß er mehrere Tage nicht vom Stuhle kam. Bei einer Wasserfahrt, da er unrichtig in die Segel griff, schlug das Schiff um und mit genauer Noth ward er von seinen Schiffsgenossen gerettet. Ein andermal faßte er hastig in die Maschinerie einer Sägemühle und beinahe hätte er mit der Vernichtung des Mühlenwerks auch die seinige dadurch herbeigeführt. An Markttagen belustigten ihn die Quacksalber und Zahnbrecher und besonders die Geschicklichkeit der Letztern, mit allerlei gewöhnlichen Hausgeräthschaften (Löffelstielen, Pfeifenröhren u. dgl.) Zähne auszuziehen. Er ließ einen dieser Künstler zu sich kommen und lernte in der größten Geschwindigkeit die dazu erforderlichen Handgriffe. Manchen Personen seines Gefolges kostete die neu erlernte Kunst einen oder mehrere Zähne und zeitlebens übte er, wo sich Gelegenheit dazu darbot, das Geschäft des Zahnarztes. Einen Taschenspieler wollte er mit nach Rußland nehmen,

allein dieser fand in Amsterdam so viele Kunden, daß er nicht Lust hatte, sie auswärts zu suchen.

Unter solchen Beschäftigungen erfreuten den Czar die Fortschritte seiner Waffen in zwei glücklichen Gefechten gegen den Tartarchan, der nach vierstündiger Anstrengung über den Kajalnik flüchtete und gegen den Seraskier und Tartarchan, die siebentausend Mann von dreißigtausend auf dem Kampffelde zurück ließen. Dieser Siege wegen veranstaltete Peter Gastmahle mit Tanz, Erleuchtung und Feuerwerk. Entscheidender für den Gang des Krieges war aber ein Oesterreichischer Sieg über die Türken bei Zentha, wo der berühmte Prinz Eugen mehr als zwanzigtausend Feinde niedermachte und der Großvezir sein Leben in einem Aufruhre verlor. Der Czar sandte darüber einen förmlichen Bericht an den Schein-Czaren mit Glückwünschen und befahl dort diesen Erfolg unter Geschütz und Gewehrfeuer zu begehen.

Eine große Freude hatte Peter, als auf dem Amsterdamer Werft die Galiote fertig war, an deren Bau er so thätigen Antheil mit der Axt genommen hatte und als ihm der Bürgermeister Witsen meldete, daß die Stadt ihn mit diesem Fahrzeuge ein Geschenk mache, da umarmte er dankend seinen Freund und gab der Galiote sogleich den Namen: die Stadt Amsterdam. Sie wurde mit mancherlei von ihm selbst eingekauften und unter seinen Augen eingeladenen Waaren befrachtet und ging mit mehreren in Russische Dienste getretenen Personen nach Archangel ab. Viele Jahre wurde dieses Schiff in besondern Ehren gehalten und erst unter der Kaiserin Elisabeth ging es, bei einem großen Brande in Petersburg, in Feuer auf.

Der Czar hatte vor seiner Abreise aus Moskau die Verwaltung des Reichs während seiner Abwesenheit dem Knäs Romadanowsky übertragen, mit dem Befehle, in wichtigen Sachen die übrigen Bojaren zu Rathe zu ziehen. Während der ganzen Reise unterhielt er mit ihm einen Briefwechsel, in dem sich die Originalität des Schrei-

benden nicht verleugnet. So schrieb er ihm z. B. aus Holland: "Mein Herr König. Dein Großherrliches Schreiben ist mir am neunten October übergeben worden — für welche Großherrliche Gnade ich vielfach dankend in-hiesigen Angelegenheiten berichte: daß Eure Knechte, der Admiral Franz Jakowlewitsch, le Fort und dessen Gefährte mit allen zu ihnen Gehörigen gottlob wohlauf sind." In einem andern Briefe an den sogenannten Herrn König dankt der Czar ebenfalls für ein erhaltenes Schreiben und bittet nicht zurückgesetzt zu werden in dessen Gnade. In einem dritten Briefe bedauert er, nichts Neues melden zu können, mit dem Versprechen: alles künftig anzuzeigen, was geschehen würde. In einem vierten Briefe verbeugt er sich mit der Stirne zur Erde für einen erhaltenen Brief, meldet von eingekauften Sachen und schließt mit den Worten: "Uebrigens mich zu ferneren Diensten Ew. Gnaden hingebend beständig Ew. Durchlaucht gehorsamster Diener."

So lieb Petern der Aufenthalt in Holland war, so blieb ihm doch etwas zu wünschen übrig. Der Werftmeister Johann Pool, ein sehr geschickter Mann, hatte ihn in den Verhältnissen der Schiffe unterrichtet. Peter brauchte nur vier Tage, um ihn ganz zu fassen; aber Befriedigung hatte er nicht gefunden. Er wollte alles in Linien mathematisch demonstrirt sehen und dieß überstieg Pools Wissenschaft. Als Peter einst in einer Gesellschaft bei einem Kaufmann darüber grübelte, erfuhr ein gegenwärtiger Engländer die Ursache seiner Bekümmerniß und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Bauart der Englischen Schiffe. Ihre nähere Ansicht ließ ihn bald vermuthen, daß die Kunst in England noch auf einer höheren Stufe stehe und nun war auch sogleich sein Entschluß gefaßt, sich dahin zu begeben. Er reiste am 9. November, blos von le Fort begleitet, in einer anständigen, wiewohl einfachen Kleidung und Equipage zum Könige Wilhelm nach dem Haag und gab ihm seinen Wunsch zu erkennen,

England zu besuchen. Der König reiste hierauf voraus und ließ den Czar durch drei Kriegsschiffe und ein Jachtschiff, unter dem Kommando des Admirals Mitchel, abholen.

Peter verließ Amsterdam um die Mitte des Januars 1698, begab sich mit Menzikof und fünfzehn andern Begleitern nach Helvoetsluys und segelte von da nach England ab. Die Holländer, denen diese Reise nicht angenehm war, gaben ihm in der Person eines klugen Seeoffiziers eine Art von Ehrenspion mit und befahlen ihm, alles Erhebliche über Peters Aufenthalt in England zu berichten. Besonders sollte er darüber wachen, daß die Früchte der so glücklich angeknüpften oder befestigten Verbindungen der Republik mit ihrem hohen Gaste ihr nicht entrissen würden.

Die Russischen Reisenden erreichten die Themse drei Tage nach ihrer Abfahrt aus Holland und fanden das Königliche Schloß Sommerset für den Czar eingerichtet. Mehrere kundige Männer erhielten den Auftrag, ihn über alles zu belehren, worüber er Auskunft zu erhalten wünschte. Unter diesen befand sich auch der Geschichtschreiber Burnet, Bischof von Salisbury. Er unterhielt den Czar sehr gründlich über die Englische Staats- und Kirchenverfassung; aber er merkte bald, daß es nicht dieß sei, was Petern jetzt am Herzen liege. "Der Czar hatte, so klagte Burnet, einen wahren Handwerksgeist und die Natur schien ihn mehr zu einem geschickten Schiffszimmermann, als zu einem großen Fürsten berufen zu haben." Der gute Bischof verkannte, daß gerade des Czars unverwandte Hinsicht auf das Eine, was seinem Reiche Noth war, seinen Herrscherberuf ankündigte. Sonst schilderte er ihn feurigen Gemüths, thierisch in Begierden, dem Branntwein geneigt, den er selbst zubereitete und Krämpfen, so wie der fallenden Sucht unterworfen. Er schließt seinen ziemlich ungünstigen Bericht über Peter mit den Worten: "Nachdem ich ihn oft gesehen und langen Umgang mit ihm gehabt hatte, konnte ich mich nicht enthalten, die Tiefe der

göttlichen Vorsehung anzubeten, die einen so wüthenden Mann (such a furious man) zur unumschränkten Gewalt über einen großen Theil der Welt erhoben hatte.»

Der Czar verweilte nur wenige Tage in London und schlug alle Ehrenbezeugungen aus, die man ihm erweisen wollte. Da er hauptsächlich gekommen war, Schiffe nach mathematischen Grundsätzen erbauen zu lernen, so wählte er seinen Aufenthalt in der Nähe der Admiralitätswerfte zu Deptfort und nahm seine Wohnung bei einem gewissen Evelye, aus dessen Hause er unbemerkt zum Königlichen Bauhofe gelangen konnte. Er kleidete sich Englisch, mehrentheils in Schiffertracht. In dieser erschien er auch auf Kaffeehäusern und im Theater, weniger des fremden Spiels als der Schauspielerin Croß wegen, die ihn fesselte — obgleich ohne großem Gewinn, da sein Lieblingsplatz die Admiralität blieb, wo man ihn schon mit Tagesanbruch und nicht selten den ganzen Tag sah und sagen hörte: "Ich wäre ohne England ein Stümper geblieben.» Am liebsten war ihm der Umgang mit Anton Dean, einem der geschicktesten Schiffsbaumeister in England, mit dem Viceadmiral Mitchel und dem Admiral Marquis von Carmarthon. Die letztern begleitete er auf einer Lustfahrt nach Spithead, wo er während eines Spielkampfes zur See, den der König ihn zu Ehren veranstalten ließ, voll Bewunderung ausrief: "Wär' ich nicht zum Czar des Russischen Reichs geboren, so möcht' ich nichts lieber als ein Englischer Admiral seyn.»

Viele Engländer nahm Peter zu verschiedenen Zwekken in seine Dienste, unter andern den Astronomen und Lehrer, der Mathematik Fergharson aus Schottland, den Ingenieur-Kapitain Perry und die Schiffsbaumeister John Dean und Joseph Ney. Fergharson sollte eine Seeschule anlegen, Perry die Vereinigung der Wolga mit dem Don bewirken und Dean der Jüngere der Russischen Marine nützlich seyn. Die Zahl der Offiziere, Wundärzte, Kanoniere und Künstler, die er in kurzer

Zeit um sich versammelte, belief sich über fünfhundert. Denn außer dem Schiffsbau, bei ihm immer die Hauptsache, richtete er seine Aufmerksamkeit auf alles, was ihm neu war und nützlich schien. Bald sah man ihn in einer Schmiede, bald in einer Stückgießerei. Keine Kunst, vom Uhrmacher bis zum Sargmacher, ließ er unbeachtet und von allem, was ihm vorzüglich schien, sogar von einem Sarge, schickte er Modelle in die Heimath. Besonderes Gefallen hatte er an dem Zeughause im Tower und an der Englischen Art, Münze zu prägen. Die Gottesdienste der verschiedenen Sekten, auch der Quäcker, ließ er nicht unbesucht und einer Sitzung der beiden Parlamentshäuser wohnte er ebenfalls bei. Das Greenwich-Hospital, worin invalide Matrosen verpflegt werden, fand er so vortrefflich eingerichtet, daß er auf die Frage des Königs, wie es ihm gefallen habe? antwortete: "Ausserordentlich und so, daß ich Ew. Majestät rathe, den Pallast in das Hospital und dieses wieder in den Pallast zu versetzen."

Der Czar sah am 26. März die Merkwürdigkeiten von Windsor und Hamptoncourt und am 8. April in Oxfort die Hochschule, die ihn mit Auszeichnung und Staunen empfing und zum Magister ernennen wollte. Er lehnte aber diese unpassende akademische Auszeichnung von sich ab und verehrte der Hochschule, an einer grünseidenen, mit Gold durchflochtenen Schnur, ein großes goldenes Schaustück aus dem Zeitalter Boriß Ghodunow's.

Schon in Holland hatte der Graf Pembroke dem Czar ein Memorial im Namen der Englischen Kaufmannschaft überreicht, worin sie für die Erlaubniß, Taback in Rußland einführen zu dürfen, eine beträchtliche Summe anbot. In London erneuerte der Marquis von Carmarthon diesen Antrag und es kam daselbst ein dreijähriger Vertrag zu Stande, wodurch Carmarthons Agenten die Erlaubniß erhielten, dreitausend Fässer (zu fünfhundert Pfund Englisch) und in jedem der beiden folgenden Jahre, tausend Fässer mehr, im Russischen Reiche abzu-

setzen. Der Czar machte sich verbindlich, innerhalb dieser Zeit keinen Taback in Großrußland zu pflanzen, auch keinen zum Verkauf aus Kleinrußland kommen zu lassen, bei Strafe der Konfiskation. Der Verkauf von Tabacksdosen und Pfeifenröhren wurde den Englischen Tabacksbeamten ausserdem noch frei gelassen, gegen eine Vergütung von tausend Pfund Taback; aber für alles übrige wurden vier Kopeken vom Pfunde Zoll erlegt, auch mußten sogleich zwölftausend Pfund Sterling voraus bezahlt werden, die vom Zolle abgerechnet werden sollten. Bis auf Peters Zeiten war der Gebrauch des Tabacks in Rußland als eine unheilige und unreine Sitte verboten gewesen.

Mit dem Könige Wilhelm hatte der Czar verschiedene Unterredungen und er schätzte diesen Monarchen, wie er es verdiente, als Regenten und als Krieger. Wilhelm befriedigte aber auch, mit zuvorkommender Aufmerksamkeit, alle Wünsche seines Gastfreundes. Während seines dreimonatlichen Aufenthaltes ward er mit seinem ganzen Gefolge auf Kosten des Königs frei gehalten und zuletzt hinterließ er ihm noch ein dankbares Andenken durch das Geschenk eines Schnellseglers von vier und zwanzig Kanonen und das künstlich verfertigte Modell eines Kriegsschiffes von hundert und zwanzig Kanonen.

Am 18. und 19. April machte Peter seine Abschiedsbesuche bei dem Könige und bei Carmarthon, sah noch einmal den Tower und Deptford und konnte sich nicht enthalten, noch einige Zeit auf der Werfte zu arbeiten. Dann bestieg er auf der Rhede die Linienschiffe Britannia, Triumph und Duck, betrachtete am 23. April die Brücke von Chatham, nahm zuletzt noch von Carmarthon und andern Freunden Abschied und verließ am nämlichen Tage das Englische Gestade unter lautem Zujauchzen der damals größten Nation und von ihr bewundert. Die Britten waren dem Russischen Monarchen ein glückliches Volk, berühmt durch Handel, Seemacht und Entwürfe. Was ihm in England besonders gefallen hatte, war, daß er so we-

nig äusserliches Gepränge und die reichsten Leute in schlichten reinlichen Kleidern einhergehen sah. Bei der Ueberfahrt hatte er einen heftigen Sturm auszustehen; allein da ihn die Schiffleute auf die drohende Gefahr aufmerksam machten, sagte er lachend: Habt ihr je gehört, daß ein Czar von Moskau auf der See bei Holland ertrunken sei?„ Der Sturm ging vorüber und er kam glücklich in Amsterdam an.

Die Russen, welche in Holland zurückgeblieben waren, hatten sich während der Abwesenheit ihres Monarchen, nach dessen Anweisung, auf der Werfte von Amsterdam und Saardam beschäftiget. Oft aber hatten sie sich auch, bei den wechselseitigen Besuchen, die sie einander gaben, auf eine Art ergözt, die den mäßigen Holländern nicht wenig auffiel. Bei einem Gastmahle, das in Saardam gegeben wurde, war der Gastwirth in nicht geringer Verlegenheit, um Pokale von hinreichender Größe anzuschaffen. Besonders war le Fort ein sehr starker Trinker und liebte die Freuden der Tafel und des Bechers bei lautem Trompetenschall. Die fremden Gäste fingen daher allmählig an, der Regierung, auf deren Kosten sie lebten, lästig zu werden. Man wunderte sich, daß eine Woche nach der andern verging und von der Abreise gar nicht die Rede war. Am Ende Februar ließ zwar die Gesandtschaft den Generalstaaten anzeigen, daß sie in wenig Tagen abreisen würde und äusserte zugleich die Erwartung, die Regierung werde sie bis zur Grenze begleiten und frei halten lassen. Dieß ward bewilligt, allein die Abreise fand nicht statt und es hieß, man müsse Peters Rückkehr aus England abwarten.

Als der Monarch nach Amsterdam zurückgekommen war, fehlte es nicht an einer neuen Veranlassung zur Unzufriedenheit. Die beiden Transportschiffe, welche er zu bauen befohlen hatte, waren jezt vollendet und er ließ die Ladung und Abschiffung unter seinen Augen besorgen. Arbeitsleute und Künstler aller Art, besonders geschickte

Schiffszimmerleute, sechshundert und vierzig an der Zahl, die Peter in seine Dienste genommen hatte, sollten mit diesen Schiffen nach Rußland segeln. Sie fuhren am 16. May mit acht Fahrzeugen nach dem Texel ab, um auf die Schiffe, welche dort zum Absegeln nach Archangel bereit waren, vertheilt zu werden. Der Zufluß und das Gedränge von Abschiednehmenden und Neugierigen war ausserordentlich groß und ward durch viele gleichfalls nach Rußland bestimmte Französische Flüchtlinge vermehrt. Auch ging es nicht ohne Unglücksfälle und Unruhen ab. Viele erfahrne Holländer sahen mit großer Unzufriedenheit die Entfernung so vieler nützlicher und geschickter Menschen und die Absendung der Modelle von allen vorzüglichsten Mühlenwerken und von den mechanischen Vorrichtungen der hauptsächlichsten Fabriken. Nur zu sehr hat sich ihre Besorgniß, daß dieß einst ihrem Vaterlande nachtheilig werden könne, bestätiget.

Der Czar an seinem Theile war auch mit der Holländischen Regierung weniger zufrieden, als im Anfange. Er erfuhr, bald nach seiner Rückkehr aus England, daß die Generalstaaten und der König von England einen Frieden zwischen den Türken und Oesterreichern eingeleitet hätten, ohne das Russische Interesse dabei zu berücksichtigen. Als daher die Holländer einen neuen Handlungstractat mit Rußland anknüpfen wollten, gab der Czar seinen Unwillen über die Friedensunterhandlungen dadurch zu erkennen, daß er nichts darauf erwiederte und den Tractat entweder ganz verwarf, oder doch die Bestätigung desselben aussetzte. Auch aus Rußland lief die unangenehme Nachricht von einem Aufruhr der Strelitzen ein, den Gelindigkeit gebeugt, aber nicht unterdrückt hatte. Er schrieb deswegen an den Vice-Czar Romandanowsky: « Mein Herr König! Euren Großherrlichen Brief vom 8. April erhielt ich am 8. May und danke für eure Gnade und bitte, daß ich auch künftig nicht verlassen werde. Alle gekaufte Sachen sind nebst den angenommenen Leuten nach

der Stadt (Archangel) gesandt worden; wir selbst aber reisen in dieser Woche, am Donnerstage, nach Wien. Sei so gut und thue, um Gottes Willen, wovon Tichon Nikititsch mit dir sprechen wird. In jenem Briefe geschieht eines Strelitzen-Aufruhrs Erwähnung, der nach eurer Leitung durch Dienst der Soldaten beruhigt worden ist. Dieß freut mich sehr. Nur macht es mir Kummer und Verdruß, daß du die Sache nicht peinlich untersucht hast. Dafür richte dich Gott. War es denn nicht so abgemacht in dem Zimmer des Landhauses und war nicht blos deshalb Awtamon (Golovin) mit hiezu gezogen? Allein ihr meintet wohl, weil die Post ausblieb, daß wir zu Grunde gegangen wären und fürchtetet euch und wolltet euch nicht einlassen in diesen Handel. Die Postnachricht hätte allerdings früher da seyn müssen, doch, Gott lob, es ist niemand von uns hier umgekommen und jeder am Leben. Ich weiß nicht, wie ihr zu solcher Alten-Weiber-Furcht kommen konntet, als ob das Verlorengehen einer Post so selten wäre, zumal in einer Ueberschwemmungszeit, wie damals. Von solcher Feigheit kann man nichts hoffen. Ich bitte, ärgere dich nicht, ich habe dieß wahrlich mit Herzeleid gesagt.»

Der Czar machte nun wirklich Anstalten, mit seiner Gesandtschaft Holland zu verlassen. Vier Tage vor seiner Abreise besuchte er noch einmal das ihm so lieb gewordene Saardam, wo er bei seinem alten Bekannten, dem Kaufmann Calf einkehrte. Er besah sodann mehrere Tabacksfabriken und Schnupftabacksmühlen und brachte darauf, blos von dem Prinzen Bagration begleitet, den Abend in Calf's Hause zu. Hier sprach er mit besonderer Zufriedenheit von Saardam und gab dessen Bewohnern das Lob, daß er ihnen in Hinsicht des Baues von Kauffarteischiffen die Engländer weit nachsetze. Auch lobte er ihre Fertigkeit und Gewandtheit und die Genauigkeit und Sauberkeit ihrer Arbeiten, so wie ihre großen Vorräthe an zweckmäßigen Geräthschaften und an Holz. Er

blieb noch bis zum folgenden Nachmittage bei dem Grafen Golofkin, der Saardam während des Czars Aufenthalt in England nicht verlassen hatte, vermied aber, wegen der vielen zusammengeströmten Neugierigen, auf die Straße zu kommen und kehrte Abends spät nach Amsterdam zurück.

Einige Stunden vor der Gesandtschaft verließ Peter am 15. May in einer Postkutsche die Hauptstadt von Holland, weniger zufrieden mit der dortigen Gastfreundschaft, als am Anfange und schon deshalb, da auf der Rückreise die nothwendigsten Bedürfnisse aus eigenen Mitteln besorgt werden mußten. Die Gesandten selbst wurden bei ihrer Abschiedsaudienz von den Staaten reichlich mit goldenen Ketten und Medaillen beschenkt, reisten aber ohne andere Feierlichkeit ab, als dem Lösen des Geschützes. Der Ceremonienmeister van Dieten legte den Generalstaaten die Rechnung der durch die Anwesenheit dieser Gäste verursachten Kosten vor, zu deren Deckung der bereits früher bewilligten hunderttausend Gulden noch hundert und zehntausend hinzugefügt wurden. Hierzu kamen die besonderen Kosten der Stadt Amsterdam, welche auf dreimalhunderttausend Gulden angegeben werden. Ein Theil derselben ward jedoch von den zu Amsterdam wohnenden, nach Rußland handelnden Kaufleuten durch eine freiwillige Auflage auf ihre Russischen Ein- und Ausfuhr-Artikel zusammengebracht. Ein Einwohner von Saardam bemerkte in seinem Tagebuche, als die Russen den Ort verließen: "Also ist endlich das Land und Saardam von diesem hohen, berühmten sonderbaren und kostspieligen Besuche entlastet und erlöset."

Auf einer Schuyt fuhr Peter nach Delft und besah dort mit vieler Aufmerksamkeit das schöne Arsenal der Staaten von Holland. Unwillig darüber, daß auf der Rückreise die nothwendigsten Bedürfnisse aus eigenen Mitteln besorgt werden mußten, schrieb er an den Bürgermeister Witsen: "Wir schreiben dieses, damit uns der unsinnige Mensch (der Ceremonienmeister van Dieten)

keine Ausgaben aufbind und nicht stehle, was er schon gethan haben mag; auch keinen einzigen Menschen haben wir auf dem Wege, uns mit Lebensmitteln zu versehen, gehabt.»

In Cleve trennte Peter die Gesandten von dem größeren Trosse, der unter Menzikof (damals Unteroffizier des Porobraschewskischen Regiments) nachziehen mußte. Er bestieg hier am neunzehnten May einen Berg, der ihm zwanzig Städte und Dörfer sichtbar machte. Innerhalb der Kurfürstlichen Besitzungen Brandenburgs benutzte die Gesandtschaft das frühere Gastrecht auf dem Wege über Cleve, Bielfeld, Hildesheim, Halberstadt, Halle und Leipzig. In Hildesheim genoß Peter noch einmal des Bischofs Gastfreundschaft, die ihn bewog, schriftlich dafür zu danken und die Nachgebliebenen ebenfalls dem Bischöflichen Wohlwollen zu empfehlen. Ein vorausgeschickter Bote verhinderte die Ehrenbezeugungen in Leipzig, wo der Czar am 30. May anlangte. Tags darauf bewirthete er die Stadtvorgesetzten und während der Mahlzeit ließ er unter Gesundheittrinken zwölf Kanonen abfeuern, die auf seinen Befehl vor dem Hause aufgestellt waren. Um Mitternacht reiste er ab und befand sich am folgenden Tage in Dresden, das ihn, wider seinen Willen, nicht ohne öffentliches Aufsehen empfing. Vor dem Kurfürstlichen Schlosse stieg er in Spanischer Tracht, mit fliegenden Aermeln und Schifferschuhen, aus dem vierten Staatswagen. Um nicht gesehen zu werden, hielt er sein schwarzes Baret vor sein Gesicht und eilte so nach seinen Zimmern.

Da der König und Kurfü st August gerade in Warschau war; so besorgte der Statthalter, Fürst von Fürstenberg, die Bewirthung. Er führte den Gast, nach aufgehobener Tafel, in das grüne Gewölbe und fesselte ihn durch sein gefälliges Bezeigen, so wie durch Lustbarkeiten bis zum 4. Juni in Dresden. Der Czar besuchte die beiden Kurfürstinnen, küßte den Kurprinzen in der Wiege, fuhr darauf mit Fürstenberg auf die Bergveste

3 *

Königstein und verfolgte nachher seinen Weg über Prag und Wien.

Der Kaiser Leopold ward durch die Nachricht von der nahen Ankunft des hohen Gastes überrascht und es herrschten allerlei Bedenklichkeiten über die Art und Weise, ihn zu empfangen. Nach langen Deliberationen wurde endlich beschlossen, dem Czar einen Kammerherrn mit der Bürgerwache entgegen zu senden, jedoch ohne Trompeten und Pauken, weil, hieß es, alle Trompeter und Paukenschläger bei dem Heere wären. Erst am 15. Junius, nach fünftägigem Warten, hielt die Gesandtschaft ihren Einzug in dreißig entgegen geschickten Prachtwagen, von 2 Schwadronen und der Bürgerwache begleitet. Die Pracht der Czarischen Gesandtschaft zog Alle Augen auf sich und verdunkelte die Kaiserliche. Die Wohnung wurde den Gesandten unfern der Kaiserlichen Burg angewiesen.

Nach abgelegten Staatsbesuchen bei dem Kanzler Kinsky, dem Unterkanzler Kaunitz und dem Kriegsminister Stahrenberg, wollten die Gesandten wissen, ob in den Friedensunterhandlungen mit den Türken auch der Bundesgenossen und namentlich des Czars gedacht worden wäre und auf welche Art? Graf Kinsky sprach deshalb im Gesandtschaftsquartiere mit dem Czare selbst, der, als vornehmster Gesandtschaftskavalier, seine und seines Reiches Sache führte. Noch sei, versicherte Kinsky, über die Friedensbasis nichts bestimmt, man werde aber den Vortheil seiner Verbündeten keineswegs vernachläßigen und die Türken so viel als möglich außer Stand setzen, den christlichen Mächten gefährlich zu werden. Peter wünschte mit dem Kaiser selbst eine Unterredung, die auch am 29. Julius in dem Kaiserlichen Lustschlosse Favorite statt fand, im Beiseyn der Grafen Wallenstein und Dietrichstein, so wie le Forts. Der Kaiser sprach für den Frieden, der Czar für den Krieg und Beide vereinigte die Zusage, daß kein Vertrag zum Nachtheil der Bundesgenossen geschlossen werden sollte. Am nämlichen

Tage beging man das Namensfest des Czars, der dem Gottesdienste in einer katholischen Kirche beiwohnte, dann die Angesehensten bewirthete und bei der Tafel im Trinkspruche die Waffen gegen die Unglaubigen leben ließ. Zu Ehren dieses Tages wurde in dem Kaiserlichen Lustschlosse von zahlreichen Sängern und Sängerinnen eine Oper aufgeführt.

An den deutschen Höfen waren zu jener Zeit gewisse Maskeradebelustigungen üblich, die man Wirthschaften nannte und die zum Theil mit den Schauspielen Aehnlichkeit hatten. Ein solches Maskenspiel veranstaltete der Kaiser, um seinen hohen Gast zu belustigen. Es waren dreihundert Personen dazu versammelt, welche Handwerker und Bauern vorstellen sollten, aber von Perlen und Edelsteinen schimmerten. Der Kaiser und die Kaiserin machten Wirth und Wirthin und ließen ihre Gäste in bunter Reihe umhersitzen, welche aus mancherlei Nationen eintraten, alle in ihrer Landestracht gekleidet. Petern fiel das Loos, die Rolle eines Friesischen Bauern zu spielen und das Fräulein Johanna von Thurn war seine Gesellschafterin. Der Kaiserliche Wirth brachte die Gesundheit des Czars aus und sagte dabei zu dem Friesischen Bauer: "ich weiß, daß ihr ihn genau kennet." — "Auswendig und inwendig," erwiederte der verkappte Friesländer, "und bin so vollkommen sein Freund und seiner Feinde Feind, daß ich diesen Pokal ihm zum Heil ausleeren würde, selbst wenn er voll Gift wäre." Der Kristallpokal wurde geleert und, weil nichts übrig geblieben war, dem Friesländer zuerkannt. Dieser foderte nunmehr den Römischen König zum Trinken auf, weil er es besser vertragen könne, als sein Kaiserlicher Herr Vater. Die Ausfoderung wurde angenommen, achtmal ward der Pokal geleert, worauf die beiden Fürstlichen Zecher einander in die Höhe hoben und umarmten.

Da die Geschenke, welche der Czar für den Kaiserhof bestimmt hatte, noch nicht angelangt waren und dadurch

die Audienzfeierlichkeiten verzögert wurden; so machte Peter inzwischen eine Lustfahrt über Baden nach Presburg und sah in Wien das Arsenal, die Münze, die Bibliothek und das Naturalienkabinet, auch das Kollegium der Jesuiten, die am Hofe vieles galten und sich in alles mischten. Die Vorsteher des Kollegiums wandten alles an, die üble Meinung wegzuräumen, die der Czar schon dadurch gegen ihren Orden verrieth, daß blos ihnen im Russischen Reiche Bethäuser verweigert wurden. Er änderte aber seine Gesinnung nicht und sagte bei dieser Gelegenheit: "Die Jesuiten sind zwar in Künsten und Wissenschaften wohl erfahren, aber sie heucheln mit ihrer Frömmigkeit und brauchen ihre Lehranstalten zu Ränken."

Der Czar hatte mehrere Zusammenkünfte mit dem Kaiser, während die Gesandten über das Ceremoniel unterhandelten, das bei der feierlichen Audienz beobachtet werden sollte. Die Sache betraf Staatswagen, Mützenabnehmen und andere Kleinigkeiten, die damals für wichtig und wesentlich gehalten wurden. Endlich vereinigte man sich darin, daß in Moskau dasselbe Ceremoniel gegen die Oesterreichische Gesandtschaft beobachtet werden sollte und nun kamen die Russischen Gesandten am 18. Julius mit üblichem Gepränge zur Audienz und überreichten ihre Geschenke von schwarzem Fuchs, Zobel, Hermelin und kostbaren Stoffen.

Peter war gesonnen, von Wien nach Italien zu reisen und schon hatte er einen Theil seines Gesandtschafts-Personals dahin vorausgesandt, als er die Nachricht erhielt, daß die Strelitzen von neuem sich empört hätten. Dieß bestimmte ihn, auf dem kürzesten Wege in sein Reich zurück zu kehren. Er verließ Wien am 19. Julius, begleitet von le Fort, Golowin, Menzikof und einigen Gesandtschaftskavalieren. Unweit Krakau erhielt er die Nachricht, daß die Empörung schon unterdrückt sei. Dennoch verfolgte er seinen Weg nach der Heimath, besah die Salinen von Wjeliczka und stieg dort bei Kerzen-

schein 337 Stufen in die verborgene Vorrathskammer der Natur hinab. Zu Rawa, einem kleinen Orte, acht Meilen von Lemberg in Gallizien, sprach er den Kurfürsten August von Sachsen, der das Jahr zuvor die Polnische Krone erlangt hatte. In dreitägigen Freudengelagen herrschte zwischen Beiden die äusserste Zwanglosigkeit. Peter bewunderte unter andern die ausserordentliche Körperstärke, durch die August sich auszeichnete. Als der Letztere, um diese Stärke zu zeigen, einst in Peters Gegenwart einen Polnischen Ochsen den Kopf abschlug, erbat sich dieser den Säbel, womit der König die That verrichtet hatte. "Er ist mir nöthig," sagte er, "um das Haupt der Empörungsdrachen, die mich in mein Reich zurückrufen, vom Rumpfe zu trennen." Der König reichte ihm den Säbel mit den Worten: "Tod den Türken und Tartaren! Leben und Gnade den Unterthanen."

Während dieses Aufenthaltes in Rawa wurde jener Krieg beschlossen, der, unter dem Namen des Nordischen, ein und zwanzig Jahre dauerte, dem Schwedischen Reiche den ersten Stoß gab und die Russische Selbstherrschaft gründete. Die Nachrichten stimmen darin überein, daß der Czar selbst den Krieg vorgeschlagen habe. Zugleich wurde ausgemacht, daß zur weitern Verabredung der Polnische General Carlowitz, dieser Angelegenheit wegen, dem Czar folgen sollte. August selbst begleitete seinen Gastfreund bis zur nächsten Poststelle, wo er ihn am 4. August unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen verließ. Peter verfolgte in gewöhnlichen Tagereisen seinen Weg durch Polen, untersuchte am 20. August die Festungswerke von Smolensk, erreichte am 23. Wiasma und am folgenden Tage seinen Landsitz bei Moskau.

2.

Aufenthalt des Czars Peters des Großen in Holland und Frankreich.

In den Jahren 1716 und 1717.

So lange der Czar Peter der Große von Rußland lebte, war und blieb er ein besonderer Freund der Holländer. Sein Aufenthalt unter ihnen, in den Jahren 1697 und 1698, hatte ihn mit so vielen neuen und interessanten Ideen bereichert und besonders hatte er ihnen in Ansehung der Schiffsbaukunde so viel zu danken, daß er bei jeder Gelegenheit sein Wohlwollen gegen sie an den Tag legte. Die Republik der vereinigten Niederlande war einer der ersten Staaten, bei welchem er eine beständige Gesandtschaft einführte. Mit besonderer Vorliebe nahm er Holländer in seine Dienste und bediente sich ihrer bei allerlei mechanischen Arbeiten, besonders beim Schiffbau. "Kommen Fremde von andern Völkern nach Rußland," sagte er, "so machen sie viel Rühmens von ihren Geschicklichkeiten, aber wenn ich sie annehme, so fällt es ganz anders aus und ihre Arbeit wird auf die Dauer immer schlechter. Den Holländer muß man aufsuchen, denn schenkt man diesem sein volles Vertrauen, so wird er immer besser und seine Thätigkeit ist im steten Zunehmen."

Die Zuneigung des Czars zu den Holländern war für diese eine sehr ergiebige Quelle des Erwerbs und des Reichthums. Der Holländische Handel in Rußland stieg, gleich nach Peters Rückkunft aus Holland, auf eine solche Höhe, daß im Jahre 1700 allein in Archangel mehr als zweihundert Holländische Faktoreien etablirt waren und im Jahre 1702 eine Kauffarteiflotte von sechs und sechzig Schiffen dieser Nation dort ankam. Das Vermögen einiger Holländischer Häuser, die in Archangel ihre Comtoirs hatten, stieg bis zu einer beinahe unglaublichen Höhe.

Nicht nur beim Seewesen, sondern auch im Civil- und Militairdienste erlangten die Holländer, welche in Peters Diensten standen, zum Theil hohe Würden. Mehrere erhielten Regimenter. Der Ingenieur Hannin ward Direktor der Stuckgießereien und Howy genoß, als des Czars vieljähriger Leibchirurg, sein besonderes Vertrauen. Den Geschichtsmaler und Kupferstecher Pikart bewies er auszeichnendes Wohlwollen und noch höher in seiner Gunst stand der berühmte Maler Bruye. Kaum war dieser angekommen und bei Hofe eingeführt, als er auch schon beinahe des Monarchen Hausgenosse wurde. Er mußte die Czarische Familie malen, so wie die Werfte und Schiffe, die Peter selbst in seiner Gesellschaft bereisete. Die Holländischen Schiffswerkmeister, die in Russische Dienste traten, erhielten den Rang von Brigadieren. Zwei arme Knaben, ein Negerkind und ein Judenknabe, die der Czar bei seinem Aufenthalte in Holland in seine Dienste genommen hatte, machten ein besonderes Glück. Der erstere wurde, unter dem Namen Abraham Petrowitz Hannibal, General und Ritter und der zweite, den man Peter Schaphiroff taufte, erhob sich zum Freiherrn und Vicekanzler des Russischen Reichs.

Junge Russen aus adelichen Familien, bei denen Peter Geist und Talent entdeckte, sandte er zu verschiedenen Zeiten nach Holland und besonders nach Saardam, um

dort nicht allein den Schiffsbau, sondern auch allerlei andere Künste und Wissenschaften zu erwerben. Bei ihrer Rückkunft mußten sie die genaueste Prüfung, sowohl in der Holländischen Sprache, als in den erlernten Wissenschaften, aushalten und so wie die Fleißigen sichere Belohnung zu erwarten hatten, so wurden die Unwissenden dem öffentlichen Spotte ausgestellt. Die Hebung der Staatseinkünfte ward anfangs ganz nach dem Muster der Holländischen Rechenkammer eingerichtet, doch wollten diese und einige ähnliche Neuerungen nicht Wurzel fassen. Besser gelang dieß mit den Schulen und Druckereien und der Einführung der Holländischen und Deutschen Sprache. Peter ließ nicht nur Druckerpressen aus Holland kommen, sondern auch viele der vorzüglichsten Werke aus dem Holländischen und Französischen in das Russische übersetzen. Auch bei der Erbauung von St. Petersburg zeigte sich Peters Vorliebe für alles Holländische. Das erste Haus, welches beim Bau der Festung errichtet ward und dem Czar zum vorläufigen Obdach diente, war von einem Saardamer ganz auf vaterländische Art erbaut. Zum Bau der Stadt wurden Holländische Baumeister und Handwerker verschrieben und noch jetzt tragen viele Theile von Petersburg, besonders die Thürme, ein ganz Holländisches Gepräge. Eine zur Stadt gehörige Insel führt noch den Namen Neuholland.

Als Peter Anfangs May 1703 den ersten Stein der neuen Petersburger Festung gelegt hatte, langte bald nachher zu seinem großen Vergnügen das erste Schiff, ein Holländisches, mit Wein und andern Sachen beladen, in dem neuen Hafen an. Peter, über diese unerwartete Erscheinung sehr erfreut, lootsete in eigener Person den Schiffer über die Sandbänke und vernahm von demselben, daß es seine Freunde, die Saardamer Kaufleute, Gebrüder Calf waren, welche dieß Schiff befrachtet und, um dem Czar ein Vergnügen zu machen, in den neuen Hafen hatten einlaufen

lassen. Peter war so froh über die Erscheinung, daß er nicht nur dem Schiffer erlaubte, die Ladung zollfrei zu verkaufen, sondern auch er selbst und nach seinem Beispiele die übrigen Großen einen beträchtlichen Theil derselben an sich kauften. Der Schiffer befrachtete sein Schiff mit Russischen Waaren, ward beim Czar zur Tafel genöthigt und empfing zum Abschiede ein Geschenk von fünfhundert Dukaten, jeder Matrose aber zweihundert Thaler. Für jede folgende Reise versprach man dem Kapitain ein Geschenk von hundert Thaler. Das Schiff, welches in der Folge St. Petersburg genannt ward, erhielt auch besondere Freiheiten und die Gebrüder Calf wurden dem Czar dadurch noch werther. Durch große Aufträge für den Bau der neuen Stadt erwarben sie ein ausserordentlich großes Vermögen und oft waren sie kaum im Stande, die Menge von Bestellungen zu besorgen. Der Bürgermeister Witsen in Amsterdam erhielt ebenfalls große Bestellungen, namentlich eine von hunderttausend Gewehren.

Die Abendstunden brachte Peter am liebsten bei seinen Holländischen Schiffsbaumeistern zu und kein größeres Fest gab es für ihn, als wenn ein Schiff vom Stapel lief; dann sparte er keine Ausgaben und setzte gewöhnlich tausend Rubel zur Feier aus. Die Czarin speisete dann mit den vornehmsten Hofleuten in der Kajüte, ihr Gemahl unter einem Zelte auf dem Verdeck mit den Zimmerleuten, zu deren Gilde zu gehören er sich beständig zur Ehre rechnete. Hierbei ward dann tapfer und oft übermäßig gezecht. Der Czar war bei solchen Feierlichkeiten allemal ungewöhnlich prächtig gekleidet; doch hielt ihn dieß nicht ab, wenn er fand, daß irgend eine Arbeit unrichtig angegriffen wurde, rasch seine Kleidung abzuwerfen und selbst mit Hand an das Werk zu legen. Die ankommenden Holländischen Schiffer lud er oft auf einen Becher Wein und einen Eierkuchen nach Hofe ein und fragte sie vorzüglich über ihre Erfahrungen in Beschiffung der Ostsee. Einem jeden Holländischen Schiffer stand der Zugang zu sei-

nen Hoffesten offen und bei maskirten Hofbällen erschien Peter gewöhnlich in Holländischer Nationalkleidung. Ueber dem Lustschloß Peterhof, welches anfangs ganz auf Holländische Weise verziert und eingerichtet ward, ließ er ein kleines Haus erbauen, welches noch jetzt das Holländische Haus heißt und wozu er sich die ganze innere Einrichtung, bis auf die größten Kleinigkeiten, aus Saardam kommen ließ. Noch immer ward dieses Haus, in seiner ursprünglichen Gestalt, als ein Heiligthum verehrt.

Die Vorliebe, welche Peter für alles Holländische hatte, trug wohl das Meiste dazu bei, daß er im Jahre 1716 den Entschluß faßte, das Land, wo er vor achtzehn Jahren so viel Neues und Nützliches gesehen hatte, noch einmal zu besuchen. Er ließ dieses Vorhaben den Generalstaaten durch seinen Gesandten am 29. October anzeigen, dabei aber bemerken, daß er das strengste Incognito zu beobachten wünsche. Zwei Tage nachher erfolgte die Antwort, daß die Ankunft Sr. Czarischen Majestät den Generalstaaten erfreulich seyn werde.

Der Czar hatte seine erste Reise nach Holland hauptsächlich in der Absicht unternommen, den Schiffbau und die Fabriken kennen zu lernen, um sie in sein Reich zu verpflanzen. Mit einer Anstrengung und Ausdauer, die keine Schwierigkeit zu hemmen vermochte, hatte er diesen großen Plan in's Werk gesetzt. Der Lehrling, der ehemals zu Saardam als Peter Baas mit der Axt arbeitete, war nunmehr Meister in der Kunst geworden, hatte einen Hafen an der Ostsee gewonnen, eine Flotte gebaut und siegreich mit den Schweden gekämpft. Jetzt kehrte er, von dem Oberbefehl vier vereinigter Flotten der ersten Seemächte und als Gebieter des Baltischen Meeres, in seiner Glorie dankbar zu der Quelle zurück, wo er seine Kenntnisse geschöpft hatte. Das Hauptaugenmerk seines Strebens bei dieser zweiten Reise war die Handelskunde und die Mittel, auch diesem wichtigen Gewerbszweige in seinen Reichen immer mehr Ausdehnung zu verschaffen, so wie

auch das Studium der schönen Künste. Zugleich reiste er als Staatsmann, dem daran gelegen war, die Gesinnungen verschiedener Höfe genauer zu kennen und von dieser Kenntniß Vortheil für seine Staaten zu ziehen. Seine geliebte Gemahlin Katharina, wiewohl hoch schwanger, mußte ihn begleiten und damit unter seinen Kindern ein in Holland gebornes sei, war es seine Absicht, sie in Amsterdam ihr Wochenbette halten zu lassen. Unter seinem Gefolge waren die vornehmsten: der Großkanzler Graf Golowkin, der Vicekanzler Baron Schaffiroff, der Geheimerath Peter Tolstoy, der Reisemarschall Schapeloff, der Secretair Tscherkassoff, der General-Adjutant Jaguschiosky, Graf Romanzow und die Fürsten Gallizin, Dolgorucki und Butturlin.

Die Reise ging über Kopenhagen zu Lande nach Lübeck und Schwerin, wo der Czar seine Gemahlin verließ, die ihm langsamer nachfolgte. In dem Städtchen Havelberg unterredete er sich mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen, der in seiner Sinnesart manches mit Petern gemein hatte. Ihr viertägiges Zusammenseyn diente dazu, das Band gegenseitiger Freundschaft noch enger zu knüpfen. Von Havelberg fuhr Peter die Elbe hinab nach Altona, ohne die Stadt Hamburg zu berühren, mit welcher er damals, wegen der Auslieferung eines merkwürdigen Verhafteten, in Unterhandlungen war. In Bremen wollte man ihn mit Feuerwerk und andern Lustbarkeiten unterhalten, aber er lehnte alles ab und beschleunigte seine Reise so, daß er schon am 11. November auf dem Gebiete der vereinigten Niederlande ankam. Absichtlich hatte er die Einrichtung getroffen, daß die von den Generalstaaten zu seinem Empfange gemachten Vorkehrungen nicht zur Ausführung kamen. Ja, selbst sein Gesandter, Fürst Kurakin und andere vornehme Russen im Haag, konnten ihm nur bis Amersford entgegen kommen. In der Nähe von Amsterdam empfing ihn eine Deputation der Staaten der Provinz Holland, an deren Spitze sich der Graf von

*

Albemarbe befand. Da dieser den Czar in hochtrabenden Holländischen Phrasen anredete, antwortete er: "Ich danke Ihnen, aber ich habe Sie nicht verstanden. Mein Holländisch lernte ich bei dem Schiffbau in Saardam, doch diese Sprache lernte ich nicht."

In einer gewöhnlichen Trekschuyte, einer durch Pferde gezogenen Barke, kam Peter am 29. November in Amsterdam an und nahm sein Nachtlager im Hause seines Residenten Brandt. Hier ward er des folgenden Tages von den Bürgermeistern von Amsterdam bewillkommt und eingeladen, ein für ihn in Bereitschaft gehaltenes Haus zu beziehen, welches er jedoch höflich ablehnte. Ueberhaupt verbat er sich alle Bewirthung von Seiten des Staats und der Stadt Amsterdam. Bei einem prächtigen Mittagsmahle, welches der Resident Brandt an diesem Tage gab, unterhielt sich Peter sehr viel mit den anwesenden Holländern. Da sie sich nach seiner Meinung zu gewählter Ausdrücke bedienten, sagte er zu ihnen: "Laßt uns die Sprache der Zimmerleute reden." Als er bei der Mahlzeit einen Trunk Bier verlangte und ihm in einem Deckelkruge solches nach damaliger Sitte mit einigen Höflichkeitsbezeigungen und dem Erbieten, ihm, wenn er getrunken habe, Bescheid zu thun, dargereicht ward, fiel er dem Darreichenden in's Wort: Mir ist mit den Französischen Komplimenten nichts gedient; gebt mir die Kanne!" Nachdem er viel daraus getrunken hatte, gab er dieselbe lachend zurück mit den Worten: "Jetzt konnt' ich trinken, so viel ich wollte, ohne daß ihr wißt wie viel." Nachts wollte er sich nicht in das für ihn bereitete Prunkbette legen, sondern schlief auf einigen Kissen auf dem Fußboden.

Eine der ersten Beschäftigungen Peters, nach seiner Ankunft in Amsterdam, bestand darin, daß er seine früheren Bekannten, besonders seine Lehrer, besuchte. Den liebsten unter ihnen, den Bürgermeister Witsen, fand er durch Alter und Schwäche an das Krankenbette gefesselt. Der Professor Ruysch, dessen anatomischen Vorlesungen

er ehemals beigewohnt hatte, begrüßte er mit einem herzlichen Händedruck und mit den Worten: "Ihr seid noch mein alter Lehrer." Mehrere von ihnen waren gestorben, Andere abwesend. Seine Wißbegierde trieb ihn von einem Gegenstande zum andern und alles Neue fesselte seine Aufmerksamkeit. Schon Morgens früh war er allein, oder von wenigen Personen begleitet, in Bewegung, um die bekannten und unbekannten Orte zu besuchen. Am liebsten verweilte er auf den Schiffswerften, um durch genaue Besichtigung der Vorrathshäuser der Ostindischen Kompagnie und der Admiralität seine Kenntnisse zu erweitern. Wenn ihn an solchen Orten das alte: "Willkommen Peter Baas!" entgegen schallte, so ward sein Vergnügen sichtlich erhöhet. Die Frau des Werftmeisters Pool begrüßte ihn einst mit diesem Zurufe. "Frau, woher kennt ihr mich?" fragte Peter. "Wißt ihr nicht mehr, daß ihr vor neunzehn Jahren oft bei Meister Pools Frau gespeiset habt? das bin ich!" Jetzt erkannte der Monarch sie wieder, umhalsete sie mit beiden Armen, küßte sie brüderlich und bat sich sogleich wieder bei ihr zu Gaste. Auch nach Saardam sehnte er sich wieder, erkundigte sich nach allen seinen dortigen Bekannten und war bereits auf einem Jachtschiffe dahin unterwegens, als ihn ein heftiger Wind zum Umkehren nöthigte.

Das Zuströmen der Neugierigen, die den Monarchen zu sehen wünschten, war ihm sehr zuwider und verursachte auch der Obrigkeit manche Unannehmlichkeit. Dennoch sah er das berühmte Holländische National-Trauerspiel: Gysbrecht van Amstel, das ihm zu Ehren gegeben wurde und nahm, von Mitgliedern der Stadtregierung begleitet, die Schiffswerfte der Admiralität und der Ostindischen Kompagnie in Augenschein.

Eine gefährliche Krankheit, die den Czar in Amsterdam befiel, unterbrach auf mehrere Wochen seine Geschäftigkeit. Man wollte behaupten, er habe sich diese Krankheit dadurch zugezogen, daß er manchmal dem sinnlichen

Vergnügen sich ohne Maaß überließ. In dieser Zeit kamen verschiedene Gesandte auswärtiger Mächte mit besonderen Aufträgen an den Czar. Konnte er ihren Besuch nicht ablehnen, so empfing er sie an seinem Krankenlager auf einem offenen Ruhebette. Höchst unangenehm war es ihm, daß diese Krankheit ihn hinderte, den König Georg den Ersten von England zu sprechen, der bei der Rückkehr aus seinen Deutschen Staaten in Holland erwartet wurde. Als er zu genesen begann, erwartete er seine Gemahlin, die in Schwerin zurückgeblieben war und ihrer hohen Schwangerschaft wegen die Reise nur langsam fortgesetzt hatte. Sie war am 10. Januar 1717 in Wesel angekommen, wohin eines der größten Holländischen Jachtschiffe gesandt wurde, um sie abzuholen. Schon hatte sie sich in demselben eingeschifft, als ihr Zustand sie nöthigte, sich wieder an das Land zu begeben, wo sie am zwölften desselben Monats einen Prinzen zur Welt brachte, der den Namen Paul erhielt. Als der Czar am 13. durch einen von Wesel an ihn abgesandten Pagen diese Nachricht erhielt, ließ er solche sogleich den Generalstaaten durch einen seiner Edelleute mittheilen und sie zu Gevattern bei dem Neugebornen bitten; allein unmittelbar darauf erhielt er die Nachricht von dessen Ableben und dem bedenklichen Gesundheitszustande der Czarin. Doch nach wenig Wochen konnte Peter die schnell Genesene in Amsterdam empfangen. In ihrem zahlreichen Gefolge war der, nachher in der Russischen Geschichte so berühmt gewordene, Leibarzt Lestocq. Die Czarin ward von Seiten der Landes- und Stadtbehörden bewillkommt und trat bei dem angesehenen Russischen Kaufmann Solofiow ab, wo der Czar schon vorher seine Wohnung genommen hatte, wegen eines Mißverständnisses, das zwischen ihm und seinem Residenten Brandt vorgefallen war.

Erst am 5. März war Peter im Stande, nachdem er vollkommen genesen war, sein geliebtes Saardam wieder zu sehen. Er ließ sich bei seinem alten Freunde, dem

Kaufmann Cornelius Calf mit der Bitte anmelden, auf gut kaufmännisch empfangen zu werden. Vater und Sohn führten ihn, seinem Wunsche gemäß, in mehreren Fabriken herum, die er früher noch nicht gesehen hatte, namentlich in einer neu angelegten Gelbgießerei. Calf der Vater äusserte nachher, der Czar habe sich zwar sehr zu seinem Vortheile verändert, allein der Zimmermann blicke doch noch häufig durch. Er war jetzt auch noch weniger abgeneigt, sich öffentlich sehen zu lassen, als vorher. Da bei der Abreise sein Jachtschiff mit einer unzähligen Menge Fahrzeuge voll Neugieriger umringt war, drehte er sich verschiedene Male herum, gleichsam um sich zu zeigen. Er trug damals einen einfachen Rock von grauem Tuche mit einem darüber geschnallten breiten ledernen Degengehänge, einen Säbel, eine kurze schwarze Perücke, einen starken Knebelbart und einen groben Filzhut. Die ausgestandene Krankheit hatte ihn blaß gemacht, doch war er noch eben so rasch zu Fuße und seine Augen hatten noch dasselbe Feuer, welches man bei der ersten Reise bemerkt hatte. Die Russischen Fürsten waren prächtig gekleidet und trugen große Perücken und Mäntel von Scharlach.

In Begleitung seiner Gemahlin, und vieler vornehmer Russen und Holländer, kam Peter am 9. März zum zweitenmal nach Saardam. Calf hatte die Gesellschaft eingeladen, um ein neugebautes Schiff über den Damm winden zu sehen. Der Czar war wieder wie das letztemal gekleidet, allein die Czarin und die Russischen Fürsten schienen diese Einfachheit durch ausserordentliche Pracht ersetzen zu wollen; besonders war Katharina mit so vielen Juwelen, Perlen und Golde geziert, daß der Werth davon von anwesenden Kennern auf mehrere Tonnen Goldes geschätzt wurde.

Nachdem die Gesellschaft eine Papiermühle besehen hatte, begab sich Peter zu dem Sohn der armen Wittwe des Thomas Josias, die er vormals auf ein Glas

Branntwein besucht hatte und nahm bei ihm seinen Kaffe ein. Als er vernahm, daß sein ehemaliger Hauswirth, der Schmidt Gerrit Kist, in einer nahe gelegenen Schmiede als Knecht arbeite, mußte man auf sein Verlangen hinschicken, um ihn holen zu lassen. Der Czar wollte in Gesellschaft des alten Mannes die Stube wieder sehen, die er ehemals bewohnt hatte. Allein Kist mochte nicht kommen, sagte mit Holländischer derber Geradheit: "Was frag' ich nach dem Czar, er ist mir die Miethe schuldig geblieben." Peter nahm das nicht übel, sondern ging selbst mit einem Edelmanne nach der Schmiede und bewog seinen alten Wirth, ihn in ihre ehemals gemeinschaftliche Wohnung zu führen. Hier brachte Peter eine halbe Stunde damit zu, alle Ecken und Winkel zu durchsuchen, auch tilgte er die alte Schuld und schenkte überdieß seinem ehemaligen Wirthe einen silbernen Becher. Sonst wußte man von seiner Freigebigkeit wenig Beweise anzuführen, vielmehr zog er sich die Nachrede der Kargheit in Ertheilung von Belohnungen für verursachte Bemühungen zu.

Die Mittagsmahlzeit nahm Peter mit seiner Gemahlin bei dem Kaufmann Calf ein. Hier wurde er durch einen Prediger von Saardam in einer kurzen Anrede bewillkommt, die er sehr freundlich beantwortete. Die Gesellschaft war so fröhlich und verweilte so lange bei Tische, daß das Ueberwinden des Schiffes, womit man auf die hohen Gäste wartete, wegen Ablauf der Fluthzeit verunglückte.

Der Czar verweilte bis zu Anfang Aprils in Holland und war in dieser Zeit abwechselnd in Utrecht, Amsterdam, Leiden, Rotterdam und dem Haag. Als er zu Utrecht war, brachte ihn seine Wißbegierde, wie schon mehrmals, in große Lebensgefahr. In einer Fabrik wollte er die Kunst des Wassers im Umtreiben der Räder mit seinen Händen versuchen und faßte das größte Mühlenrad. Augenblicklich ward er in die Höhe gehoben und ohne die

Geistesgegenwart des Meisterknechts, der ihn schnell faßte und mit Gewalt herabriß, wäre er von dem zweiten in das erstere eingreifenden Rade unfehlbar zermalmt worden. Er umarmte seinen Retter herzlich, aber von einem Geschenk war keine Rede. Zu Haag, wohin sich Peter mit seiner Gemahlin am 18. März begab, trat er im Hotel des Russischen Gesandten ab. Er wurde von einer Deputation der Generalstaaten bewillkommt und erhielt eine Ehrenwache. Auch die höheren Civil- und Militairbehörden, so wie die fremden Minister, wurden von den hohen Reisenden empfangen und der Graf Albermarde begleitete sie bei der Besichtigung den Merkwürdigkeiten. Unter andern beschäftigte den Czar hier ein Mathematiker, der die Meereslänge gefunden zu haben meinte. Mit großer Aufmerksamkeit beobachtete er seine Versuche, setzte den Künstler durch seine Fragen nicht selten in Verlegenheit und zwang ihn zum Geständniß, daß er nicht geglaubt habe, in einem Fürsten einen so großen Mathematiker zu finden.

Ausser dem Umgange mit den ersten Staatsministern beschäftigte sich Peter im Haag vorzüglich mit den Holländischen Admiralen Pieterson und Wassenaar, unter denen der Letztere ihn auf seinem Landhause prächtig bewirthete. Auch nach Leiden und Delft wurden kleine Reisen gemacht und vorzüglich am erstern Orte alle wissenschaftlichen Institute auf das genaueste in Augenschein genommen. Gleich nachher ging der Czar nach Rotterdam, wo er nach einem viertägigen Aufenthalte von seiner Gemahlin Abschied nahm, um eine Reise nach Frankreich anzutreten.

Um keine Zeit zu verlieren und nichts Merkwürdiges unbeachtet zu lassen, hatte der Czar lange zum voraus die vornehmsten Gegenstände schriftlich angemerkt, die er zu sehen und genauer kennen zu lernen wünschte. In einigen Jachtschiffen der Republik fuhr er nach Brabant, begleitet von den Fürsten Kurakin, Dolgorucki, Butturlin, dem

Geheimenrath Tolstoy und dem Adjutanten Jaghuschiosky. Bei Utrecht kam die Stadtregierung an Bord, um dem Monarchen ihre Ehrerbietung zu beweisen und ihm ein Geschenk an altem Weine anzubieten, welches angenommen wurde. Nachdem man einen Sturm in den Seeländischen Gewässern ausgehalten hatte, kam man vor Vliessingen an, wo die Befehlshaber der auf der Rhede liegenden Schiffe dem Czar alle Ehrenbezeigungen erwiesen und ihm alle auf die Schifffahrt Bezug habende Sehenswürdigkeiten zu seinem großen Vergnügen zeigten. Auch die Staaten von Seeland und die Stadtregierungen von Middelburg und Vliessingen bewillkommten ihn durch Deputationen und in den beiden genannten Städten ward er fürstlich bewirthet. Ein beliebter Seeländischer Dichter, Johann Steengracht, dessen Werke noch jetzt geschätzt werden, begrüßte ihn mit einem trefflichen in der Sammlung seiner Poesien aufbewahrten Gedichte. Auf der Insel Walchern fand der Czar in einem Gasthofe sein sehr ähnliches gut gemaltes Bild in Lebensgröße. Sogleich schnitt er die Abbildung des Kopfes heraus und steckte sie in die Tasche. Seine Gemahlin ließ nachher das Gemälde fassen und mit neuen Umgebungen versehen und noch vor einigen Jahren ward es in Moskau aufbewahrt.

Zu Antwerpen nahm Peter in einem Jesuitenkloster seine Wohnung und unterhielt sich mehrere Tage mit Betrachtung der Gemälde- und Kunstsammlungen. Hier empfingen ihn der Fürst von Thurn und Taxis und der Prinz von Holstein, welcher letztere ihn weiter durch die Oesterreichischen Niederlande nach Brüssel, Gent, Brügge und Ostende begleitete. An dem letztern Orte wollte das Ungefähr, daß er einem zum Strange verurtheilten Soldaten auf dem Hingange zum Tode begegnete. Der Verurtheilte hatte die Gegenwart des Geistes, sich an den Monarchen zu wenden und ihn um seine Fürsprache zu bitten. Wirklich verwandte sich der Czar für ihn und man versagte ihm nicht die Bewilligung seiner Bitte.

Mehrere Tage verweilte Peter in Dünkirchen, wo die Festungswerke, der zerstörte Hafen und die Kanäle seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er nahm sich vor, nach dem Muster der dortigen Rüstbank, zu Kronstadt oder Petersburg eine ähnliche anzulegen. Als er sich am 7. Mai Paris näherte, kam ihm der Marschall von Tesse mit vielen Vornehmen, einer Eskadron Garde und der Königliche Staatswagen entgegen. Er trat in Louvre ab, bezog aber, um dem Zwange weniger unterworfen zu seyn, noch am nämlichen Tage des Herzogs von Villeroi Palast Lesdiguieres, wo er mit seinen Ministern und Generalen auf Kosten des Französischen Hofes bis zum 20. Junius, so lange sein Aufenthalt dauerte, seine Wohnung hatte. Der König Ludwig der Vierzehnte war damals gestorben und im Namen seines erst siebenjährigen Nachfolgers, Ludwigs des Fünfzehnten, regierte der Herzog von Orleans. Dieser besuchte den Czar und auf ihn folgte der junge König, geführt von seinem Gouverneur, dem Herzog von Villeroi. Peter empfing Beide auf der untersten Treppe bei dem Wagen, wo Villeroi ihn in einer kurzen Bewillkommungsrede begrüßte. Zwanglos nahm Peter mit liebreicher Miene das Kind auf seinen Arm und küßte es mit den Worten: "Ich wünsche, Sire, daß Sie wohl aufwachsen und einst löblich regieren mögen. Vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich seyn." Der Fürst Kurakin machte, da der Czar der Sprache unkundig war, hier, wie immer in Frankreich, den Dollmetscher. Mit großer Feierlichkeit ward Peter am folgenden Tage beim Gegenbesuch in den Tuillerien aufgenommen. Die Grands-Mousquetairs und die übrige Garde zu Fuß paradirten.

Für die Wißbegierde des Czars gab es in Paris, dem Sammelplatze so vieler Merkwürdigkeiten, täglich etwas Neues zu sehen und zu erforschen. Die Arsenale, das Gießhaus und die anatomischen Sammlungen waren die ersten Gegenstände seiner Sehlust. Er war wiederholt

auf dem Observatorium und in der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er in der Folge wurde. Mit dem Geographen Delisle dem Aeltern unterhielt er sich über die Wirbel im schwarzen Meere, machte ihn mit dem Umfange des Russischen Reichs bekannt und zeigte ihm die Gegenden, wo er Festungen anzulegen und sich mit der Bulgarey in Verbindung zu setzen vorhabe. Er ließ den geschicktesten Augenarzt zu sich kommen und in seiner Gegenwart an einem blinden Invaliden die Probe seiner Kunst üben. Mit Bewunderung sah er das Denkmal der Größe Ludwigs des Vierzehnten, das Invaliden-Hospital, welches viertausend ausgediente Krieger nährte. Als er die vortreffliche Gobelin-Tapeten-Fabrik mit großer Aufmerksamkeit besah und namentlich an den Darstellungen der Geschichte des Don Quixote nach Coypels Zeichnungen viel Freude hatte, wurden ihm im Namen des Regenten die bewunderten sowohl, als vier andere große Haute-Lisse-Stücke zum Geschenk überreicht. Es waren biblische Geschichten, Petri Fischzug, die Auferweckung des Lazarus, die Heilung des Gichtbrüchigen und die Austreibung der Wechsler aus dem Tempel, alle nach Jouvenets Gemälden gewirkt.

In der Königlichen Bibliothek überreichte man dem Czar die Sammlung der Feldzüge Ludwigs des Vierzehnten und der Abbildungen der Königlichen Gebäude und Gärten zu Versailles. Als er zu Petitbourg bei dem Herzog von Antin speisete, sah er am Ende der Mahlzeit sein Bildniß, das während derselben gemalt ward, plötzlich im Saale hervorgehen. Aber nirgend ward er angenehmer überrascht, als im Königlichen Münzhofe. Lange war er mit größter Aufmerksamkeit die Werkstätte durchgegangen und nichts vom geringsten bis zum größten hatte seiner Beobachtung entgehen können. Zuletzt bat er sich aus, man möge ihm auch nun in seiner Gegenwart Medaillen mit der Schwungpresse (balancier) ausprägen. Sogleich ließ der Münzintendant silberne und goldene

Rundbleche von Medaillen-Dicke herbeibringen und befahl dem Münzmeister, den nächsten besten Medaillen Stempel zu nehmen. Man brachte ihn, setzte ihn in die Schwungpresse, belegte ihn mit goldenen Rundbleche, das Gepräge geschah und der Czar, der gleich hinzutrat und die Münze in Empfang nahm, war nicht wenig erstaunt, sein eigenes Bild zu erkennen. Die Kehrseite zeigte das Bild einer Fama im Fluge über einen Strom, welcher der Sonne entgegen in das Meer sich ergießt. Virgils Worte: Kräfte gewinnt sie im Fluge (vires adquirit eundo) bestimmten sehr schmeichelhaft die Deutung der Allegorie.

Der Sorbonne, dieser gelehrten Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche, machte Peter ebenfalls einen Besuch. Bei Gelegenheit mehrerer Slavonischer Religionsbücher, die ihm in der Bibliothek dieses Instituts vorgezeigt wurden, lenkte sich das Gespräch auf die Verschiedenheit der Russischen und Römisch-Katholischen Religion. Das, was sie trenne, meinten die Geistlichen der Sorbonne, sei so geringe, daß, wenn das Geschäft mit dem Geiste der Liebe behandelt würde, die Vereinigung nicht schwer werden könne. Sie legten es daher dem Czar dringend an das Herz, daß er zu dem großen Werke der Religionsvereinigung die Hände bieten und nach so vielen unsterblichen Thaten ein Werk zu Stande bringen möge, das seinen Ruhm vollenden würde. Peter wich dem Antrage geschickt aus. "Er sei ein Soldat," sagte er, "und seine Geschäfte erlaubten ihm nicht, selbst in die Tiefen der Theologie, die sie trennten, einzugehen. Doch wenn es ihnen Ernst sei, habe er nichts dagegen, daß die Lehrer der Sorbonne darüber an die Russischen Bischöfe schrieben, die denn ihr Schreiben beantworten sollten." Wie wenig es dem Monarchen, dem schon das Russische Patriarchat lästig war, Ernst seyn konnte, sich und seine Geistlichkeit dem Römischen Papste zu unterwerfen und daß also, wie sich nach einem kurzen Briefwechsel wirklich

zeigte, das Projekt ohne Erfolg bleiben würde, war leicht voraus zu sehen.

Sehr karakteristisch für Petern war in anderer Hinsicht dieser Besuch der Sorbonne. Als er in der Kirche Girardons schönstes Werk, das Grabmal des Kardinals Richelieu erblickte, ergriff ihn zugleich mit der Bewunderung dieses Meisterstücks der Bildhauerkunst der Gedanke an den Genius des Mannes, dessen feste Politik Frankreichs Größe bereitete. Er umarmte sein Bild und rief: "Großer Mann! dir würd' ich die Hälfte meiner Staaten gegeben haben, um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen."

In den Gegenden von Paris, die Peter gleichfalls besuchte, zogen die in ächt Römischen Geiste gebauten Wasserleitungen von Marly seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Weniger gefiel ihm das Schloß zu Versailles, das er wegen des Unverhältnisses seiner Flügel zu dem Hauptgebäude einer Taube mit Adlersflügeln verglich. In dem Lusthause Trianon, dessen Annehmlichkeiten ihn sehr anzogen, verweilte er einige Tage und vergnügte sich dort bald mit Spatziergängen, bald mit Gondelfahrten auf dem Kanal, bald mit Besichtigung der Merkwürdigkeiten, die das Schloß in sich faßte. Besonders fesselte ihn die Betrachtung einer Landkarte von Frankreich in musivischer Arbeit. Als er unfern Versailles, in St. Gemain en Laye, das Stift Saint Cyr besah, welches Frau von Maintenon zur Unterhaltung einer Anzahl adelicher Fräulein gestiftet hatte, wünschte er, die fromme Vertraute Ludwigs des Vierzehnten, die hier ihre letzten Tage verlebte, zu sehen. Die Kranke lehnte anfangs den Besuch ab, aber Peter ließ sich nicht zurückweisen. "Ich muß," sagte er, "der Frau meine Hochachtung beweisen, die es so gut mit dem Könige und mit dem Reiche meinte und, wenn sie gegen die Huguenotten sich ungerecht bewies, nur aus Einfalt und Aberglauben fehlte." Er trat in ihr Gemach, zog leise die Vorhänge auf, grüßte die Kranke sehr

freundlich, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bette und erkundigte sich nach ihrem Befinden. "Mein Alter ist meine Krankheit," erwiederte sie mit schwacher Stimme. Peter sagte ihr in wenigen verbindlichen Worten, daß das Bewußtseyn, Frankreichs Wohlthäterin gewesen zu seyn und der tägliche Anblick der Schaar von Mädchen, die ihr noch jetzt ihr Glück verdankten, jene Krankheit erleichtern müsse.

Das Letzte, was in Paris des Czars Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine Parlements-Sitzung. Die Parlements-Räthe hatten sich, was seit Karls des Fünften Zeiten in ähnlichen Fällen nicht geschehen war, in ihre rothen Mäntel gekleidet. Die beiden Advokaten Milchaut und Guerin plaidirten die vorliegende Sache. Der Generaladvokat Lamoignon erhob sich jetzt, legte in einer gedrängten Darstellung wiederholt die Beschaffenheit der Sache vor Augen und setzte dann hinzu: "Zwar oft schon sei das Parlement von Königen in den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen worden; daß aber ein großer Monarch, gleich mächtig in Asien und Europa, die Hauptstadt Frankreichs nicht habe verlassen wollen, ohne vorher ein Zeuge der Sitzungen des höchsten Gerichtshofes gewesen zu seyn, dieß sei ein so ausserordentlicher Fall, daß er in die Protokolle des Parlements eingetragen und der Nachkommenschaft aufbehalten zu werden verdiene.

Bei dem Abschiede vom Könige wußte Peter dem jungen Fürsten nichts angemesseneres zu schenken, als einen Riß von Petersburg, so wie die Stadt theils schon erbauet war, theils nach des Czaren Plan weiter erbaut werden sollte. Von dem Herzog von Orleans, als Regenten des Reichs, schied Peter in gutem Vernehmen, ob es ihm gleich nicht gelungen war, denselben von seiner Verbindung mit England abzulenken. Dennoch wurde ein Freundschafts- und Handlungs-Traktat zwischen Rußland

und Frankreich geschlossen, an welchem auch Preußen Theil nahm.

Der Czar hatte während eines mehr als vierteljährigen Aufenthaltes in Paris und in dessen Umgebungen viel Neues gesehen, das ihn nicht nur angenehm unterhielt, sondern auch belehrte. Dennoch schied er gerne von einer Nation, deren Frivolität seiner soliden Denkungsart keineswegs zusagte und von einem in Wollust versunkenen Hofe, von dem eine furchtbare Sittenverderbniß ausging. Schon in Namur, wo er von dem Befehlshaber der dortigen zahlreichen Holländischen Besatzung, dem Grafen von Hompesch, mit ausgezeichnetem Glanze empfangen wurde, äusserte er eine ausserordentliche Freude, sich wieder unter Holländern zu sehen. Man unterhielt ihn mit ungewöhnlichen Schauspielen. Das erste war ein Schiffsgefecht mit Stangen auf der Sambre, das andere ein Gefecht Gestelzter, welche die Stelzen zugleich als Waffen gebrauchten. In Spaa trank er mehrere Wochen die mineralischen Wasser, um sich von mancherlei Uebeln zu heilen, den Folgen der Krankheit, die ihn in Amsterdam befallen hatte. Sein Leibarzt Areskin stellte auf Verlangen der Einwohner von Spaa bei dem Abschiede das Zeugniß aus, daß der Czar noch von keiner Heilquelle so große Wirkung empfunden habe, als von der zu Spaa.

In Mastricht machte Peter die nähere Bekanntschaft des berühmten Holländischen Generals Grovestein und eilte dann über Grave und Nymwegen dem nächsten Ziele seiner Reise zu. Im letztern Orte kam er spät Abends an und kehrte in einem gemeinen Wirthshause ein. Hier ließ er sich einige Eier und ein Stück Käse und Brod, seinen Reisegefährten aber ein Paar Flaschen Wein geben. Als am andern Morgen der Reisemarschall fragte, was man schuldig sei? forderte der Wirth hundert Dukaten. Auf die Frage des Reisemarschalls, ob denn die Eier hier so selten wären? erwiederte der Wirth: „Nicht die Eier, wohl aber die Kaiser.“

Es war im Anfange Julius, als der Czar wieder in Amsterdam ankam, wo Katharina mit Ungeduld seiner harrte. Sie hatte sich während seiner Abwesenheit längere Zeit auf einem Landhause des Russischen Kaufmanns Sotofiof aufgehalten und man hatte nicht versäumt, ihr Vergnügen zu machen. Unter andern wurde ihr zu Ehren ein großes Lustgefecht veranstaltet, woran sie viel Wohlgefallen fand. Einige Tage brachte ihr Gemahl bei ihr im Harlemer Holze zu, wo mehrere angesehene und reiche Besitzer der nahe liegenden Landhäuser das hohe Paar wetteifernd bewirtheten. Dann kehrte Peter nach Amsterdam zurück und beschäftigte sich wieder nach seiner Weise. Mehr als bei seiner ersten Reise richtete er jetzt seine Aufmerksamkeit ausser Schifffahrt, Handel und Gewerbe, auch auf Wissenschaften und Künste. Mit vieler Theilnahme besuchte er Kabinette von Gemälden, Kunstwerken und Naturalien. Besonders reitzten ihn die trefflichen Sammlungen von anatomischen Präparaten, woran der berühmte Professor Ruysch vierzig Jahre gearbeitet hatte und des Apothekers Albertus Seba große Sammlung aller bekannten Land- und Seethiere. Beide Sammlungen kaufte er, die erstere für vierzigtausend, die andere für fünfzehntausend Gulden. Sie legten den Grund zu dem Naturalienkabinet, das sich noch jetzt zu Petersburg in der Akademie der Wissenschaften befindet. Mit mehreren Gelehrten berathschlagte er, welche Bücher zunächst zur Beförderung der Wissenschaften in Rußland in der Sprache dieses Landes übersetzt werden sollten und traf Einrichtungen, eine Anzahl junger talentvoller Russen unter auswärtigen Meistern die schönen Künste studiren zu lassen.

Oft besuchte Peter die Werkstätte der Künstler, sah Stunden lang den Malern bei ihrer Arbeit zu und unterhielt sich mit ihnen über ihre Art und Kunst. Besonders fand er Gefallen an den Stücken aus der Flamländischen und Brabantischen Schule. Rubens, van Dyk, Rem-

brandt, van der Werf, Wouwermann, Ostade, van Huysem und andere Niederländische Meister waren seine Lieblinge und unter ihren Werken gab er den See- und Schiffsstücken den Vorzug. Besonders schätzte er den berühmten Adam Silo, der, selbst ein Schiffskapitain, vor andern Seestückmalern das Segel- und Tauwerk am richtigsten und genauesten zu treffen wußte. Er kaufte von ihm seine schönsten Seestücke, die nachher ihren Platz in seinem Schlafgemach und Vorzimmer zu Petersburg fanden. Als der berühmte Holländische Maler, Ritter de Moer, des Czaren Bildniß verfertigte, war dieser nach der ersten Sitzung so davon eingenommen, daß er es selbst verschloß, damit in seiner Abwesenheit nichts daran verändert werden könnte. Dieß verdroß den hochherzigen Künstler, der seine Kunst dem Willen des Czars nicht sklavisch unterwerfen wollte und ernstlich erklärte, er würde den Pinsel niederlegen, wenn man ihm das Bild nicht zurückgebe. Der Czar gab nach und noch jetzt wird dieß Bildniß in Petersburg in großen Ehren gehalten. Die berühmte Miniaturmalerin, Henriette van Pre, suchte er, wiewohl vergebens, unter den freigebigsten Anerbietungen nach Petersburg zu ziehen. Seinen Entschluß, sich auch von ihr malen zu lassen, gab er deswegen auf, weil sie von ihm verlangte, daß er ihr zwanzigmal und jedesmal zwei Stunden sitzen müsse. Auch die öffentlichen Gemäldeauctionen besuchte Peter in Gesellschaft des Schweizerischen Malers Xsell, den er auch nachher vermochte, mit ihm nach Rußland zu gehen. Er saß bei solchen Versteigerungen unter der Menge der Liebhaber und zog den Künstler bei der Wahl und dem Ankauf der Gemälde zu Rathe. So legte er hier den Grund zu der reichen Gemäldesammlung, welche jetzt die Kaiserlichen Paläste ziert und sich hauptsächlich auf die Flamländische und Holländische Schule beschränkte.

Amsterdam war damals der Mittelpunkt mehrerer wichtigen Staatsunterhandlungen. Gesandte aus England

und Schweden kamen bei dem Russischen Monarchen an, um mit ihm Verträge zu schließen und frühere Irrungen beizulegen. Auch die Generalstaaten ließen die gute Gelegenheit nicht unbenutzt, ihren hohen Gast zu einem neuen für sie vortheilhaften Handelstractat zu bewegen. Allein dieser zeigte durchaus keine Geneigtheit, dem Holländischen Handel in seinem Reiche noch mehr Vorzüge einzuräumen, als er bisher genossen hatte. Es entstanden sogar einige Mißhelligkeiten; namentlich beschwerte sich Peter, daß ein in England gedruckter Briefwechsel in Beziehung auf seine Verhältnisse zu Schweden, in einer Holländischen Uebersetzung erschienen sei. Ein andermal verwandte er sich für einen vom Seegerichte in Amsterdam zum Gefängnisse Verurtheilten und bezeigte seine Unzufriedenheit, daß man auf diese Verwendung keine Rücksicht nahm und endlich beschwerte er sich, daß die Admiralität zu Amsterdam die Ladung eines Schottischen, von Gothenburg nach England segelnden, von einer Russischen Fregatte im Texel aufgebrachten Schiffes frei gegeben hatte. Dieser letztern Beschwerde folgten sogar Drohungen von Repressalien gegen die Holländischen Kaufleute in Rußland. Alle diese Irrungen blieben zwar ohne Folgen, allein desto unzufriedener waren die Holländer darüber, daß der Czar mit Frankreich und Preußen am 4. August einen Handelstractat schloß, der ihrem eigenen Spekulationsgeiste auf keine Weise vortheilhaft war. Hierzu kamen die Nachtheile der Verlegung des Haupthandels von Rußland von Archangel nach Petersburg, die Entstehung so vieler Fabriken in jenem Reiche und die Errichtung des bedeutenden Russischen Handelshauses Solofiof in Amsterdam, welches die vorzüglichsten Aufträge der Russischen Regierung erhielt, so wie auch die Erhöhung der Zölle in Liefland. Ueberdieß hatte der Fürst Menzikof, in Abwesenheit des Czars, mehrere Holländische Kaufleute durch persönlichen Arrest zu einer unbilligen Nachzahlung der erhöheten Zölle ge-

zwungen und dadurch die ernstlichsten Gegenvorstellungen von Seiten der Generalstaaten bei Petern veranlaßt.

Aus allen diesen Ursachen war der Czar, bei seiner jetzigen Anwesenheit, der Holländischen Kaufmannschaft ein minder angenehmer Gast, als bei seiner ersten Reise. Dieß alles hielt indeß die Regierung von Amsterdam nicht ab, in ihrem Streben, dem Monarchen ihre Ehrfurcht zu beweisen und ihn nach Vermögen zu unterhalten, unabläßig fortzufahren. So wurde z. B. nach seiner Rückkehr aus Frankreich zu seinem Vergnügen im Hafen von Amsterdam das schöne Schauspiel eines Seetreffens zwischen zwei Eskadern von Jachten und kleinern Fahrzeugen gegeben.

Im August besuchte der Czar die Nordholländischen Städte und ließ sich in Hoorn das Grabgewölbe des in der Seeschlacht im Sunde im Jahre 1650 gebliebenen Viceadmirals Florispoon öffnen. In der nämlichen Stadt wollte er die Schiffswerfte besehen, allein der ungeheuere Zufluß von Neugierigen machte ihn so unwillig, daß er plötzlich die Stadt verließ, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Nichts machte ihm auf dieser Reise mehr Vergnügen, als die genaue Besichtigung des Beemsters, eines durch Windmühlen ausgemahlnen und in Land verwandelten Moores. Er konnte sich nicht vorstellen, daß dieser fruchtbare Boden dem Moore entrissen sei und ließ sich mit der äussersten Aufmerksamkeit von allem unterrichten, was zur Bewerkstelligung und Unterhaltung der Wasserableitungen gehört. Bei seiner Ankunft im Texel traf es sich sehr glücklich, daß eine Ostindische Kauffarteiflotte von sechszehn reichbeladenen Schiffen eben zurückgekehrt war. Ihm und seiner Gemahlin, welche von einer Deputation der Direktoren auf dem mit Specereien beladenen Retourschiffe Elisabeth empfangen wurden, machte dieß Schauspiel ein ausserordentliches Vergnügen und auch hier zeigte Peter auf das Neue seine rastlose nichts untersucht lassende Wißbegierde.

Der Schwedische Gesandte, Baron Görz, war inzwischen nach Amsterdam gekommen, um mit dem Czar wegen eines Friedens zu unterhandeln. Peter begab sich, in Begleitung des Fürsten Kurakin, auf das Schloß Loo und hier hatte er eine geheime Unterredung mit Görz, in welcher dieser gewandte Unterhändler die Geneigtheit seines Monarchen, des kriegerischen Karls des Zwölften, zu einer gütlichen Ausgleichung der obwaltenden Mißhelligkeiten entwickelte. Als Peter von dieser Unterredung nach Amsterdam zurück kam, gab der Russische Resident Brandt seinem Monarchen eines der glänzendsten Feste, die man je in Holland bei Privatpersonen erlebt hatte.

Der Czar machte nunmehr Anstalten, Holland zu verlassen und in sein Reich zurückzukehren. Er konnte sich aber von dem Lande nicht trennen, ohne sein liebes Saardam noch einmal zu sehen. Am 30. August bat er sich, begleitet von zehn seiner vornehmsten Hofleute, bei seinem Freunde Calf zu Gaste, jedoch mit der Bitte, ihn dießmal wieder auf kaufmännische Weise zu bewirthen. Calf lud daher einige der angesehensten Saardamer Kaufleute zu Peters großer Zufriedenheit mit zu Tische. Noch immer fanden sich Fabriken zu besichtigen, welche dem Czar etwas neues darboten. Auch zeigte man ihm ein kleines Boot, woran er, wie man ihm versicherte, mit gezimmert hatte und welches zu seinem Andenken aufbewahrt wurde. Dieß freute ihn, er erbat es sich und schickte es nach Rußland ab; unterwegs wurde es von den Schweden genommen und nach Stockholm geführt, wo es jetzt noch sorgfältig aufbewahrt wird.

Bei diesem letzten Besuche in Saardam besah man auch das Bethaus der Mennonisten, zu deren Gemeinde Calf gehörte und in welcher er das Amt eines Lehrers bekleidete. Der Czar bat seinen Wirth, ihn hören zu lassen, wie man in ihrer Gemeinde predigte, allein er fügte hinzu, daß er kein Liebhaber von langen Predigten sei.

Calf erwiederte, daß er ihm den Inbegriff aller Ermahnungen vortragen wolle, bestieg dann die Kanzel und sprach mit Würde: "Denke gut, spreche gut und handle gut. Amen." — Gerührt über diese sinnvollen Worte rief der Monarch: "Nie hab' ich kürzer und sachreicher predigen hören." Hierauf wandte er sich zu dem ihm begleitenden Priester und sagte: "So müßt ihr auch predigen, aber ihr treibt zu viel Possenspiele." Bei der Tafel äusserte sich Peter noch mit der äussersten Theilnahme über Saardam und versicherte, nirgends so viele Thätigkeit und Betriebsamkeit im Handel angetroffen zu haben. Mit der größten Herzlichkeit nahm er Abschied von seinen Saardamer Freunden und küßte jeden vor die Stirne mit seinem gewöhnlichen Abschiedsgruße: "Gott behüte euch."

In Amsterdam zeigte der Czar bei der letzten Zusammenkunft mit seinen alten Freunden ebenfalls viele Herzlichkeit. Seinen ältesten und treuesten Freund, den Burgermeister Witsen hatte er mehrmals am Krankenbette besucht und war am 10. August bei seinem Hinscheiden gegenwärtig gewesen. Auch der Burgermeister Hooft war während seiner Abwesenheit mit Tode abgegangen und mit unverkennbaren Zeichen des Kummers klagte Peter laut, daß er zwei seiner besten Freunde verloren habe. Einen der letzten Abende brachte er bei dem Schiffszimmermann van Rhoenen zu. "Laßt mich ein Stück Holz aussuchen," sagte er ihm vor dem Abschiede, "dann will ich auch etwas machen, wobei ihr euch meiner erinnern könnt." Er erhielt das Verlangte, nahm Cirkel und Werkzeug und verfertigte ein kleines, artig gearbeitetes Modell eines Jachtschiffes. Ausserdem beschenkte er Rhoenen mit eilf Münzen mit seinem Bildnisse, welchen er noch ein Geschenk von Werth beifügte. Bei der Trennung umarmte und küßte er ihn auf das herzlichste.

Am 31. August hatten die Deputationen der Generalstaaten und der Stadtregierung ihre feierlichen Abschieds-Audienzen und die Abreise des Monarchen ward auf den

1. September festgesetzt. An diesem Tage erhob sich aber ein so heftiger Sturm, daß die Abreise unmöglich ward. Dem ungeachtet drang Peter beständig auf dieselbe und alles Zureden und die Vorstellung der ihm drohenden Lebensgefahr vermochten kaum, ihn zur Abwartung des folgenden Tages zu bewegen. Endlich am 2. September reiste er unter Lösung des Geschützes über Harlem und Gouda mit einem Jachtschiff nach Dortrecht, wo er die Czarin verließ und sich auf einem kleineren Fahrzeuge nach Bergen-op-Zoom begab, um diese Festung, eines der berühmtesten Meisterwerke Coehorns, in Augenschein zu nehmen. Von dort kehrte er nach Dortrecht zurück, trat vereinigt mit seiner Gemahlin über Nimwegen die Abreise nach Cleve an und verließ am 10. September das Gebiet der Republik. In Wesel nahm er Abschied von den Fürsten Kurakin, Narischkin und andern Russischen Großen, welche ihn bis hieher begleitet hatten und nach Holland zurückkehrten. Den erstern beauftragte er, den Generalstaaten seine Zufriedenheit für die Ehre und Freundschaft, welche er während seiner Anwesenheit in der Republik genossen habe, zu erkennen zu geben.

Der Czar nahm seine Rückreise über Magdeburg, wo er von dem Herzoge von Mecklenburg und dessen Gemahlin empfangen wurde und von da begab er sich nach Berlin. Nach einem sechstägigen Aufenthalte daselbst, während dessen die Verbindungen mit dem Preußischen Hofe fester geknüpft und über das eingeleitete Friedenswerk Winke gegeben wurden, setzte er die Reise nach Petersburg fort. In Königsberg besuchte er noch die Bibliothek, ließ sich den Codex des Russischen Chronisten Nestor zeigen, welcher dort als eine Seltenheit aufbewahrt wird und forderte eine genaue Abschrift desselben mit allen dabei befindlichen Figuren. Am 21. October erreichte er Petersburg. Oft erinnerte er sich dieser Reise mit Vergnü-

gen, sprach davon und benutzte die gesammelten Erfahrungen zum Besten seines Reichs. In vielen Stücken behielt er die Holländische Lebensweise bei und die Einfachheit und Geradheit dieser Nation war ihm ganz eigen. Gerne redete er die Sprache derselben und sagte er etwas auf Holländisch, so war man versichert, daß er es recht von Herzen meinte.

3.

Schiffbruch und Gefangenschaft bei den Mohren in Afrika.

Eine Geschichte aus dem Jahr 1719.

In einem cultivirten Lande geboren zu seyn, und unter gesitteten Menschen zu wohnen, ist ein großer, herrlicher Vorzug. Das erkennen diejenigen am besten, aber auch am schmerzlichsten, die ein widriges Schicksal in ein Land verschlägt, das von rohen, barbarischen Menschen bewohnt wird. Nur unter gesitteten Menschen findet der Unglückliche aufrichtiges Bedauern, Beistand und Hülfe, während rohe Barbaren sein Unglück vergrößern, und sich dessen freuen. Eine Begebenheit, die sich im Jahre 1719 an den Küsten von Gigori, im Staate von Algier, zutrug, dient zur Bestätigung.

Philipp der Fünfte, König von Spanien, beschloß im Jahr 1719 einen außerordentlichen Gesandten an den Schwedischen Hof zu senden. Die Wahl fiel auf den Grafen von Burke, einen Irländischen Offizier in Spanischen Diensten. Da die Gemahlin des Grafen sich um diese Zeit mit ihrer Familie in Frankreich aufhielt, so beschloß sie, nach Madrid zu ihrem Gemahl zu reisen. Von ihrer ganzen Familie begleitet, einen Sohn von vier Jahren ausgenommen, trat sie die Reise an, und kam glück-

lich nach Montpellier. Hier rieth man ihr, sich zu Cette in Nieder-Languedoc einzuschiffen, von wo sie in vier und zwanzig Stunden nach Barcellona kommen könnte. Sie entschloß sich hierzu um so leichter, da sie schon mehrere Seereisen gemacht hatte. Zu Cette angekommen, miethete sie eine Genuesische Tartane, die eben nach Barcellona segelfertig lag. Außer ihrem Sohne von acht, und ihrer Tochter von neun Jahren, bestand ihre Begleitung aus dem Abbé Burke, einer Hofmeisterin für ihre Kinder, vier Kammermädchen und zwei Bedienten. Auch einen Theil ihrer Möbeln und mehrere Kostbarkeiten schiffte sie mit ein. Bei den letztern war unter andern ein Silberzeug von hohem Werth, ein Miniaturgemälde des Königs von Spanien, in einem massivgoldenen und mit Diamanten besetzten Rahmen gefaßt, welcher eine Hand vorstellte, ein prächtiges Kirchengeräth in drei kostbaren Kelchen bestehend, sechs Paar Hofkleider u. a. m. Alles war in siebenzehn Ballen und Kisten gepackt.

Mit günstigem Winde segelte die Tartane am zwei und zwanzigsten October 1719 ab. Am fünf und zwanzigsten ließ sich bei Tagesanbruch, ungefähr zwei Meilen von der Tartane, welche damals an den Küsten von Palamos war, ein Algierisches Korsarenschiff von vierzehn Kanonen sehen, dessen Kapitain ein Holländischer Renegat war. Dieser schickte sogleich seine Schaluppe mit zwanzig bewaffneten Türken aus, um sich der Tartane zu bemächtigen. Die Türken thaten ohngefähr sieben bis acht Schüsse, ohne Jemand zu treffen, weil die ganze Mannschaft sich entweder versteckt, oder der Länge nach auf den Boden gelegt hatte. Dann stiegen sie, mit dem Säbel in der Hand, an Bord, liefen sogleich nach der Kajüte, wo sich die Gräfin befand, und stellten eine Wache hin. Als dieß geschehen war, machten sie Anstalt, die Tartane zum Kaperschiff zu bringen. Unterwegs plünderten die Türken rechts und links, warfen die Schinken über Bord, und tranken unmäßig von Wein und Branntwein.

Sobald sie das Kaperschiff erreicht hatten, mußte die ganze Genuesische Mannschaft an Bord desselben gehen, und wurde sogleich in Ketten gelegt. Dann kam der Kaper-Kapitain an Bord der Tartane, trat in die Kajüte, wo die Gräfin von Burke war, und fragte wer sie wäre? woher sie komme und wohin sie wollte? Ihre Antwort war, sie sey in Frankreich geboren und im Begriff gewesen, von da nach Spanien zu reisen. Da er ihren Paß zu sehen verlangte, zeigte sie ihm denselben, ohne ihn jedoch aus den Händen zu lassen, weil sie befürchtete, er möchte ihn zerreichen. Auf seine Versicherung, er werde ihn wieder zurück geben, überließ sie ihm denselben. Nachdem er ihn mit Hülfe seines Dollmetschers genau durchlesen hatte, gab er ihr ihn wieder, mit den Worten: "der Paß ist gültig, und Sie haben weder für sich noch für Ihre Leute und Ihr Gepäck etwas zu fürchten."

Die Gräfin stellte dem Korsaren vor: da sie ihrem Passe und ihrer Geburt nach frei sey, so verlange sie durch seine Schaluppe an die nahe Küste Spaniens gebracht zu werden; er sey dies ihrem Französischen Passe schuldig, und erspare dadurch nicht allein ihr selbst viele Beschwerlichkeiten, sondern auch ihrem Gemahl einen großen Kummer; sie würde überdieß nicht ermangeln, sich für einen solchen Dienst erkenntlich zu beweisen. Der Korsar erwiederte, als Renegat dürfte er ihr diese Bitte nicht gewähren, ohne seinen Kopf in Gefahr zu setzen. Der Dey von Algier würde glauben, er habe unter dem Vorwand eines Französischen Passes, die Familie eines ihm feindlichen Staates frei gelassen, und an ein christliches Ufer gebracht. Sie müsse also durchaus mit ihm nach Algier gehen, wo ihr Paß und sie selbst dem Dey vorgestellt werden würden. Sey dieß geschehen, so werde man sie dem Französischen Konsul übergeben, der sie dann auf eine ihr und ihm beliebige Weise nach Spanien bringen könnte. Uebrigens lasse er ihr die Wahl, ob sie an seinen Bord kommen, oder auf der Tartane bleiben wollte; doch rieth

er ihr eher zum Letztern, weil er bei zweihundert Mohren und Türken an Bord hätte, gegen welche er weder ihre Person noch ihre weibliche Bedienten vor allen Unannehmlichkeiten würde schützen können. Die Gräfin blieb also auf der Tartane, die der Kapitän nur mit sieben Türken und Mohren besetzte, um das Tauwerk zu regieren. Dann ließ er die Tartane an sein Schiff bin, um sie hinter sich drein zu schleppen, und steuerte gegen Algier. Bevor er wegging, schenkte ihm die Gräfin ihre Uhr, und dem Türkischen Offizier auf der Tartane gab sie gleichfalls eine nebst vier Louisd'or.

Vom acht und zwanzigsten bis zum dreißigsten October wüthete ein so heftiger Sturm, daß das Bugsirtau zerriß, und die Tartane von dem Korsarenschiff getrennt wurde. Die Türken auf der Tartane verstanden sich schlecht auf die Kunst, ein Schiff zu regieren, denn der Kapitain hatte seine besten Leute bei sich behalten. Da sie überdieß keinen Kompaß bei sich hatten, denn der auf der Tartane war beim Entern zerbrochen, so mußten sie sich dem Winde und den Wellen überlassen. Die Tartane wurde demungeachtet an die Küste der Barbarei, in den Meerbusen Coto, östlich von Gigori, getrieben. Hier warfen die Türken Anker, und der Befehlshaber der Tartane ließ zwei Mohren ans Ufer schwimmen, um Nachrichten über Land und Einwohner einzuziehen, weil ihm beides unbekannt war.

Die Mohren, welche diesen Landstrich bewohnten, hatten die Tartane bereits bemerkt. Sie kamen in großer Anzahl bewaffnet ans Ufer, um sich der Landung zu widersetzen, in der Meinung, es sey ein christliches Schiff, das sie und ihr Vieh wegführen wollte. Allein die beiden Mohren benahmen ihnen diesen Irrthum, indem sie das Schiff für eine christliche Prise erklärten und erzählten, daß eine vornehme Französische Prinzessin, die nach Algier geführt würde, sich auf demselben befände. Einer der beiden Mohren blieb am Lande, der Andere aber schwamm

wieder zurück, um dem Befehlshaber der Tartane zu berichten, daß sie an der Barbarischen Küste wären, und Algier vorüber gesegelt seyn müßten, weil seit einigen Tagen der Wind daher gekommen sey. Auf diese Nachricht eilte der Türkische Befehlshaber, seinen Kapitain einzuholen, und bald möglichst nach Algier zu kommen. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, die Anker zu lichten, sondern hieb die Taue ab, und ging ohne Anker, ohne Kompaß und ohne Schaluppe unter Segel. Allein diese Unbesonnenheit mußte er, eine halbe Meile vom Meerbusen, hart bußen. Es erhob sich ein widriger Wind, der ihn gegen die Küste zurück trieb. Er wollte sich mit Rudern helfen, allein dazu war seine Mannschaft zu schwach, und trotz aller Anstrengungen stieß die Tartane auf einen Felsen und scheiterte. Das ganze Hintertheil wurde sogleich mit Wasser angefüllt, und die Gräfin, die in der Kajüte mit ihrem Sohne und ihrem Kammermädchen betete, ertrank mit ihnen. Auf dem Vordertheil des Schiffes befand sich der Abbé Burke, ein Irländischer Edelmann Namens Arthur, ein Kammerdiener, ein Bedienter und ein Kammermädchen. Diese klammerten sich an die Trümmer des Schiffes an, welche auf dem Felsen lagen. Arthur sah von ohngefähr etwas auf dem Wasser schwimmen und sich bewegen. Er stürzte sich in die Wellen, und fand, daß es das Fräulein Burke war, die er herauszog und dem Kammerdiener zur Verpflegung empfahl. Er war der Einzige, welcher schwimmen konnte, und suchte sich dadurch zu retten, kam aber nicht wieder zum Vorschein.

Der Abbe Burke stieg zuerst von den Trümmern der Tartane auf den Felsen, an welchem sie gescheitert war, und hielt sich daselbst eine zeitlang gegen die Wellen, mittelst seines Messers, das er in eine Spalte des Felsens gesteckt hatte. Mehrmals schlugen die Wellen über ihn zusammen, und stießen ihn endlich auf einen trockenen Felsen, von dem er nur noch einen schmalen Arm der See bis zum festen Lande zu passiren hatte. Um dahin

zu kommen, faßte er ein Brett von den Trümmern, das ihm eben vor die Hände kam, es entwischte ihm aber wieder. Endlich gelang es ihm, mittelst eines Ruders, einen mit dem festen Lande zusammenhängenden Felsen zu erreichen. Kaum aber war er am Ufer angekommen, so fielen die Mohren über ihn her, schnitten ihm die Kleider bis aufs Hemde, vom Leibe, und mißhandelten ihn obendrein. Andere dieser Barbaren stürzten sich in die See und schwammen nach den Trümmern zu, in Hoffnung eine reiche Beute zu machen. Der Kammerdiener, welcher das Fräulein Burke in den Armen hielt, winkte zweien von ihnen, und als sie bis auf einige Schritte herangekommen waren, warf er ihnen die Unglückliche zu. Einer von ihnen faßte sie bei der Hand, der Andere beim Fuß, und so brachten sie dieselbe ans Ufer, wo sie ihr zum Zeichen der Sklaverei einen Strumpf und einen Schuh auszogen.

Das Kammermädchen und der Bediente warfen sich ebenfalls in die See, und wurden von den Mohren ans Land gebracht, wo sie sich gänzlich entkleiden mußten; eben so erging es auch dem Kammerdiener. In diesem kläglichen Zustande mußten sie sich nach den Hütten an dem nächsten Berge auf den Weg machen. Man trieb sie mit Stößen und Schlägen auf den rauhen und steinigten Wegen fort, die ihre Füße so verwundeten, daß sie ganz mit Blut bedeckt waren. Ueberdieß mußte Jedes noch einen Pack durchnäßter Sachen tragen, und abwechselnd nahmen sie das kleine Fräulein auf die Arme. Als sie halb todt an dem Berge ankamen, wurden sie unter dem Gelächter und Gespötte der Mohren, und dem Jubel ihrer Kinder empfangen. Dazu kam noch das Gebell und Geheul einer Menge Hunde, die dort sehr gemein sind. Einer derselben biß den Bedienten mehrmals in die Wade, ein anderer riß dem Kammermädchen ein Stück aus dem Schenkel.

Die Barbaren machten jetzt Anstalten, die Schiffbrüchigen zu vertheilen. Das Kammermädchen und der Bediente fielen einem Mohren des Dorfes zu, und das Glück

wollte, daß das Fräulein, der Abbé und der Kammerdiener ebenfalls gemeinschaftlich einen einzigen Herrn zu Theil wurden. Jedes von ihnen erhielt zu seiner Bedeckung einen schlechten Mantel voller Ungezieser, und zur Erquikkung nach solchen Strapazen diente ein Stückchen Brod aus Türkischem Korn, welches ungesäuert und in der Asche gebraten war. Das Getränk war Wasser, das Lager die bloße Erde. Das Fräulein zitterte vor Kälte und Nässe, und erst auf vieles Bitten wurde dem Kammerdiener erlaubt, etwas Feuer anzumachen, an welchem er ihre Kleider einigermaßen trocknete. In diesem Zustande brachten die Unglücklichen die erste Nacht unter Furcht und Zittern zu.

Es wohnten ohngefähr fünfzig Familien an diesem Orte, deren jede fünf bis sechs Hütten von Baumzweigen und Rohr einnahm, in welchen Mann, Weib, Kinder und Vieh ohne Unterschied unter einander lag. Die Einwohner versammelten sich in der Hütte, wo die drei Gefangenen waren, und berathschlagten, was sie mit ihnen machen wollten. Die Einen schlugen vor, ihrem Propheten Mahomed von diesen Christen ein angenehmes Opfer zu bringen; die Andern aber widersprachen aus Eigennutz, weil sie ein gutes Lösegeld für die Gefangenen zu erlangen hofften. Die Versammlung ging aus einander, ohne etwas zu beschließen. Den folgenden Tag riefen sie auch die Bewohner der nächsten Dörfer herbei, und erschienen in weit größerer Anzahl. Dieser Tag war einer der qualvollsten für die neuen Sklaven, und stündlich sahen sie einer schmerzlichen Hinrichtung entgegen. Mehrere der Barbaren zeigten ihnen Feuer, und deuteten durch Zeichen an, daß sie lebendig verbrannt werden sollten. Andere zogen ihre Säbel, und schwangen sie in der Luft, um ihnen den Kopf abzuhauen. Einer von ihnen ergriff das Fräulein bei den Haaren, und setzte ihr die Schneide seines Schwertes in den Nacken; wieder Andere luden in Gegenwart der Gefangenen, ihre Flinten und legten dann

auf sie an. Der Kammerdiener gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie bereit wären für ihre Religion zu sterben, daß aber ihre Hinrichtung für die Einwohner sehr nachtheilig seyn werde, denn durch eine solche grausame That beraubten sie sich selbst des ansehnlichen Lösegeldes, das sie außerdem erwarten könnten. Durch diese Vorstellung wurden selbst die Wildesten etwas besänftiget, nur die Weiber und Kinder konnten nicht satt werden, die Unglücklichen zu quälen. Sie wurden so scharf bewacht, daß ein Mohr, mit dem Spieße in der Hand, ihnen selbst dann folgen mußte, wenn ein natürliches Bedürfniß sie nöthigte, bei Seite zu gehen. Es geschah nicht bloß darum, weil sie besorgten, die Gefangenen möchten entspringen, sondern sie befürchteten noch mehr, man möchte ihnen ihre Beute mit Gewalt entreißen. Das letztere wäre beinahe eingetroffen, denn der Bey von Konstantine ließ ihnen melden, sie sollten die Gefangenen an ihn ausliefern, widrigenfalls werde er sie ihnen durch seine Soldaten mit Gewalt entreißen. Die Mohren ließen ihm aber sagen, sie fürchteten weder ihn noch seine Leute, selbst wenn die Armee des Dey's von Algier dabei wäre. Sie stehen nämlich nicht unter der Oberherrschaft des letztern, ob sie gleich auf seinem Gebiete wohnen, weil ihre eigentliche Heimath ein Gebirge ist, wo ihnen Niemand beikommen kann.

Der Zustand der armen Gefangenen war höchst traurig. Dem Hunger, dem Elend aller Art und der Grausamkeit ihrer Verfolger preisgegeben, die sich ihnen immer nur mit funkelnden Augen, mit wüthenden Geberden und drohenden Worten naheten, schwebten sie in steter Todesangst. Ihr Elend wurde jedoch noch vermehrt durch einen Anblick, der ihr Innerstes zerriß.

Die Mohren kamen auf den Gedanken, daß vielleicht noch einige Beute von den Trümmern des Schiffes und aus der See zu erhalten sey. Da sie sehr geschickte Taucher sind, so zogen sie wirklich noch verschiedene Kisten und Ballen, nebst den todten Körpern heraus, wobei ihnen der

Kammerdiener uud der Bediente helfen mußten, diese Sachen nach dem Berge zu schaffen. Nachdem sie die todten Körper auf das Ufer gebracht hatten, zogen sie dieselben aus, und schnitten der Gräfin Burke mit scharfen Kieselsteinen die Finger ab, um ihre Ringe zu erhalten, weil sie ihre Messer zu entweihen glaubten, wenn sie damit die Körper der Christen berührten. Dann ließen sie die Leichname unter freiem Himmel den Thieren zur Beute liegen, und übten sich wechselweise mit großen Steinen nach ihnen zu werfen. Große Freude machte ihnen der dumpfe Ton, den die vom Wasser aufgeschwollenen Körper von sich gaben, wenn sie von den Steinen getroffen wurden. Der Kammerdiener suchte ihnen begreiflich zu machen, daß sie dadurch alle Humanität verläugneten, und bat sie, die Leichname wenigstens zu begraben; allein sie antworteten, Hunde begrüben sie nicht. Der Bediente sollte für einen Mohren einen Ballen an diesen Leichnamen vorbei tragen, weil dieß der kürzeste Weg wäre; er konnte es aber aus Abscheu nicht über sich erhalten, sondern kroch lieber einen steilen Felsen hinan, als daß er den grausen Anblick in der Nähe betrachtete.

Nachdem alles herbeigebracht war, was von den Trümmern des Schiffes, und aus der Tiefe des Meeres, gerettet werden konnte, wurde eine Theilung vorgenommen. Die kostbarsten Stoffe wurden in Stücken zerschnitten und unter die Kinder vertheilt, die sich jubelnd damit schmückten. Das Silberwerk versteigerte man, unter andern drei Kelche aus der Kapelle der Gräfin Burke, deren jeder wenigstens vierhundert Livres werth war. Diese wurden für weniger als drei Thaler weggegeben, weil sie vom Seewasser Farbe und Glanz verloren hatten, und von den unwissenden Mohren für Kupfer gehalten wurden. Die noch vorgefundenen Bücher überließ man, als etwas ganz unnützes, dem Kammerdiener und Bedienten, welche die Ballen hatten herbeischaffen müssen. Der erstere be-

kam auch sein Schreibzeug wieder, welches den Gefangenen in der Folge sehr gut zu statten kam.

In den ersten drei Wochen, welche die Unglücklichen an diesem Orte verseufzen mußten, benutzte das Fräulein von Burke das Schreibzeug und etwas unbeschriebenes Papier, das sich zu Anfang und Ende der Bücher befand, um drei Briefe an den Französischen Konsul zu Algier zu schreiben. Keiner dieser Briefe wurde aber dem Konsul übergeben. Als drei Wochen verflossen waren, brachte man die Gefangenen in das Innere der Gebirge, wo wahrscheinlich der Scheikh oder Befehlshaber dieser Barbaren seinen Sitz hatte. Zwölf Mohren mit Säbeln, Flinten und Spießen bewaffnet, begleiteten sie dahin. Der Abbé und der Kammerdiener mußten das Fräulein abwechselnd über die steilsten Felsen tragen. Die Mohren, welche an das Klettern und Springen gewöhnt waren, zwangen sie, ihrer Müdigkeit und Schwäche ungeachtet, mit Faustschlägen und Flintenstößen, schneller zu gehen, als ihre Kräfte vermochten. So legten sie den ersten Tag eine große Strecke zurück, und des Abends erhielten die Gefangenen ein Stück Brod, und durften das erstemal auf Brettern schlafen.

Der Scheikh hielt, der Gefangenen wegen, mit den vornehmsten Mohren eine große Rathsversammlung. Da man aber wegen der Theilung nicht einig werden konnte, so wurde beschlossen, sie wieder dahin zu schicken, wo sie hergekommen waren. Während ihres Aufenthaltes bei dem Scheikh, wagte es der Kammerdiener einmal, nur ein wenig Stroh von einem nahen Viehlager wegzunehmen, um es unter das Fräulein zu legen. Darüber wurde der Besitzer der Hütte so ergrimmt, daß er den Kammerdiener mit dem Kopf auf einen Block legte, um ihm den Kopf abzuschlagen, welches nur durch die Dazwischenkunft eines andern Mohren verhindert wurde. So wie sie die Laune anwandelte, faßten sie die Gefangenen drei bis viermal des Tages bei der Kehle, und zuckten die Säbel, um sie

in Stücken zu zerhauen, aber immer hielt eine unsichtbare Macht ihren Arm zurück.

Da die Rücksendung der Gefangenen zwar beschlossen war, aber von einem Tage zum andern verschoben wurde, so verabredete sich endlich ihr erster Herr mit einem Türken von Bugia, einer Seestadt im Staate von Algier, sie zu entführen. Aber dieser Plan wurde vereitelt, indem sich der Ausführung desselben sechzehn bewaffnete Mohren aus dem Gebirge widersetzten. Ergrimmt über diesen Widerstand faßte der Barbar in der Wuth das Fräulein bei den Haaren, zog den Säbel und wollte ihr den Kopf abhauen, allein es gelang dem Türken, diese Grausamkeit zu verhüten. Endlich wurden die Gefangenen weggebracht. Auf der Reise ließen sich ihre Wächter, von blindem Religionseifer hingerissen, mehrmals einfallen, sie ihrem Propheten zum Opfer zu bringen. Eines Tages schleppten sie den Abbé nebst dem Kammerdiener hinter einen Busch, um sie niederzuhauen, doch auch dießmal blieb es bei der Drohung. Nachdem die Unglücklichen an den ersten Ort ihrer traurigen Sklaverei zurückgekommen waren, gab man ihnen rohe Rübenblätter ohne Brod zur Nahrung. Nach und nach wurde das Fräulein mit den Mohrenkindern etwas bekannter, und dem Wohlwollen derselben hatte sie es zu danken, daß sie zuweilen Brod und Milch bekam. Die Mohren verweigern selten etwas, wenn man sie im Namen ihrer Söhne bittet, oder wenn diese selbst die Fürsprecher sind. Daher ist es die gewöhnliche Redensart, wenn man von Jemanden etwas erhalten möchte, zu sagen: "Bewillige mir dieß um das Gesicht deines Sohnes willen."

Zum viertenmal schrieb die junge Gräfin an den Französischen Konsul in Algier. Dieser Brief kam am vier und zwanzigsten November in die Hände des Dey's, der ihn sogleich an den Französischen Konsul abgeben ließ, welcher damit zu dem außerordentlichen Französischen Gesandten Dusault eilte. Das Fräulein hatte kürzlich und

in den rührendsten Ausdrücken gemeldet, in welcher schrecklichen Gefangenschaft sie und ihre Begleiter gehalten würden, daß sie beinahe Hungers stürben, auf die grausamste Art behandelt, und endlich, daß sie vom Ungeziefer beinahe aufgezehrt würden. Sie bat dringend, ihnen zu Hülfe zu kommen, und sie bald in Freiheit zu setzen, weil sie mit jedem Tage ihrem Tod entgegen sehen müßten.

Das Schreiben der kleinen Gräfin rührte die Herzen aller derer, die es lasen. Jeder bot dem Gesandten Geld und Vermittlung an. Es war indessen nicht nöthig, diesen erst zum Mitleiden zu bewegen, besonders da ihm die Familie von Burke sehr gut bekannt war. Er ließ sogleich eine Französische Tartane, die im Hafen lag, ausrüsten, und eine Menge Kleider und Mundvorrath darauf bringen. Dann bat er den Dey um ein Empfehlungsschreiben an den großen Marabou oder Oberpriester von Bugia, der bei den Mohren im höchsten Ansehen steht. Zugleich schrieb er der jungen Gräfin und legte dem Briefe einige Geschenke bei, worauf die Tartane noch denselben Abend unter Segel ging, und in kurzer Zeit zu Bugia landete. Hier übergab Ibrahim Aga, der Dolmetscher der Französischen Nation, den Dusault in der Tartane abgeschickt hatte, dem Oberpriester die Briefe des Dey's und des Gesandten. Dieser, obgleich krank, stieg sogleich mit dem Marabou von Gigori zu Pferde nahm den Dolmetscher nebst sechs bis sieben Mohren mit, und trat die Reise nach dem Gebirge an, das fünf bis sechs Tagereisen von Bugia entfernt ist. Als die Mohren, welche die Gefangenen in Vorwahrung hatten, sie von ferne kommen sahen, verschlossen sie sich, zehn bis zwölf an der Zahl, mit dem Säbel in der Hand, in ihre Hütte. Die Marabou's pochten ungestüm an die Thüre und fragten, wo die Christen wären? Man antwortete ihnen, sie seyen am andern Ende des Dorfes; aber ein Mohr, der vor der Hütte stand, gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, sie befänden sich in der Hütte. Sogleich stiegen alle von den

Pferden, und ließen sich die Thür öffnen, aber indem sie in die Hütte traten, ergreifen die Mohren die Flucht.

Schrecken und Entsetzen ergriff die Gefangenen beim Eintritt ihrer Befreier. Sie glaubten, die Stunde ihres Todes sey gekommen. Doch bald benahm ihnen der Ober-Marabou ihre Besorgnisse, indem er der jungen Gräfin das Schreiben des Konsuls übergab, und ihr von seinem eigenen Mundvorrathe Brod und Nüsse vorlegte. Er blieb mit seinem ganzen Gefolge die Nacht über in der Hütte, am andern Morgen aber ließ er die entflohenen Mohren durch ihre Kinder aufsuchen und zu sich berufen. Sie wagten es nicht sich seinem Befehle zu widersetzen, küßten ihm vielmehr, als sie erschienen, mit tiefer Ehrerbietung die Hand. Die Mohren fürchten sich nemlich vor ihren Marabou's im höchsten Grade, und der Fluch derselben ist ihnen schrecklicher als alle Drohungen Algiers. Wenn die Armen dieser Gegend um eine milde Gabe flehen, so bitten sie nicht in Gottes, sondern in ihres Marabou's Namen um dieselbe.

Der Ober-Marabou ließ auch den Scheikh vom Berge und die vornehmsten Einwohner des Dorfes zusammen berufen. Als sie vor ihn kamen, eröffnete er ihnen, daß er gekommen sey, um fünf Franzosen zurückzufodern, die dem Schiffbruche entgangen und in Sklaverei gerathen wären. Da aber das Königreich Algier mit Frankreich in Freundschaft lebe, so hieße es gegen alle Treue und Glauben handeln, wenn man diese Franzosen zurückbehalten wollte, die ohnehin schon durch den Verlust ihres Vermögens und ihrer Angehörigen unglücklich genug wären. Er wisse wohl, setzte er hinzu, daß die Mohren im Gebirge dem Dey von Algier nicht unterworfen wären; das aber liege am Tage, daß auch sie aus dem Frieden mit Frankreich Vortheil zögen. Sie würden sich daher einer großen Ungerechtigkeit schuldig machen, wenn sie die Gefangenen nicht losgeben wollten, da sie ohnedieß durch die ihnen abgenommene reiche Beute hinlängliche Vortheile erlangt hätten.

Es läßt sich leicht denken, daß diese Vorstellung nicht nach den Wünschen der Mohren war. Sie brachten allerlei Ausflüchte und Scheingründe vor, um den Antrag abzulehnen. Die Gefangenen verloren während dieser Unterhandlung beinahe den schwachen Strahl von Hoffnung den sie anfangs gefaßt hatten. Aber noch mehr wurden sie bestürzt, als ihnen der Dolmetscher sagte, daß die Mohren, durch das Ansehen und die Gründe des Ober-Marabou bestimmt, die Franzosen zwar der Sklaverei entlassen wollten, jedoch unter keiner andern Bedingung, als daß der Scheikh das Fräulein zurückbehielte, unter dem Vorwande, daß er sie für seinen vierzehnjährigen Sohn zur Gemahlin auserkohren habe. Eine solche Heirath, sagten sie, wäre ihrer nicht unwürdig, wenn sie auch die Tochter des Königs von Frankreich wäre, denn sein Sohn sey eben so viel wie sie, da er vom Könige der Gebirge abstamme. Eine solche Eröffnung mußte die Gefangenen mit Abscheu erfüllen, und sie erklärten, daß sie lieber in der Gefangenschaft bleiben, als ihre junge Gebieterin in den Händen der Barbaren zurücklassen wollten. Der Scheikh achtete aber ihrer Vorstellungen nicht, sondern beharrte lange Zeit bei seiner grausamen Forderung. Endlich ging der Marabou mit auf die Seite, drückte ihm einige Goldstücke in die Hand, und gab ihm die Versicherung, daß er noch mehrere erhalten sollte. Das Gold that die erwünschte Wirkung, und bald wurde man darüber einig, daß das Lösegeld für sämmtliche Gefangenen in neunhundert Stück vollwichtiger Piaster, jeden zu dritehalb Pistolen gerechnet, bestehen sollte. Am Schlusse der Unterhandlung erklärten die Gebirgsbewohner noch ausdrücklich, daß ihre Bereitwilligkeit, den Vergleich einzugehen, mehr der Ehrfurcht gegen ihren Marabou zuzuschreiben sey, als der Furcht vor dem Dey von Algier.

Der Marabou ließ als Geißel einen Türken und mehrere Juwelen seiner Weiber als Unterpfand zurück, bis das Lösegeld bezahlt wäre, und reis'te dann mit den fünf

Gefangenen ab. Sie schlugen den Weg nach Bugia ein, und übernachteten unterwegs in den Hütten der Mohren, die ihnen aufstießen. Unter andern kamen sie auch zu einer alten Mohrin, welche ganz außer sich gerieth, daß die Mohren diese Christenhunde am Leben gelassen hätten, durch deren Tod sie das Paradies Mahomeds verdienen konnten. Sie tobte und schimpfte in einem fort, und schwur, daß, wenn dieses in ihrem Dorfe vorgegangen wäre, die Christen gewiß nicht hätten entwischen sollen. Unter beständigem Drohen und Fluchen bereitete sie die Mahlzeit für die Marabou's, aber auf eine so ekelhafte Art, daß man ihr nur zusehen durfte, um gleich allen Appetit zu verlieren.

Als die Gesellschaft, am neunten December, zu Bugia ankam, gab man den Christen Hemden unter ihre Mäntel, weil die Kleider, welche man ihnen gekauft hatte, zu Geschenken gebraucht worden waren, um dadurch ihre Loslassung zu erreichen. Am zehnten des Abends schifften sie sich in der Tartane ein, und am siebenzehnten kamen sie zu Algier an. Dusault begrüßte die Ankommenden sobald man sie von ferne erblickte, mit einem Kanonenschusse, welcher von der Tartane mit vier Schüssen aus Steinböllern beantwortet wurde. Es wurde sogleich eine Schaluppe abgesandt, um die aus der Gefangenschaft erlöseten Franzosen ans Land zu bringen. Hier wurden sie von dem Konsul nebst den vornehmsten Franzosen empfangen, und bis zur Wohnung des Gesandten begleitet, wo sie nicht nur eine Menge Christen, sondern auch Türken und Juden antrafen. Der Gesandte empfing die junge Grafin am Eingange des Hauses, und führte sie an der Hand zuerst in seine Hauskapelle, wo sie die Messe hörte. Dann ward das Te Deum gesungen, um Gott für die glückliche Befreiung aus der Sklarerei zu danken. Alle Anwesenden konnten sich nur mit Mühe der Thränen enthalten, und selbst die Türken und Juden schienen warmen Antheil an dem Schicksal der Geretteten zu nehmen. Die

junge, kaum zehn Jahr alte Gräfin insbesondere, zog Aller Blicke auf sich. Nach allem erlittenen Ungemach zeigte sie einen gewissen edeln Anstand, und ihre Reden verriethen nicht nur eine sorgfältige Erziehung, sondern auch eine über die erlittenen Prüfungen erhabene Seele.

Der Französische Gesandte trug viele Sorgfalt für die Pflege der Geretteten und der Mohren, die sie begleitet hatten. Zugleich übergab er dem Abgeordneten des Ober-Marabou das Lösegeld von neunhundert Piastern, über welche man übereingekommen war. Für den Marabou selbst und die übrigen Personen, welche die Unterhandlung befördert hatten, fügte er einige Geschenke bei. Nachdem die Befreieten sich hinreichend erholt hatten, und mit allem Nöthigen versehen worden waren, ging die junge Gräfin, am fünften Januar 1720, in Begleitung ihres Oheims, des Abbé Burke, und eines Kammermädchens, an Bord eines Schiffes, das ihnen der Französische Gesandte verschafft hatte, auf welchem sie am zwanzigsten März glücklich in Marseille ankamen.

4.

Schreckliche Schicksale und namenlose Leiden der Englischen Fregatte Wager.

In den Jahren 1740 — 1746.

Als Großbritannien den Spaniern im Jahr 1739 den Krieg erklärte, erhielt der Commodore Georg Anson, ein geübter Seemann, von der Brittischen Regierung den Oberbefehl über ein Geschwader von sechs Schiffen, mit ungefähr vierzehn hundert Mann. Seine Bestimmung war, den Spaniern in den südlichen Meeren Abbruch zu thun, sie in ihren entlegensten Kolonien mit Nachdruck anzugreifen, uud dadurch dem Spanischen Handel die vornehmsten Hülfsmittel abzuschneiden, den Krieg mit Vortheil fortzusetzen.

So gut der Plan der Regierung angelegt war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs der Erwartung. Die Unternehmung brachte dem Commodore Anson mehr Ruhm, als den Spaniern Schaden. Daran waren hauptsächlich die Kommissarien Schuld, denen die Regierung die Ausrüstung des Geschwaders übertragen hatte. Kaum ein Drittheil der anfangs bestimmten Anzahl von Landtruppen wurde wirklich eingeschifft, und überdem bestanden diese entweder aus Invaliden, welche man aus Hospitälern und Krankenhäusern zusammengerafft hatte, oder aus

neu angeworbenen Seesoldaten. Jene, gestört aus einer Ruhe, die sie durch einen langen und harten Dienst nunmehr redlich verdient zu haben glaubten, so wie diese, ein roher undisciplinirter Haufe, gingen mit äußerstem Widerwillen an Bord, und entliefen wieder zum Theil, ohne daß man ihre Stelle mit besseren hätte ersetzen können. Zehn Monate hielt man überdieß den Commodore mit unzähligen Hindernissen hin, bevor er auslaufen konnte, ob man gleich wußte, daß diese unkluge Verzögerung ihn nöthigen würde, den gefahrvollsten Theil seiner Reise, die Fahrt um das Kap Horn, in der rauhesten Jahreszeit zu unternehmen; und das in einem Landstriche, wo auch der mildeste Sommer von allen Unannehmlichkeiten einer winterlichen Zone nicht frei ist. Zahllose Leiden, der Verlust eines beträchtlichen Theils der Mannschaft auf der Flotte, die Zerstreuung und der Untergang der Schiffe, so wie die Vereitlung der wichtigsten Zweige der Expedition, waren die nächsten leicht zu berechnenden Folgen jener muthwilligen Erschwerungen.

Am traurigsten war das Schicksal derer, die auf der, zu Ansons Geschwader gehörigen Fregatte, der Wager, eingeschifft wurden. Unter ihnen befand sich der nachmals berühmt gewordene Weltumsegler John Byron, damals ein Seekadet von siebenzehn Jahren, den eine vorherrschende Neigung schon frühe für den Seedienst entschieden hatte. Der Schiffbruch des Wagers, den Byron in einer besondern Schrift erzählte, liefert mit allen seinen Folgen an Mühsamkeit und Gefahr, an Beweisen einer ungewöhnlichen Energie der Seele, an Abwechslung und Mannigfaltigkeit, ein treffendes Gegenstück zu den Schicksalen des Commodore Anson.

Der Wager war eine Fregatte von acht und zwanzig Kanonen und hundert und sechzig Mann Besatzung, welche der Kapitain David Cheap befehligte. Der Unstern, welcher über die ganze Ausrüstung verhängt war, hatte gleich vom Anfang an seinen unglücklichen Einfluß über

dieses Schiff ganz besonders erwiesen. Eigentlich war es ein alter, baufälliger, für den ostindischen Handel bestimmter Kauffahrer, der von der Admiralität gekauft, und für diese Gelegenheit als ein Kriegsschiff ausgerüstet worden war. Die Kommissarien der Regierung überluden es zur Ungebühr mit Waaren aller Art, auf die weitaussehende Hoffnung eines Handels, welchen die vorhabende Expedition mit den Eingebornen von Chili eröffnen sollte. Ueberdem diente es zu einem Vorrathsschiffe für die übrige Flotte; ein großer Theil der Kriegsbedürfnisse, und insonderheit eine Anzahl coehornscher Mörser wurden an Bord des Wagers gebracht. Alles dieß erschwerte den schnellen und leichten Gang des Schiffes, zumal für eine Reise in einer so hohen Breite und in einem so unfreundlichen Meere, als man es in der südlichen Hemisphäre zu erwarten hatte.

Am zehnten August 1740 legte der Wager mit den übrigen Schiffen des Geschwaders, auf der Rhede von St. Helens vor Spitehead aus, um günstigen Wind zu erwarten. Die Fahrt ging nach Madera, von da nach der Insel St. Katharina auf der Brasilischen Küste und dem Hafen St. Julian auf der Küste von Patagonien. Am siebenten März des Jahres 1741 hatte das ganze Geschwader, nach Besiegung vieler Gefahren, die Straße le Maire im Gesicht. Der Morgen, an welchem man durch diese Straße zu gehen im Begriff stand, war einer der lieblichsten und heitersten, seit der Abfahrt aus England. Die Reisenden sahen sich endlich angelangt an der Grenze des Meeres, dessen Küste sie als den Mittelpunkt ihrer Hoffnungen und Wünsche betrachteten. Mit dem Eintritt in dasselbe schmeichelten sie sich, den größten Theil von den Mühseligkeiten dieser Reise überstanden zu haben. Die Schätze von Chili und Peru lagen aufgedeckt vor ihren Geistesaugen, die sie ihren sorglosen Hütern zu entreißen gedachten. Selbst der klare, helle Wintermorgen, an welchem sie mit frischem Winde dahin schwammen,

schien ihnen eine günstige Zukunft zu versichern. Sie dachten nicht, daß dieser Morgen das Signal der schrecklichsten Unfälle war, die von Stund an über ihrem Haupte ausbrechen würden.

Kaum hatten die vordersten Schiffe des Geschwaders das südliche Ende der Meerenge erreicht, so wurden die muthigen Seefahrer auf eine fürchterliche Weise aus ihren süßen Träumen aufgeweckt. Ein schwarzes Gewölk überzog den schönen blauen Himmel. Der Wind wandte sich südwärts, und tobte mit so heftigen Stößen, daß man sich genöthigt sah, die Segel dicht einzureffen. Die Meerströme, welche bis dahin die Richtung begünstiget hatten, wandten sich ebenfalls, und trieben die Schiffe mit unwiderstehbarer Gewalt gegen Osten an die felsigen Küsten von Staatenland. Das ganze Geschwader gerieth in Unordnung. Der Wager wurde von der Fluth ergriffen, und war drei Monate lang ein Spiel dieses nemlichen Sturmes, der nur kleine Pausen machte, und dann mit erneueter Wuth wieder hervorbrach. Die See ging mit so hohen und kurzen Schlagwellen, daß, wenn eine einzige sich über dem Schiffe gebrochen hätte, sie es in den Grund versenkt haben müßte. Ohne Aufhören ward es von den Stoßwinden auf die Seite geworfen, und so schnell und heftig war seine Bewegung, daß Niemand sich auf seinem Platze erhalten konnte. Mit aller Vorsicht stand es nicht zu verhüten, eine Lähmung oder andere harte Beschädigung davon zu tragen. Fast jedes Segel, was aufgespannt wurde, flatterte sofort zerrissen im Winde. Das stark beeiste Tauwerk brach bei der mindesten Ausdehnung, und die Verdecke waren mit spannenhohem Schnee angefüllt. Durch diese strenge Kälte wurde der Dienst im Schiffe noch mehr erschwert, und ein nicht geringer Theil fand sich in Kurzem dazu untüchtig, weil Zehen und Finger vor Frost erstarben. Nach einer furchtbar stürmischen, mit Blitzen und Regen vermischten Nacht, zersplitterte am achten April der Besansmast von einem heftigen Stoß

der Fluthen. Gleich darauf brach auch die Marsraa und ward mit ihrem Segel vom Orkane weggeführt. Zusehends verstärkten sich die Winde, und am zwölften April stürzte sich eine furchtbare Wasserwand gegen die Seite des Wagers, die alles mit sich fortriß, was sie auf dem Verdecke antraf. Ein großer Theil der Mannschaft lag krank darnieder, und nur noch dürftig konnte man die beschädigten Theile ausbessern. Da der Wager weit von dem übrigen Geschwader abgekommen war, so sahen sich die Unglücklichen auf einem beschädigten Schiffe, mit einer abgematteten, entweder kranken oder verdrossenen Equipage, entfernt auf mehrere tausend Meilen von jedem freundschaftlichen Hafen, in einem unbekannten gefahrvollen Meere, im Kampf mit anhaltenden Stürmen, zur rauhesten Jahreszeit dieser Zone, einsam und ohne Beistand ihrem Schicksale überlassen.

In quälender Ungewißheit wurde die Fahrt bis zum dreizehnten Mai fortgesetzt. Indem der Zimmermann, welcher auf dem Vorderkasteel beschäftiget war, gegen Nordwesten hin ein Land wahrzunehmen glaubte, stieß das Schiff in der Nacht wider den felsigen Grund, ward leck, und das Steuerruder zersplitterte von dem entsetzlichen Stoße. Gleich einem elektrischen Schlage wirkte diese entscheidende Minute auf die ganze Mannschaft. Jede letzte Kraft ward aufgeboten, das Verdeck zu erreichen. Kranke, die seit zwei Monaten dort nicht hatten erscheinen können, rafften sich zusammen, um nicht in der Hangematte ihr augenblickliches Grab zu finden. Das war indeß doch das Schicksal Verschiedener, die sich vor den einstürzenden Wogen nicht schnell genug retten konnten.

Während dieses grausenden Auftrittes verloren die wenigen Gesunden immer noch den Muth nicht ganz. Um die Zertrümmerung des Schiffes nach Möglichkeit zu verzögern, thaten sie das Einzige, was noch in ihrer Gewalt stand, indem sie die Vorderstangen anzogen oder nachließen, je nachdem das Schiff mit dem Hintertheile empor- oder niedertauchte.

Aber diese Vorsicht war vergebens; das Meer, zu einem Gebirge emporgethürmt, hob das Schiff in die Höhe, und stieß es dann zum drittenmale gegen die Klippen. Dieser dritte Stoß trieb das Schiff zwischen zwei große Felsen, von welchen der eine, der gegen den Wind stand, die Wuth der Wellen einigermaßen brechen half. Um dem Schiffe eine festere Haltung zu geben, wurden die Masten gekappt; aber auch da noch arbeitete es dergestalt, daß vorauszusehen war, es werde in dieser Lage nicht lange ausdauern können.

Der Tag brach endlich an, das trübe Wetter klärte sich einige Augenblicke auf, und der erste aufgehende Sonnenstrahl zeigte das Land in der Nähe eines Büchsenschusses. Es war eine Insel an der westlichen Küste der Patagonen, im Norden der magellanischen Straße, in der Folge Wagers-Insel genannt. Der Anblick des Landes erfüllte Alle mit neuem Leben. Es kostete Mühe, nach dem Verluste der Masten die Boote über Bord zu bringen; und doch geschah es mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Sofort warfen sich der Hochbootsmann und einige Andere in die Barke. Er erhielt den Auftrag, das Land zu untersuchen, und dann ungesäumt dem Kapitain von seinen Entdeckungen Nachricht zu geben. Sie erreichten das Ufer mit Mühe: aber zufrieden, sich selbst gerettet zu haben, vergaßen sie ihres Auftrags wie ihrer Kameraden, und blieben zurück. Der Kapitain schickte nunmehr den Schiffslieutnant in der Schaluppe mit gleichen Befehlen ans Land; zugleich sollte er die Barke wieder zurück führen. Dieser Offizier, ohne an seine Schuldigkeit zu denken, that weder das Eine noch das Andere: er landete, und kam nicht wieder. Auch auf dem Schiffe selbst, das rettungslos seinem Untergange entgegen sah, herrschte die größte Unordnung. Niemand achtete auf die Befehle des Kapitains, dem ein Fall von der Leiter die Schulter verrenkt hatte, und der deswegen das Bette nicht verlassen konnte. Eben die Bösewichter, welche sich wenige Augen-

blicke zuvor der unmäßigsten Verzweiflung überlassen, und mit ihrem Gebet den Himmel bestürmt hatten, glaubten nicht sobald, sie seyen der Gefahr nunmehr entgangen, so fingen sie an, sich entgegengesetzten Ausschweifungen zu überlassen. Sie erbrachen verschiedene Kisten, zerschlugen die Wein- und Rumfässer, und tranken sich von Sinnen. Mit dem Bootsmann an der Spitze erklärten sie sich, das Schiff nicht zu verlassen, so lange sie darin zu trinken fänden.

Die Unmöglichkeit, Leute dieser Art in einem solchen Zustande zu ihrer Pflicht zurück zu führen, bestimmte den Kapitain, sich ans Land zu begeben. Byron und einige Andere halfen ihm aus dem Bette, hoben ihn ins Boot, und führten ihn ans Ufer. Sie konnten von ihren Kleidern nichts retten, als was sie auf dem Leibe trugen.

Das Land war wo möglich noch schrecklicher als die See, indem man rings umher nichts sah, als eine wilde Einöde, die von Thieren und Pflanzen gleich entblößt war. Ob es eine Insel sey, oder dem festen Lande angehöre, dieß zu bestimmen hatten die Unglücklichen kein Mittel. Sturm und unaufhörlicher Regen, im Gefolge der einbrechenden langen Winternacht, zwangen sie, so matt, erstarrt und hülflos sie auch waren, vor allen eine Bedekkung ausfindig zu machen, die ihnen gegen dieß vereinte Ungemach einigen Schutz gewährte. So drängten sie sich, ohne Unterschied des Ranges und der Personen, in einige von ihren Bewohnern verlassene indianische Hütten zusammen, so viel sie nur immer fassen mochten. Schon in dieser ersten Nacht unterlag ein Lieutenant so gehäuftem Elende. Dasselbe traurige Loos traf noch zwei Andere, welche der Mangel des Raums genöthigt hatte, diese Nacht unter einem Baume zuzubringen. Was für niederschlagende Aussichten für die Hinterbleibenden! Diese Leichen waren das redende Gemälde des Schicksals, das sie früher oder später vielleicht zu erwarten hatten.

Der anbrechende Morgen und der zunehmende Hunger trieben die Unglücklichen von ihrem mühseligen Lager auf. Sie untersuchten den Vorrath, welchen Einige von ihnen von dem Schiffe mitgenommen hatten. Es waren zwei Pfund Zwiebacksstaub aus der Brodkammer in einen Beutel zusammen gekehrt. Furcht, Unbekanntschaft und das anhaltende böse Wetter hinderte sie, an dem neuen Aufenthaltsorte etwas anders, als eine Seegans und etwas wilden Sellerie aufzutreiben. Alles dieses zusammen ward ohne Zeitverlust in einen Topf gethan, mit einer Menge Wasser vermischt, und so eine Art von Suppe hervorgebracht, welche mehr die Eßlust aufzuregen als zu befriedigen diente. Die nächsten Folgen dieser heißhungrigen Mahlzeit waren heftige Magenschmerzen, Uebelkeiten, Erbrechen und andere Zufälle, welche die schreckliche Vermuthung erregten, etwas Giftiges genossen zu haben. Es konnten die Kräuter gewesen seyn, die sie auf eine entfernte Aehnlichkeit für Sellerie gehalten hatten. Doch diese Erscheinung klärte sich bei angestellter Untersuchung auf eine beruhigendere Weise auf. Das vermeinte Gift steckte in dem Brodbeutel. Er war zuvor mit Taback angefüllt gewesen, und vor diesem zweiten Gebrauche nicht mit gehöriger Sorgfalt ausgeleert worden.

Es waren hundert und vierzig Mann, die sich bisher ans Land gerettet hatten. So groß ihr Verlangen war, das Land kennen zu lernen, wohin das Schicksal sie geworfen hatte, und so kräftig auch die Noth diesen Versuch hätte befördern sollen, so konnten sie sich doch nicht sogleich entschließen, sich von den Hütten zu entfernen, die sie am Ufer angetroffen hatten, weil sie befürchteten, die Eingebornen dieser Küste möchten in einem nahen Hinterhalte lauern, um sie einzeln zu überfallen. So weit sie indeß kamen, fanden sie die Gegend sumpfigt, unfreundlich und unfruchtbar. Sie befanden sich im Grunde einer kleinen Bucht, die an der Nordseite von einem steilen Felsen begrenzt wurde, den sie den Berg des Elends nann-

ten. In der Folge erstiegen sie ihn oft, nachdem sie mit Mühe Staffeln hineingehauen hatten, und stellten, wenn das Wetter leidlicher wurde, auf seinem Gipfel Beobachtungen an. Niedriger und zugänglicher war die südliche Seite der Bucht. Sie fanden bei dieser Untersuchung verschiedene Trümmer von ihrem gescheiterten Schiffe längs dem Ufer; aber Muscheln und Schellfische, die sie vornemlich suchten, fanden sie nicht. Der wilde Sellerie war ihre einzige Nahrung.

Die Nacht, welche auf den ersten Tag folgte, war außerordentlich stürmisch. Die See gerieth in eine fürchterliche Bewegung, und jene Tollkühnen, die sich noch auf dem Wrack befanden, schwebten stündlich in Gefahr zu ertrinken, sobald derselbe von der Gewalt der Wogen vollends zertrümmert wurde. Schon am vorigen Tage hatte der Kapitain einen Offizier an sie abgesandt, um sie abzuholen, aber nur Wenige waren dieser Einladung gefolgt. Der Rest, unter Anführung des Bootsmanns, war taub gegen alles Zureden, und erlaubte sich Drohungen, welche den Abgeschickten nöthigten, davon zu fahren, und die brutalen Leute ihrem Schicksale zu überlassen. Die Liebe zum Trunk und zur ungebundensten Ausgelassenheit überwog bei ihnen jede andere Vorstellung. Sie bewaffneten sich mit Degen und Pistolen, erbrachen alle Schränke und Kisten, plünderten, was sie an baarem Gelde oder sonst von Werth vorfanden, und behängten sich mit den besten gestohlenen Kleidern ihrer Offiziere. Diese Ausschweifungen kosteten Einigen von ihnen auf der Stelle das Leben; entweder daß sie in diesem besinnungslosen Zustande zwischen den Verdecken ertranken, oder daß sie bei der Theilung des Raubes an einander geriethen. Erst nachdem sie bei der steigenden Mißlichkeit ihrer Lage aus ihrem Taumel erwachten, stiegen sie in die Schaluppe, die der Kapitain neuerdings absandte, um sie abzuholen, und kamen wohlbewaffnet und mit Tressenkleidern über ihre schmutzigen Wämser behangen, ans Land. Die Offiziere erwar-

B S B
MÜNCHEN

teten sie am Ufer, und nahmen ihnen ihr Eigenthum, samt den Gewehren, ohne Widerstand ab.

Seit der Ankunft auf der Wagers-Insel hatten Sturm und Regen fast noch keine Stunde geruht. Zudem befanden sich die Verunglückten in der Mitte des Winters unter einer so hohen Breite und in einer Zone, die in ihrem höchsten Sommer von einem trüben Himmel und einer empfindlichen Kälte nur selten frei ist. Ein schützendes Obdach gegen die Einflüsse dieses Klima's zu gewinnen, mußte ihre angelegentlichste Sorge seyn. Die Hütten der Eingebornen waren für ihr Bedürfniß viel zu enge. Vorläufig suchten sie dem abzuhelfen, indem sie ihre umgekehrten Boote auf Stützen setzten und die Seitenwände mit Gesträuch durchflochten. In der Folge fand der Zimmermann Muße, verschiedene bequemere Hütten von Holz zu errichten, in welchen die Mannschaft vertheilt wurde. Neben diesen Vorkehrungen war ihre Sorge vorzüglich darauf gerichtet, alles von dem halbversunkenen Schiffe ans Land zu schaffen, was ihnen nützlich werden konnte, und besonders die Lebensmittel in sichere Verwahrung zu bringen. Hiebei begünstigte sie in der Folge auch die Witterung etwas mehr, welche trockener, aber auch kälter wurde. So lange es nur möglich war, fuhren sie unausgesetzt ans Wrack, bis zuletzt die starke Fluth dieser Beschäftigung ein Ende machte. Sie zertrümmerte vollends, was noch am Schiffe zusammen hielt, und warf ihnen die Stücke davon gegen das Ufer. Die gesammelten Vorräthe, besonders die Lebensmittel, ließ der Kapitain sorgfältig bewahren, weil er hoffte, vermittelst derselben aus dieser schrecklichen Lage erlöset zu werden.

So oft der Tag anbrach, zerstreuete sich die Mannschaft längs der Küste, um Muscheln und Schellfische zwischen den Klippen zusammen zu lesen. Selten waren sie so glücklich, einen Seevogel zu erhaschen, und Seegras in Unschlitt gebraten, nahm einen ansehnlichen Rang unter ihren Leckerbissen ein. Zuweilen gelang es ihnen,

unter den Trümmern, welche die See ausgeworfen, auch Reste von Lebensmitteln anzutreffen. Aber oft auch trafen sie statt derer nur die halb verweseten Leichname ihrer ertrunkenen Gefährten. Ihr Elend war so hoch gestiegen, daß der Gallinaso, die aasfressende Krähe, dieser unwirthbaren Küste, welche von Zeit zu Zeit kam, um die Leichname der Ertrunkenen am Ufer zu verzehren, als ein Leckerbissen betrachtet wurde.

Tage und Wochen waren seit der Ankunft auf diesem unglücklichen Erdflecke verstrichen, als die Schiffbrüchigen eines Tages drei indianische Kanots erblickten, welche um die nördliche Spitze der Bucht kamen und auf sie zuruderten. Der unerwartete Anblick unbekannter Menschen machte die Indianer bestürzt, und sie hielten in ihrem Laufe plötzlich inne. Die Zeichen von Friedfertigkeit und Freundschaft, welche die Engländer ihnen zuwinkten, und einige Kleinigkeiten, die sie ihnen aus der Ferne entgegen boten, machten ihrer Furcht ein Ende, und sie kamen, diese Geschenke in Empfang zu nehmen. Man führte sie zu dem Kapitain Cheap, der sie aufs gefälligste empfing und sie zu ihrer nicht geringen Freude mit allerlei europäischem Tand behing. Ihre Sprache war ein Gemisch der unverständlichsten Töne, und es war unmöglich, von ihnen einige Auskunft über die Lage und Beschaffenheit des Landes zu erhalten. Ihre ursprüngliche schwarzbraune Farbe hatten Rauch und Schmutz unkenntlich gemacht. Die Nase dieser Patagonen war flach, die Augen lagen tief, und das lange, schwarze und grobe Haar hing ihnen wild und unordentlich ins Gesicht. Trotz dem strengen Winter bestand ihre Kleidung nur in einem Thierfelle um die Lenden und einem Mantel von Federn um die Schultern. Wahrscheinlich hatten sie nie vorher einen Umgang mit Europäern gehabt. Sie betrachteten die Fremdlinge mit Erstaunen, und bewunderten alles, was sie erblickten, weil alles den Reiz der Neuheit für sie besaß. Doch stieg ihre freudige Bestürzung aufs Höchste,

als man ihnen einen Spiegel entgegen hielt. Von diesem Augenblicke an war es ihnen unmöglich, sich um etwas anderes zu bekümmern. Dieß Wunder ließ durchaus ihr Fassungsvermögen hinter sich zurück; und immer wieder suchten sie hinter dem Spiegel das Bild, das ihnen daraus entgegen starrte. Sie mußten überhaupt mit der Aufnahme zufrieden seyn, denn bei ihrer Abreise ließen sie die wenigen Muscheln zurück, die sie hatten; und als sie nach ein paar Tagen von neuem erschienen, brachten sie drei Schaafe mit. Einen noch entscheidenderen Beweis ihrer Zufriedenheit und ihres Zutrauens gaben sie dadurch, daß sie bei einer dritten Wiederkunft Weiber und Kinder, zusammen etwa funfzig Personen, mitbrachten, und sich bei den Engländern niederließen, wozu sie sogleich Anstalten trafen. Sie zogen ihre Kanots ans Land, und errichteten ihre Hütten, welche sie mit Baumrinde und Seekalbfellen bedeckten. Auch dießmal kamen sie nicht mit leerer Hand. Ihre Kanots waren mit Seekälbern und Muschelwerk angefüllt, die sie für ihre neuen Freunde bestimmt hatten. Ueberhaupt wurden sie für diese durch ihre Geschicklichkeit in Erwerb der Nahrungsmittel ungemein nützlich. Allein da einige von den Engländern an den Weibern der Patagonen Geschmack fanden, so war dadurch der stille Gleichmuth des Völkchens unwiderbringlich zerstört. Zu ohnmächtig, sich an ihren undankbaren Beleidizern mit Nachdruck zu rächen, entfernten sie sich heimlich und mit verhaltenen Unmuth. Ihre Flucht beraubte die Engländer zugleich der Erwerbnisse des Fleißes der Patagonen, und die Noth der Erstern war schrecklicher als jemals. Die strenge Kälte erlaubte ihnen oft in vielen Tagen nicht, ihre Hütte zu verlassen. Wenn es der Hunger nicht that, so mußte der Frost sie tödten. Sie waren ohnedies bereits um ein Drittheil ihrer Anzahl geschmolzen. Von hundert fünf und vierzig Köpfen, die dem Schiffbruche entgingen, waren nunmehr kaum noch

hundert übrig. Mangel an Nahrung war die unheilbare Krankheit, der diese Unglücklichen unterlagen.

Byron hatte einen kleinen indianischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein lieb gewann, so wie auch dieser hinwiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Die Anhänglichkeit des Hundes war ganz uneigennützig, denn er war gewohnt, sich seinen Unterhalt, der in Tellermuscheln bestand, zur Zeit der Ebbe am Gestade selbst zu suchen. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byrons Zelt, und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervor, sie zu bewegen, das Thierchen leben zu lassen: aber vergebens! Sie nahmen den Hund mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzte er sich bei ihnen nieder und speisete mit. Drei Wochen später war er froh, mit den verfaulten Pfoten und dem Felle, welche er auf der Stelle fand, wo das arme Geschöpf getödtet worden war, eine Mahlzeit zu halten.

Unter andern Erfindungen, zu welchen die Matrosen ihre Zuflucht nahmen, um eine nothdürftige Nahrung zu erlangen, war eine der merkwürdigsten die des Gehülfen des Bootsmanns. Dieser nahm eine Wassertonne, schnitt einige Oeffnungen hinein, befestigte sie an zwei Stücken Holz, und machte eine Art Boot daraus. Mit dieser Tonne stach er in See, wo es ihm gelang, Fische und wildes Geflügel zu fangen. Einst schlug aber die Tonne des neuen Diogenes um, und nur mit Mühe wurde er von seinen Kameraden gerettet.

Drei Monate lang hatten die Engländer alles mit dem Schiffbruch verknüpfte Elend ausgestanden, als sie endlich sich mit der Hoffnung schmeichelten, aus diesem unwirthbaren Klima hinweg zu kommen, welches, wie ein großer Schriftsteller sagt, für menschlichen Gebrauch als unbrauchbar bei Seite gelegt worden zu seyn scheint. Das

Schiff war ganz und gar gescheitert, und die Barke viel zu klein, um die ganze Mannschaft zu fassen. Doch zeigte sich eine Aussicht, diesem Mangel abzuhelfen. Der Schiffszimmermann Cummius, ein sehr geschickter Arbeiter, verlängerte den Kiel der Barke um eilf oder zwölf Schuh; und nachdem er zwei Monate hindurch mit anhaltendem Fleiß und Eifer daran gearbeitet hatte, gelang es ihm, mit der neuen Barke zu Stande zu kommen. Allein kaum war dieses neue Rettungsmittel vollendet, so entstand Uneinigkeit zwischen dem Kapitain Cheap und dem größten Theil seiner Untergebenen. An die Spitze des letzteren stellte sich Bulkeley, der Konstabler des Schiffs. Von Natur mit nicht gemeinen Talenten ausgesteuert, und erfahren in allen Geschäften des Seewesens, verband er noch mit diesen Eigenschaften die gefahrvolle Kunst, die Herzen seiner Hörer mit einer hinreißenden Beredsamkeit und einem täuschenden Eifer für das gemeinschaftliche Beste nach seinen jedesmaligen Absichten zu lenken. Jetzt, da von der neuen Abreise die Rede war, schlug er vor, durch die magellanische Meerenge zu fahren, von der man die Wagers-Insel nur neunzig Meilen weit entfernt zu seyn glaubte. Diesem Vorschlag widersetzte sich aber der Kapitain Cheap geradezu. Er war entschlossen, seinen Lauf nördlich, längs der Küste von Chili hin, auf das Eiland Juan Fernandez zu nehmen, wo er das Geschwader des Commodore Anson anzutreffen glaubte. Niemand war aber geneigt, diesem Vorschlage beizustimmen und da alle Subordination längst aufgehört hatte, so kam es so weit, daß man den Kapitain Cheap gefangen nahm, ihn seines Charakters entsetzte, und statt seiner den bisherigen Lieutenant Beans zum Kapitain erhob. Cheap sollte in Banden mit nach England genommen werden, er erklärte aber seinen Gefangennehmern, er würde sich lieber umbringen lassen, ehe er als Gefangener die Fahrt gegen Süden mitmachte. Die einzige Gefälligkeit, die er sich ausbat, bestand darin, daß man ihn

allein auf der Insel zurücklassen möchte, wo er sich, so gut es ihm möglich wäre, zu behelfen gedächte. Diesen Vorschlag des gefangenen Kapitains trug Bulkeley dem versammelten Schiffsvolke nicht allein vor, sondern unterstützte ihn auch so kräftig, daß man es bewilligte, den Kapitain nebst dem Wundarzte und einem gewissen Hamilton, die sich freiwillig erboten, bei ihm zu bleiben, auf der Wager-Insel zurück zu lassen.

Am fünfzehnten October 1741, da alles zur Abfahrt bereit war, gingen die kühnen Abentheurer, nach der magellanischen Meerenge, unter Segel. Die Gesellschaft bestand aus ein und achtzig Mann; neun und funfzig waren auf der großen Barke, die sich den Namen Speedwel, d. i. glückliche Abreise, gegeben hatte, zwölf Mann befanden sich in der Barke und zehn in der Schaluppe. Für diese Anzahl waren aber die Fahrzeuge viel zu klein. Kein Gefängniß konnte mühseliger seyn, und die erfindungsreichste Grausamkeit die Menschen nicht enger zusammen drängen. Ohne Decke, dem Regen und den spritzenden Wellen bloßgestellt, durften diese Seefahrer nicht hoffen, ihre Kleider auch nur einige Augenblicke lang trokken zu erhalten; und die Ausdünstungen so vieler auf einander geschichteten Körper müssen noch in keinem Hospitalschiffe so erstickend gewesen seyn. Ueberdieß legte die Beschaffenheit des Fahrzeugs den Abentheuern die Nothwendigkeit auf, jeden Abend, wenn nur immer möglich, das Ufer zu gewinnen; denn sie würden wohl kaum fähig gewesen seyn, eine hohe und ungestüme See auch nur vier und zwanzig Stunden zu halten. Die Vorräthe an Lebensmitteln waren überdieß so klein, daß sie nur auf wenige Wochen hinreichten, wenn man die Gelegenheit versäumte, sie auf dem Wege durch jedes erdenkliche Mittel zu erneuern. Einige wenige Pulvertonnen enthielten das Trinkwasser, und um den Vorrath an Mehl zu vergrößern, hatte man es mit Seegras vermischt. Der übrige Thei des Magazins war höchst unbedeutend.

Noch hatten die Seefahrer die Cheapsbay (der Name ihres bisherigen Aufenthaltsortes auf der Wager-Insel) nicht verlassen, als das Gefolge von Widerwärtigkeiten, denen sie entgegen kämpfen sollten, seinen Anfang nahm. Ein unerwarteter plötzlicher Windstoß zerriß das Besanssegel, und ohne den schleunigen Beistand der Barke, würden sie es nicht haben vermeiden können, an den Felsen zu scheitern, womit diese Küsten überall umgeben sind. Gegen Abend liefen sie in eine sandige Bay ein, wo sie auf zehn Ellen einen guten Ankerplatz fanden. Den folgenden Tag brachten sie bei schönem Wetter mit hin- und herlaviren zu, um zu versuchen, was sie sich von ihrem Fahrzeuge würden zu versprechen haben. Ihre Besorgnisse, daß seine Bauart es hart regieren lassen möchte, trafen nur zu pünktlich ein. Nachdem sie die Nacht an ihrem vorigen Ankerplatze geruht hatten, lichteten sie zwar die Anker, aber der stärker gewordene Wind und hohe Wellen ließen sie nicht weiter fortrücken. Doch trafen sie endlich auf eine Bucht, wo sie hinter der Vormauer einer Klippenreihe, an der die Wogen sich brachen, Sicherheit fanden.

Die Segel waren bereits jetzt in einem Zustande, wo sie der Ausbesserung unumgänglich bedurften. Da nun in Cheapsbay eine Menge Segeltuch als unbrauchbar zurückgelassen worden war, so entschloß man sich, die Barke mit neun Personen zu bemannen, und sie nach der Cheapsbay zu senden, um Segeltuch zu holen. Was aber nicht wiederkam, war die Barke. Der Vorschmack von Mühseligkeiten, die man bisher gekostet hatte, war Ursache, daß die neun Personen auf der Barke, unter denen sich auch Byron befand, den Entschluß faßten, bei dem Kapitain Cheap auf der Wager-Insel zu bleiben und sein Schicksal zu theilen. So waren denn nun, statt drei Mann, zwölf auf dieser Insel beisammen, zu denen bald nachher noch acht andere kamen, die sich ehemals verlau-

fen hatten, um ihr Leben unter den Patagonen zuzubringen, jetzt aber zu dem Kapitain zurückgekehrt waren.

Die Abentheurer, welche sich auf dem Speedwel und der Schaluppe befanden, harrten einige Tage auf die Rückkehr der Barke. Da sie aber nicht erschien, und ein Versuch, sie in ihre Gewalt zu bekommen, mißlang, so gingen sie ohne dieselbe gegen Süden unter Segel. Vierzehn Tage lang kämpften sie ohne Rast mit einem schrecklich angeschwollenen Meere, das ihnen unaufhörlich mit Tod und Untergang drohte. Mit jedem Abende waren sie gezwungen, um nur nicht Hungers zu sterben, der Küste wieder zuzueilen, und den Klippen ihren armseligen Unterhalt abzugewinnen. So schleppten sie sich mit Schneckenschritten fort, arbeiteten sich mühsam durch das Inselmeer, welches sich südwärts von Wagers-Insel erstreckt, und frohlockten, als sie endlich des festen Landes ansichtig wurden, nicht zweifelnd, daß diese Entdeckung ihrer bisherigen Noth ein Ziel setzen werde. Bald machten sie aber die traurige Entdeckung, daß sie sich getäuscht hatten. Von den Eingebornen erwarteten sie Beistand und Unterstützung; allein alle Hütten der Indianer, auf welche sie stießen, waren verlassen. Sie hatten gehofft, ein ruhiges Meer zu finden, aber die Gefahr verdoppelte sich, da sie das Ufer mit Klippen erfüllt sehen mußten, an welchen sich die Fluth mit einem schrecklichen Getöse brach. Es schien gleich mißlich, die offene See zu halten, oder zwischen dieser Brandung nach Landungsplätzen zu suchen. Und doch zwang die Nothwendigkeit sie unaufhörlich zur letztern Maßregel. So durchkrochen sie allmählig alle die engen Buchten, wo sie Schutz oder Unterhalt erwarten durften. Leuten, die nur auf vier Unzen Mehl des Tages zu rechnen hatten, mußte jede Aussicht, diesen Antheil zu vergrößern, willkommen und gefahrlos dünken

Nach einer Beobachtung, die sie am zweiten November anstellten, waren sie in dieser Zeit bis zum fünfzigsten Grade südlicher Breite und drei Grade von Cheaps-

bay vorgerückt. Eine unmerkliche Spanne des ungeheuren Weges, den sie noch vor sich hatten. Am nächsten Tage zerriß ein Windstoß das Segel ihrer Schaluppe, und beide Fahrzeuge kamen durch diesen Unfall sich aus dem Gesichte. Sie erblickten einander nach mehr als vier und zwanzig Stunden wieder, verloren sich aber wegen des anhaltenden Ungestüms von neuem aus den Augen. Der Sturm verstärkte sich indeß zu einer Heftigkeit, daß die Mannschaft des Speedwels, erschreckt durch diese nie erlebte Wuth, sich nur mit Mühe in einen Hafen rettete. Alles gab nunmehr die Schaluppe verloren. Es schien unmöglich, daß sie einer zu dem Maße aufgeregten See hätte sollen widerstehen kännen; und für die Ueberbliebenden war dieser Verlust um so unersetzlicher, da, ihrer beiden Boote beraubt, die Unmöglichkeit am Tage lag, so oft als ihr Bedürfniß es heischte, an diesen unzugangbaren Küsten ans Land zu treten. Dieser Schmerz hatte zwei Tage Zeit, seine volle Höhe zu erreichen. Allein um so ungemäßigter war dann auch ihre Freude, als sie wieder in See stachen, und dicht vor sich ihre Schaluppe erblickten. Gegen Abend, da der Wind etwas von seiner Stärke nachgelassen hatte, kam sie heran, und legte sich vermittelst eines zugeworfenen Seils an das Hintertheil des Speedwel. Es blieb darin nur ein Mann Wache, und die übrige Mannschaft begab sich ans Land, um eine Befriedigung für ihren Hunger zu suchen. Plötzlich entstand nach Mitternacht ein heftiger Windstoß: das Tau, woran die Schaluppe befestiget war, brach, und sie ward von den Wellen davon geführt. Der Unglückliche, so darin saß, rief verzweifelnd und mit gräßlichem Geschrei nach Beistand und Rettung, bis seine Stimme sich in dem Geheul des Sturmes verlor, und die Schaluppe aus dem Gesichte seiner betäubten Gefährten entschwand. Der Tod dieses Reisegefährten und die schnelle Zertrümmerung des Fahrzeugs, unterlag keinem Zweifel.

Die Engländer, welche sich auf dem Speedwel befanden, waren größtentheils sehr rohe, zügellose Leute, von denen jeder zu thun pflegte, was ihm am besten dünkte. Dieser anarchische Zustand trug nicht wenig dazu bei, ihr Elend zu vermehren. Unter andern drangen jetzt die Meisten darauf, daß die noch übrigen Lebensmittel unter sie getheilt werden sollten. Umsonst stellten ihnen die Nachdenkenderen die entsetzlichen Folgen dieses Schrittes vor. Sie mußten der Gewalt weichen, und die Vertheilung geschah. Dann verlangten eilf von den unruhigsten Köpfen, mit ihrem Antheil von Lebensmitteln ans Land gesetzt zu werden. Lieber wollten sie ihr Leben unter den Patagonen beschließen, als sich den Gefährlichkeiten einer so mühseligen Schifffahrt weiter aussetzen. Keine Vorstellung war vermögend, sie auf andere Gedanken zu bringen, aber von ihren fernern Schicksalen ist nichts weiter bekannt geworden.

Die Zahl derer, die jetzt noch beisammen waren, belief sich auf sechzig. Diese verfolgten auf dem kleinen, zerbrechlichen Fahrzeuge ihren Lauf mitten durch die Klippen und Brandungen, womit diese öde Küste umlagert ist, und unter dem Geleite von Sturm und Ungewitter, die nimmer ruheten. So gelangten sie endlich am zehnten November an ein Vorgebirge, welches der Constabler Bulkeley für das Kap Victoria, am Eingange der magellanischen Straße hielt. Hier übertraf die Klippensaat und die Heftigkeit der strömenden Fluth alles, was sie je gesehen hatten, so sehr, daß sie an ihrer Rettung aus diesem Labyrinthe verzweifelten. Ein schnell aufsteigender Wind legte das Fahrzeug gewaltsam auf die Seite, so daß es mit jeder Minute umzustürzen drohte. Zur Vermehrung der Gefahr wurde das Wetter regnerisch und dabei so dunkel, daß Niemand zwei Schiffslängen vor sich zu sehen vermögend war. Ihr Untergang zwischen den Felsenriffen schien nunmehr unvermeidlich, als eben so plötzlich der Himmel sich wieder aufhellte, und ihnen mit-

ten durch die Brandung eine Durchfahrt zeigte, auf der sie glücklich einen sichern Hafen erreichten. Dieser Hoffnungsstrahl in ihrem dunkeln Verhängniß war gleichwohl nicht vermögend, den frohen Muth bei Leuten wieder hervorzubringen, welche unter dem Druck des nagendsten Hungers schmachteten. Die unkluge Vertheilung ihres Vorrathes hatte die leicht zu berechnende Folge, daß ihrer ein großer Theil sich in Kurzem auf den bittersten Mangel zuruckgebracht sah. Nur Wenige waren haushälterisch genug damit umgegangen, und ein junger Mensch von sechzehn Jahren war der erste unter ihnen, der im eigentlichsten Sinne verschmachtete.

Eine Uneinigkeit, die unter der Gesellschaft ausbrach, trug das ihrige dazu bei, die Hoffnung eines glücklichen Erfolges immer weiter zu entfernen. Der Lieutenant Beans, dem man die Kapitainswürde übertragen hatte, aber nur gehorchte, wo man dazu geneigt war, erhob mit Bulkeley einen Streit über den Lauf, welchen sie gegenwärtig hielten, und bestand darauf, daß sie sich nicht in der magellanischen Straße, sondern in einem dieser Meerenge nordwärts gelegenen Kanale befänden. Sein Gegner, der Einzige, welcher während ihrer Fahrt Beobachtungen angestellt und Rechnungen geführt hatte, gab sich alle ersinnliche Mühe, diesem Irrthume zu begegnen. Aber er mußte dem einmüthigen Verlangen des Schiffsvolks nachgeben, und in die Umkehr willigen. Sie brauchten vierzehn Tage, ehe der steif entgegenstehende Wind ihnen erlaubte, einen Weg von wenigen Seemeilen zurückzulegen. Als es ihnen endlich gelang, und sie das Vorgebirge Pilar gegen Norden und Kap Desrada in Südwesten vor sich hatten, mischte sich in die Freude, auf dem rechten Wege zu seyn, zugleich das schmerzliche Bedauern durch jenen Irrthum so viel Noth und Verlegenheit ohne Frucht auf sich geladen zu haben. Die Arbeit am Ruder war für sie, bei der Unbehülflichkeit des Fahrzeuges, in einem hohen Grade ermattend gewesen, und da sie in die=

ser ganzen Zeit gehindert wurden, zu landen, so hatte der Hunger sie genöthigt, ein altes Seekalbfell, das an Härte dem ältesten Leder glich, in Stücken zu schneiden, und geröstet hinabzuschlingen. Das Andenken dieser Mühseligkeiten verschwand indessen, und ein Funken von Hoffnung kehrte in die Mannschaft zurück, als sie erkannten, daß sie wirklich in der Straße wären. Es schien ihnen jetzt nicht mehr unmöglich, den Rest des Weges mit gleichem Glücke hinter sich zu bringen. Diese Hoffnung beschäftigte sie so arg, daß sie darüber ihres Unwillens und des thörichten Vornehmens ihres Anführers vergaßen. Sie begnügten sich, ihn durch eine schweigende Verachtung zu strafen.

Im Verfolg dieser Reise stießen sie einigemal auf kleine Parthien von den armseligen Bewohnern des Feuerlandes und der gegenüber liegenden Küste. Sie hatten Ursache, diese Begegnung für ein Glück zu halten, da sie einen kleinen Verkehr mit den Eingebornen veranlaßte, welcher zur Zufriedenheit der beiderseitigen Theile ausfiel. Gegen ein Paar europäische Kleinigkeiten tauschten sie einige Hunde, gedörrtes Seekalbfleisch und verschiedene wilde Gänse ein. An einer Küste, die sie glücklich erreichten, fanden sie vortreffliches Wasser und häufige Schaalthiere und Seevögel, deren Eier sie mit Mehl zu einer wohlschmeckenden Speise bereiteten.

Am neunten December, da sie schon die Insel St. Elisabeth im Rücken hatten, fuhren sie an eiuer Küste hin, welche durch ihr frisches Grün, durch ihre Waldungen und ihre zahlreichen Heerden von Guanaco's das Auge ergötzte. Mit inniger Betrübniß dachten sie jetzt an ihre Schaluppe, deren Verlust es ihnen unmöglich machte, einen Fuß in diese reizenden Gegenden zu setzen. Ehe sie das Ende der Straße noch erreichten, liefen sie auf den Grund; doch half ihnen die wieder eintretende Fluth aus dieser mißlichen Lage. Ein frischer Wind erhob sich und führte sie in wenig Stunden um das Vorgebirge der

Jungfrau Maria. Einen ganzen Monat waren sie in dieser Meerenge aufgehalten worden, und in dieser Zeit hatten sie zwischen einer unendlichen Menge von Landspitzen und Krümmungen einen Weg von gleichwohl nicht mehr als hundert Meilen zurückgelegt.

Ohnweit des Vorgebirges der Jungfrau Maria wurden sie am Ufer eines Trupps Reiter gewahr, welche gegen das Gestade sprengten, und ihnen zu winken schienen. Bei fernerer Annäherung glaubte die Mannschaft auch noch eine Anzahl von Fußgängern und eine Menge Viehes wahrzunehmen, und den ganzen zahlreichen Haufen an der Kleidung für Europäer zu erkennen. Der Speedwel legte sich in einiger Entfernung vom Ufer vor Anker; allein die heftige Fluth verstattete nicht hier anzulanden. Unter der Zeit bewegten sich jene Leute am flachen Ufer unaufhörlich hin und her, schwenkten weiße Tücher in die Luft, und zeigten gegen Norden, welches unsere Abentheurer für ein Zeichen nahmen, daß weiter hinauf ein bequemer Landungsplatz befindlich wäre. Diesem zufolge hoben sie auch den Anker; jedoch der heftige Wind trieb sie südwärts, und zwang sie, die hohe See zu suchen. Darüber verloren sie die Küste und jene Leute aus dem Gesicht, ohne bestimmen zu können, ob dieselben hier durch Schiffbruch ans Land geworfen worden, oder ob es vielleicht Patagonen gewesen, welche nach neuern Erfahrungen dieses weite Land auf ihren Pferden durchstreifen.

Nunmehr eilten sie nach dem Hafen Desiré, wo sie Lebensmittel genug zu gewinnen hofften, um an diesem Orte von der mühseligen Last ihrer Drangsale ein wenig auszuruhen. Als sie daselbst angelangt waren, ließen sie es ihre erste Sorge seyn, eine Fahrt nach der nahgelegenen Robbeninsel zu thun, und eine Anzahl dieser Thiere zu erlegen. Der Genuß ihres Fleisches verursachte aber ein bösartiges Fieber unter der Mannschaft, an welchem sie sämmtlich hart erkrankten, und nur langsam wieder genasen. Wenige Tage, nachdem sie den Hafen Desiré

verlassen hatten, blieb ihnen zu ihrer Erhaltung nichts mehr ubrig, als ein Seekalb, das schon in Fäulniß übergegangen war. Diese Speise, welche nur der grenzenloseste Hunger genießbar machen konnte, wurde begierig verschlungen. Bis zum zehnten Januar des Jahres 1742 mußten sie, herabgeschmolzen bis auf drei und vierzig Personen, blos von diesem entsetzlichen Gerichte leben. Sie glichen sämmtlich den Gespenstern, und waren so entkräftet, daß sie Mühe hatten, sich wenige Minuten lang auf den Füßen zu halten. In dieser kläglichen Verfassung bekamen sie die Küste von Patagonien wieder ins Gesicht. Der Anblick des frischen grünenden Landes weckte sie zu erneuerter Hoffnung. Sie bemerkten deutlich zahlreiche Heerden von wilden Pferden und großen Hunden, welche die fruchtbaren Ebenen durchstreiften. Aber dieses Land, das ihnen ein Paradies zu seyn dünkte, war auch unzugänglich und verschlossen, gleich einem Paradiese. Die Wellen am Gestade stiegen so hoch und brachen sich so kurz, das es unmöglich schien, sich demselben zu nähern. Gleichwohl drängte sie der bitterste Hunger, und am zwölften Januar war auch ihr Wasser bis auf eine einzige Tonne geschwunden. Sie mußten landen, oder sich einem langsamen Hungertode preis geben. In dieser verzweiflungsvollen Lage gab der Lieutenant Evers das seltene Beispiel der Unerschrockenheit, sich in die See zu stürzen und zum Lande hinüber zu schwimmen. Eilf andere von der Mannschaft ließen sich dadurch bewegen, ein gleiches zu thun, und hatten auch das Glück bis auf Einen, der in Ermangelung der Kräfte im Schwimmen ertrank, das feste Land zu erreichen.

Die Zurückgebliebenen hatten etliche Flinten mit ihrer Ladung an leere Fässer befestiget, diese über Bord geworfen, und so mit der Fluth ans Land treiben lassen. Mit diesen Waffen versehen, verloren die Jäger keinen Augenblick, und indeß Einige von ihnen Pferde und Hunde in der Ebene verfolgten, tödteten Andere am Ufer eine

Anzahl von Seekälbern. In Ermangelung irgend eines Gesträuches zündeten sie vom dürren Mist der Thiere ein Feuer an, um daran ihre Beute zuzurichten. Ein erfreulicher und doch zugleich quälender Anblick für die am Bord Gebliebenen. Im Angesicht des Ueberflusses starben sie beinahe Hungers. Verzweiflungsvoll ergriffen sie eine alte Robbenhaut, die man statt einer Decke aufgenagelt hatte, und bemühten sich, damit den Magen um seine Ansprüche zu betrügen. Eine kurze Windstille am nächsten Morgen machte es ihnen endlich möglich, dem Ufer näher zu kommen, und vermittelst der zusammengebundenen Ruder eine Art von Brücke zwischen dem festen Lande und dem Speedwel zu errichten. So kamen drei von den Uebergeschwommenen wieder in die Barke zurück, die eine große Menge von Seekälbern, Hunden und Pferden hinter sich herschleppten. Allein kaum befanden sich diese mit ihren Lebensmitteln in der Barke, so entstand eine Windskühle, die so heftig wehte, daß man plötzlich abfahren, und die acht von der Mannschaft, die sich noch nicht eingeschifft hatten, samt dem ganzen Vorrath von frischem Wasser am festen Lande lassen mußte.

Vier Tage lang wurden die absegelnden Abentheurer von Wind und Wogen umhergeschaukelt. Als sie am achtzehnten Januar ihren Wasservorrath untersuchten, fanden sie mit Schrecken, daß nunmehr die Erhaltung von noch mehr als dreißig Menschen auf etwa achtzig Maaß Wassers angewiesen sey, und daß der gräßliche Tod des Erdurstens ihrer warte, wenn sie nicht ungesäumt Land und eine Stelle daran entdeckten, die es ihnen nicht verwehrte auszusteigen. Dieses zweifache, nicht zu erwartende Glück hatten sie gleichwohl am nächsten Tage. Sie erreichten die Küste, warfen den Anker, schickten einige Schwimmer ans Land, und fanden durch diese ein vortreffliches Wasser, womit sogleich zwei Tonnen angefüllt und an Bord gebracht wurden. Alles trank mit einer so blinden Gierde, daß kaum die eintretenden Folgen ei-

ner solchen Unmäßigkeit dieser Schwelgerei ein Ziel setzen konnten. Einer von den ans Land Getretenen hatte sich an der Quelle selbst in der That so gütlich gethan, daß, als er ins Schiff zurückkehren wollte, ihm das Vermögen dazu entging, und er ertrinken mußte.

Als die Fahrenden gewahr wurden, daß sie nordwärts des Platastromes sich befänden, beschlossen sie, in Rio Grande, auf der Küste von Brasilien, einzulaufen. Sieben Tage lang segelten sie längs dem Gestade hin, ohne einen Landungsplatz entdecken zu können. Dabei stieg ihre Noth und ihr Mangel an Lebensmitteln so hoch, als er nur jemals vorher gewesen war, und sie verloren drei Mann, welche der Hunger hinraffte. Endlich am acht und zwanzigsten Januar entdeckten sie die Mündung dieses großen Stromes mit einer Freude, die ihrem ausgestandenen Elende eben so sehr als der süßen Hoffnung entsprach, nunmehr gerettet zu seyn. Sie liefen den Fluß, ungeachtet seiner Untiefen und Sandbänke, glücklich bis zur Stadt hinauf, und trauten ihren Sinnen kaum, als sie sich's nunmehr sagen konnten, daß sie am Ziel einer Reise wären, die an Gefahr und Ungemach nur Wenige ihres gleichen haben mag.

Die Portugiesen waren nicht wenig erstaunt, als sie in einem so gebrechlichen Fahrzeuge einen Haufen magerer, hohlwangiger und in einem unbeschreiblichen Grade unfläthiger Menschen anlanden sahen, deren bloßer Anblick Mitleid und Entsetzen in gleich hohem Grade erweckte. Sie versäumten indeß nicht, was die Menschlichkeit ihnen gebot, an diesen Ankömmlingen zu üben, und sie vor allem mit Speise und Trank zu erquicken. Zwei Monate verweilten die Reisenden zu Rio Grande, als abermals der Hunger sie zwang, weiter zu reisen. Die Magazine dieser Niederlassung, welche von ergiebigern Gegenden her jährlich durch einige Schiffe gefüllt zu werden pflegten, waren für einen so zahlreichen Zuwachs von Menschen nicht versehen, und in weniger als sechs Wo-

chen gänzlich erschöpft. Dieß zusammengenommen mit dem steigenden Verlangen, endlich ihr Vaterland völlig wieder zu erreichen, bewog die Abentheurer, eine dargebotene Gelegenheit, nach Rio Janeiro zu gehen, begierig zu ergreifen, weil sie hofften, daß von dort aus ihrer Ueberfahrt nach Europa sich nichts mehr in den Weg würde stellen können. Den Speedwel verkauften sie zu Rio Grande, um davon die Kosten des Transports nach gedachtem Orte zu bestreiten.

In Rio Janeiro mit Güte aufgenommen und mit allen Nothwendigkeiten unterstützt, verweilten sie daselbst vom zwölften April bis zum zwanzigsten May, und gingen dann nach Bahia ab, wo sie am siebenten Junius landeten. Unter mancherlei Beschwerden und Unruhen hielten sie sich vier Monate hier auf, fuhren dann am Bord des Schiffes, der heilige Tubas genannt, nach Lissabon ab, wo sie nach einem überstandenen Sturme den acht und zwanzigsten November anlangten. Von da gingen sie am zwanzigsten December auf einem englischen Schiffe wieder ab, welches sie am ersten Januar 1743 zu Spithead glücklich ans Land brachte.

Inzwischen waren jene acht, an der Küste von Patagonien zurückgelassenen, Mann doch auch nicht von der Vorsehung verdammt, in dieser wüsten Gegend ihr elendes Leben zu beschließen. Ihr Loos war aber in jedem Betracht schrecklich. Sie befanden sich allein in einem unbewohnten und wilden Lande, von Buenos-Ayres, der nächsten europäischen Pflanzstadt, wenigstens hundert Meilen entfernt. Nachdem sie mit ihren Blicken verschiedene Tage lang das Meer gehütet hatten, in der sehnlichen Hoffnung, ihr Fahrzeug wieder zu erblicken, wenn es vielleicht zurückgekehrt seyn sollte, um sie wieder abzuholen, überzeugte sie endlich ihr vergebliches Harren, daß sie diese Erwartung fahren lassen müßten. Sie beschlossen daher, selbst einen Weg zu ihrer Rettung aufzusuchen, sobald sie durch Ruhe und den Reichthum an Lebensmitteln,

der sie hier umgab, sich gestärkt haben würden. Die Witterung erlaubte ihnen, sich mit dem Obdache des Himmels zu begnügen, und es verging ein Monat, ehe der Entschluß, sich nach Buenos-Ayres auf den Weg zu machen, bei ihnen zur Reife gedieh. Mit einem Vorrath von Seekalbfleisch und frischem Wasser wählten sie das Seeufer auf dieser Reise zu ihrem Führer. Diese Richtung zogen sie dem geraden Wege landeinwärts vor, weil ihnen bangte, das Ziel zu verfehlen. Wenn sie dagegen an der Küste blieben, so müßten sie nothwendig zuletzt auf den Platastrom stoßen. Allein der Mangel an Wasser nöthigte sie schon am dritten Tage, wieder an ihren ersten Aufenthaltsort zurückzukehren.

Die Reise wurde nunmehr bis auf die Regenzeit verschoben, wo sie hofften, keinen Wassermangel befürchten zu dürfen. Um etwas bequemer zu wohnen, erbauten sie nahe am Meere eine Hütte, die ihnen gegen die rauher werdende Witterung ein schützendes Obdach gewährte. Ihre Nahrung bestand in Robben und einer Gattung von Armadille. So lebten sie drei Monate als vollkommene Einsiedler, ohne auch nur eine entfernte Spur von Einwohnern dieses unermeßlichen Landes zu entdecken.

Ein zweiter Versuch, sich Buenos-Ayres zu nähern, fiel nicht glücklicher aus. Die Witterung war so böse, und ihr Bemühen, den Abgang an Lebensmitteln durch frische zu ersetzen, so fruchtlos, daß es bald zu einem Zwiste unter ihnen gedieh, ob man bei einem so hoffnungslosen Unternehmen tollkühn beharren, oder den verlassenen Wohnplatz von neuem wieder aufsuchen solle? Die Meinung der Bedächtigeren behielt die Oberhand, und sie gingen zurück. Dennoch beschlossen sie nach einiger Zeit, einen dritten Versuch zu wagen, um nordwärts bis an den Platastrom vorzudringen. Indem sie mit den Anstalten zu dieser Reise beschäftiget, und zur Häufung ihrer Vorräthe nach allen Seiten zerstreut waren, fanden sie am Abend die Hütte von ihren Habseligkeiten geplündert.

Zugleich vermißten sie vier von ihren Gefährten, bis sie bei genauerem Umhersuchen auf zwei noch rauchende Leichname stießen. Sie waren mit vielen Messerstichen ermordet. Ein schrecklicher Anblick für Leute, die in jeder Minute ein ähnliches Schicksal befürchten mußten. Mit Todesfurcht brachten sie die Nacht in ihrer zerstörten Hütte zu, und bemühten sich am nächsten Morgen vergeblich, die Spur ihrer noch immer vermißten beiden Kameraden wieder aufzufinden. Nie aber erfuhren sie das mindeste weder von ihnen, noch von der Veranlassung dieser entsetzlichen Katastrophe. Dieser unselige Himmel lag nun um so schwerer auf ihnen, und nachdem ihre Hände den Ermordeten ein Grab in den Sand gescharrt hatten, eilten sie rastloser als vorher, die Gegend auf immer zu verlassen.

Zehn Tage lang setzten sie mit eiserner Entschlossenheit den gewählten Weg mitten durch die Sanddünen längs der Küste fort. Endlich glaubten sie jede Schwierigkeit überwunden zu haben, da sie in ihrem Laufe auf die Mündung eines breiten Stromes stießen, den sie für den la Platafluß hielten. Sie beschlossen, an seinem Ufer hinaufzuwandern; allein schon nach dem Verlust des ersten Tages machten die undurchdringlichen Moräste und tiefen Gießbäche ihnen jedes fernere Vordringen unmöglich. Nichts blieb den armen Betrogenen übrig, als nochmals nach dem Punkte zurück zu kehren, welcher bei ihnen in alle Rechte einer Heimath eingetreten war. Die Hoffnung, Buenos-Ayres auf diesem Wege zn erreichen, schwand ihnen nun für immer aus dem Gesichte.

So lebten sie nun in einer gänzlichen Abspannung aller Geisteskräfte, verschiedene Monate hin. Rohes Fleisch war diese ganze Zeit über ihre einzige Nahrung. Eines Tages erblickten sie auf ihren kleinen Wanderungen den hohlen Stamm eines umgestürzten großen Baumes. Dieß erzeugte bei ihnen den Gedanken, ob es vielleicht nicht möglich wäre, mit Hülfe einiger Robbenfelle eine

Art von Kanot daraus zu zimmern, worauf sie dann ihr großes Ziel zur See erreichen könnten. Es bedurfte aber zur Ausführung dieses Vorhabens einiger Werkzeuge, deren sie durchaus beraubt waren. Endlich fiel es einem von ihnen ein, daß er ehemals auf ihrem zweiten Zuge seine Flinte als unbrauchbar von sich geworfen habe, und daß, wenn es möglich wäre, diese wieder zu finden, sie das Material zu einem schneidenden Werkzeuge liefern könnte. Wirklich hatten sie das Glück, dieses Feuergewehrs in einer Entfernung von mehrern Meilen wieder habhaft zu werden. Sie hämmerten den Lauf desselben zwischen ein paar Steinen platt, und gaben dieser sonderbaren Axt, welcher die Schwanzschraube statt eines Stieles diente, durch fortgesetztes Reiben an einem Felsen etwas, das einer Schneide ähnlich sah. Und nun machten sie sich fertig, das große Werk mit diesem Hülfsmittel durchzuführen. Aber ihr Schicksal war bestimmt, früher und unvermuthet eine andere Wendung zu nehmen. Eine Parthei berittener Patagonen, welche die Jagd nach wilden Pferden in diese Ebene geführt hatte, überraschte unsere Einsiedler, und nöthigte sie, ohne ihnen jedoch ein weiteres Leid zuzufügen, ihnen auf ihrem Zuge zu folgen. Sie wandten sich zusammen gegen Südwesten, und erreichten nach einer zehntägigen Reise den Wohnplatz dieses Volksstammes. Er bestand aus etwa einem Dutzend Hütten, lag in einem Thale, und war mit niedrigem Gebüsche, kleinen Bächen und der vortrefflichsten Weide umgeben. Den Engländern dünkte, nach so vielen erlittenen Mühseligkeiten, ihr Zustand unter diesen Wilden vollkommen erträglich, obgleich er sie zu Sklaven machte, welche fast täglich ihre Herren wechselten, und entweder durchs Loos, oder beim Spiel, oder gegen jede Kleinigkeit, z. B. ein Paar Sporen, ein kupfernes Becken, oder ein Paar Vogelfedern, von einer Hand in die andere übergingen. Dadurch geschah es, daß diese vier Unglücklichen in kurzer

Zeit getrennt wurden, und sich mit ihren Gebietern in alle Gegenden dieses unermeßlichen Erdstrichs zerstreuten.

Als das Oberhaupt dieser Nation von den fremden weißen Menschen hörte, war er begierig, sie zu sehen. Auf seinen Befehl wurden sie aufgesucht, und vor ihn gebracht. Er fragte sie in einem gebrochenen Spanisch um ihr Schicksal, und schien sich zu freuen, da er vernahm, daß sie Feinde der Spanier wären, über welche er selbst sich zu beklagen wohl Ursache haben mochte. Er begegnete ihnen gütig, ließ sie in seinem Wohnplatze bleiben, und übertrug ihnen blos einige leichte Handarbeiten. Acht Monate währte diese gelinde Dienstbarkeit, und unter dem Schutze ihres Herrn waren sie vor jeder Beleidigung sicher.

Da dieser Stamm mit den Spaniern von Buenos-Ayres in einigem Handelsverkehr stand, so baten die Engländer, daß man sie dorthin führen möchte, wo sich gewiß Freunde finden würden, die ein ansehnliches Lösegeld für sie bezahlten. Dieser Antrag fand Eingang. Drei von ihnen (der Vierte war indeß tiefer ins Land gerathen) wurde einem Trupp übergeben, welcher sie bis auf etwa hundert Meilen von Buenos-Ayres brachte. Von hier ward sodann ein Bote an den Spanischen Statthalter abgesandt, um ihm Nachricht von ihren Gefangenen zu geben, und ihn zu deren Auslösung zu bewegen. Der Bote kam zurück und brachte, nebst einigen Geschenken vom Statthalter, auch die Versicherung mit, daß er wegen Loskaufung der Englischen Gefangenen Unterhandlungen pflegen wolle. In der Folge erfuhren sie, daß sie diesen Entschluß den Bemühungen des Englischen Konsuls zu Bueuos-Ayres zu danken hätten, der großmüthig die Kosten der Auslösung übernahm. In wenig Tagen war das Geschäft abgethan, und die Patagonen kehrten zufrieden in ihre Heimath zurück. Zufriedener noch waren die drei Engländer, die sich glücklich priesen, nach Erduldung der größten Drangsale, wieder unter gesitteten Menschen zu

leben. Im Grunde war aber ihr Schicksal wenig gebessert, denn sie wurden, nebst noch dreizehn andern Englischen Kriegsgefangenen, nach Montevideo abgeführt, wo sie länger als ein Jahr die härtesten Arbeiten verrichten mußten. Nach Verfluß dieser Zeit fuhren sie nach Europa ab, und landeten als Spanische Kriegsgefangene den zwanzigsten Januar 1746 in dem nahe bei dem Vorgebirge Finis Terrä belegenen Hafen Corkeire. Sie wurden darauf gegen Spanische Gefangene ausgewechselt, und bekamen ihre Freiheit wieder. Am achten Julius dieses Jahres kamen sie endlich in London an.

Wir kehren nun wieder nach der Wager-Insel zurück, wo wir den Kapitain Cheap, den Seekadet Byron und achtzehn ihrer Unglücksgefährten, in der hülflosesten Lage zurückgelassen haben. Die Aussichten zu ihrer Erlösung aus diesem Aufenthalt des Jammers, wo sie schon sechs Monate zugebracht hatten, waren nach der Abfahrt des größten Theils der Mannschaft, trüber als jemals. Indessen überließen sie sich keineswegs der Verzweiflung, sondern sannen vielmehr auf Mittel, zu ihrer Erlösung mit Anstrengung aller ihrer Kräfte beizutragen.

Der Plan des Kapitains ging dahin, wo möglich die Insel Chiloe, als die nächste Spanische Besitzung zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Allein was wagt nicht der, der zwischen möglicher Todesgefahr und einem gewissen Hungertode zu wählen hat? Die Reise wurde also beschlossen, und um dieselbe möglich zu machen, mußten die von dem Wrack noch übrigen Lebensmittel als ein Heiligthum bewahrt werden. Ihre einzige Nahrung in der Zwischenzeit bestand daher beinahe nur aus dem unschmack-

haftesten Seegras, das sie mit Lichterunschlitt schmalzten; und sie schätzten sich glücklich, diese ekelhafte Würze ihrer Mahlzeiten am Ufer aufzulesen, wohin es die Wellen aus dem gescheiterten Schiffe getrieben hatten. Ein Besuch von einem indianischen Kanot, der in diese Zeit fiel, diente nicht ihren Mangel zu mildern; denn das stürmische Wetter hinderte die Engländer, von der Fertigkeit der Indianer im Fischfange den gehofften Vortheil zu ziehen. Sie entfernten sich schon am nächsten Tage wieder, und ein Paar Hunde waren das einzige, was man von ihnen zur Befriedigung des Hungers eintauschen konnte. Doch in dem Augenblicke, da die Noth der Verlassenen den äußersten Gipfel erreicht zu haben schien, waren sie so glücklich, die Reste des gescheiterten Schiffes noch einmal besuchen zu können, und drei Fässer mit Pökelfleisch aufzufinden. Ohne diese Hülfe wären sie nicht vermögend gewesen, sich ferner zu erhalten, und noch weniger die Insel zu verlassen.

Sechs volle Wochen hatten sie gebraucht, um die schadhaften Boote wieder auszubessern. Der fünfzehnte December wurde zur Abreise bestimmt. Der Kapitain, Byron und acht Mann setzten sich in die Barke; sechs andere bestiegen den Nachen; vier wurden zurückgelassen, weil sie etwas Mehl gestohlen hatten. Kaum waren nach ihrer Abfahrt zwei Stunden vergangen, als das Meer anschwoll und die Wogen ungewöhnlich hoch gingen. So nahe auch die beiden Boote zusammen hielten, so verloren sie einander doch alle Augenblicke aus dem Gesichte, wenn sich eine Welle, gleich einem Berge, zwischen ihnen empor thürmte. Um die Fahrzeuge zu erleichtern, warfen sie mit kalter Verzweiflung alles, was sie eingeschifft hatten, Kleider, süßes Wasser und die letzten abgedarbten Lebensmittel über Bord. Gleichwohl schien dieses entsetzliche Opfer nur dazu zu dienen, ihre Todesangst zu verlängern.

Ein Spiel der Winde und der Wellen, trieben die Unglücklichen schon mehrere Stunden umher, als die Nacht einzubrechen begann. Es entging ihnen nicht, daß der Sturm sie immer näher gegen die Küste warf. Sie waren darauf gefaßt, ihre Fahrzeuge in jedem nächsten Augenblick an den Felsenriffen in Stücken geschmettert zu sehen. Dieß Schicksal schien vollends unvermeidlich, da sie bereits die gefürchteten Klippen in einer geringen Weite von sich erblickten. Die Brandung schlug hoch und schäumend daran empor. Aber in demselben Augenblicke entdeckte der Nachen gerade vor sich in dieser Felsenmauer eine Oeffnung, und steuerte auf dieselbe zu. Die Durchfahrt war so enge, daß die Ruder sich kaum darin bewegen konnten. Das Unternehmen, von Verzweiflung eingegeben, gelang, und ein stilles Wasser nahm die Geängsteten in seinen ruhigen Schooß. Auch die Barge war so glücklich, hier eine sichere Zuflucht zu finden. Diese Bucht war aber ringsum mit so steilen Felsen eingefaßt, daß die Abgematteten nur mit Mühe ein Plätzchen zu ihrem Nachtlager fanden, wo sie hungrig, durchnäßt und unter der bloßen Decke des blauen Himmels sich auf den harten Steinen lagerten. Da die Kälte sehr empfindlich war, so gaben sie sich alle Mühe, um Feuer anzuzünden, aber es war ihnen nicht möglich, so viel Holz zusammen zu bringen.

Mit lechzendem Gaume und dürrer Zunge setzten sie sich am frühen Morgen in ihre Fahrzeuge, um den letzten Rest ihrer Kräfte mit anhaltendem Rudern vollends zuzusetzen. Denn außerhalb des Riffs ging immer noch die See so hoch und der Wind so widrig, daß sie nur mühsam hart an der Küste forteilten, von der sie sich nach dem Verlust ihrer Lebensmittel nicht entfernen durften. Gegen Abend befanden sie sich zwischen einigen niedrigen und morastigen Inseln, wo sie, abgespannt in jedem Gliede, ohne Bote ans Ufer legten. Zu ihrer Erfrischung fanden sie hier nichts, als einige Seekräuter, die sie unzubereitet mit heißer Begierde verschlangen. Ihr Bett

war ein feuchter, sumpfiger Fleck, und gegen den Regen, der in Strömen hernieder schoß, verwahrten sie sich mit dem großen Segel der Barke, unter welches sie zusammen krochen. Ein Feuer, das sie hier zu ihrer Erwärmung angezündet hatten, wurde sogleich von den unaufhörlichen Regengüssen wieder ausgelöscht. Trotz des abscheulichen Wetters zerstreueten sie sich mit Anbruch des Tages nach allen Gegenden, um Holz, Wasser und Lebensmittel aufzufinden. Der Wundarzt schoß ein Paar wilde Gänse, und diese waren ihre Nahrung während der drei Tage, die sie hier wegen des anhaltenden Sturmes verweilen mußten.

Endlich drehte sich der Wind nach Süden, und sie segelten nun längs einer Reihe von Klippeninseln hin, welche sich gegen Norden zogen. Auf einer derselben, welcher der Kapitän den Namen Matroseninsel gab, erlegten sie einiges Wild, eine willkommene Befriedigung für ihren Hunger, den sie nur selten stillen konnten. Ihr Lager war das harte, steinigte Ufer, aber es dünkte ihnen köstlich, da sie sich einmal gesättigt darauf hinstreckten.

In den folgenden Tagen war die Fahrt wieder unbeschreiblich mühsam, da ein westlicher Wind blies, der sie unaufhörlich zurück trieb. Alle ihre Arbeit am Ruder blieb vergeblich, und als die Nacht unter einem erkältenden, heftigen Regen heranrückte, fehlte es ihnen sogar an einem Hafen, wo sie hätten landen und sich wieder erfrischen können. Sie mußten daher die Rückkehr des Tages in einer sandigen Bay in ihren Booten beim Rudern erwarten. Die Nacht war fürchterlich, aber fürchterlicher noch der Hunger, welchem sie beinahe unterlagen. Da sie seit einigen Tagen fast ohne Nahrungsmittel gewesen waren, so verschlangen sie, unter dem peinigendsten Kampfe zwischen Gier und Geschmacklosigkeit, die Schuhe von ihren Füßen, welche aus rohen Seehundhäuten verfertiget waren. Am frühen Morgen, nach ihrer Rechnung am

Weihnachtstage, war das Wetter etwas leidlicher, und es schien, als ob ihr Ruder sie etwas vorwärts bringen würde. Aber bald waren Wind und Wogen wieder ein Hinderniß, gegen welches ihre schwachen Kräfte nichts vermochten. Und selbst diesen schwachen Rest mußten sie fortdauernd in dem Bestreben zusetzen, ihr unglückliches Daseyn zu fristen. Sie befuhren das Ufer in allen Richtungen, suchten kümmerlich zwischen den Klippen nach Muscheln und Seegewächsen, und schätzten sich glücklich, wenn sie nach vieler Vereitlung nur mit jedem Abend so viel zusammen brachten, als sie zu einer Abendsuppe bedurften. Einst, in einer stürmischen Nacht, machte es die Vorsicht nöthig, die Fahrzeuge nicht ohne Wache zu lassen, wenn vielleicht sie der Sturm von ihrer Ankerstelle losreißen sollte. Byron und einer seiner Gefährten befanden sich in der Barke, zwei andere in dem Nachen. Von der Ermüdung des Tages übermannt, legten sie sich auf dem Boden des Fahrzeuges zur Ruhe. Durch eine ungewöhnliche Bewegung der Barke wurde Byron erweckt. Er fuhr auf, hörte ein ängstliches Hülferufen, erblickte den Nachen schwankend auf dem Gipfel einer ungeheuren Wasserwand, sah ihn niederstürzen, und — sah ihn nicht mehr. Die Wogen hatten ihn in ihrem Schooß begraben. Einer von den darauf befindlichen Leuten verschwand zugleich mit demselben; der Zweite war glücklich genug gegen das Ufer getrieben und dort von seinen Kameraden gerettet zu werden.

Der Verlust des Nachens war ein unersetzlicher Verlust. Die Barke war nicht geräumig genug, die ganze Mannschaft zu fassen. Es blieb keine andere Wahl übrig, als entweder sämmtlich in den Wellen umzukommen, oder Einige einem gewissen Hungertode aufzuopfern. Das unmenschlichere Mittel war hier das sicherere; vier der unbrauchbarsten Leute wurden bestimmt, an dieser öden Küste ausgesetzt zu werden. Mit kalter, gedankenloser Ver-

zweiflung fügten sie sich in ihr Schicksal. Ohne Zweifel sind sie bald vom Hunger getödtet worden.

Sechs Wochen waren seit der Abreise aus Cheapsbay verflossen, und immer schwächer wurde die Hoffnung, die ersehnte Insel Chiloe zu sehen. Eines Abends, da sie eine tiefe Bucht gegen Norden erreicht hatten, welche sie die Marienbay nannten, erlosch ihre Hoffnung, nachdem sie eine über allen Ausdruck gräßliche Nacht am Ruder zubringen mußten, so gänzlich, daß in Allen der Entschluß zur Reife gedieh, nach ihrem zweiten Vaterlande, der Wagers-Insel, wieder zurück zu kehren. Wie es ihnen dort auch ferner ergehen möchte, so meinten sie doch, daß sie ein Paradies gegen diese öde Küste sey, und besser, als irgend einer der bisher besuchten Plätze, zur Fristung dieses armseligen Lebens ihnen die Hand bieten werde. Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatten, suchten sie sich vor allem in den Besitz eines kleinen Vorraths von Lebensmitteln zu setzen, um diese Ruckreise auf dem geradesten Wege machen zu können. Weiter gegen Osten hatten sie ehemals einen Ort gefunden, wo es ihnen geglückt war, einige Seekälber zu fangen. Diesen von der Vorsicht geschenkten Platz wollten sie, in Hoffnung eines zweiten, gleich glücklichen Erfolges, wieder zu gewinnen trachten. Das geschah, und ihre Wünsche blieben nicht ganz unbefriedigt. Sie erhielten so viel über ihr feindseliges Schicksal, daß sie einige dieser Thiere zum künftigen Vorrath in ihr Schiff legen konnten.

Während dieser Zurüstungen, da die ganze Gesellschaft sich nach allen Gegenden zerstreute, entweder um Fische zu fangen oder sonst eine nutzbare Entdeckung für ihr großes Bedürfniß zu machen, stieß der Wundarzt Elliot auf ein großes Felsenloch, welches den Eingang zu einer Höhle auszumachen schien, und unzweideutige Spuren menschlicher Kunst an sich trug. Befremdet durch diese Wahrnehmung, stand er bei sich an, ob er es wagen

sollte, in einen Aufenthalt zu dringen, wo er leicht nicht gar zu gastfreundlich aufgenommen werden könnte. Jedoch sein Hunger vermochte ihn bald zu einem Muthe, den die Neugierde allein ihm nicht würde abgewonnen haben. Die Hoffnung, hier vielleicht auf irgend eine Art von Lebensmitteln zu treffen, gab seinem Gelüste einen unwiderstehlichen Reiz. Er kroch vorwärts, auf Händen und Knieen, weil das niedrige Gewölbe keine aufrechte Stellung erlaubte. Auf diesem ziemlich langen Wege erreichte er endlich einen geräumigen Platz, dem die menschliche Hand nachgeholfen zu haben schien, und der sein Licht durch eine Oeffnung im Gewölbe erhielt.

Die Bestimmung dieser Höhle war wohl nicht zu verkennen, da sich in der Mitte derselben ein fünf Fuß erhöhetes hölzernes Gerüste fand, auf welchem fünf oder sechs Leichname ausgestreckt lagen. Noch hatten diese, so lange sie auch hier schon befindlich seyn mochten, keine Abnahme oder Veränderung erlitten. Ihr Fleisch war steinhart geworden; nur blieb es Herrn Elliot unentschieden, ob eine vorhergegangene Zubereitung, oder eine natürliche Eigenschaft dieser Höhle der Grund einer so sonderbaren Erscheinung wäre. Da er in seiner Hauptangelegenheit hier so wenig Befriedigung gefunden hatte, so fand er keinen Trieb in sich, diese Untersuchungen weiter fortzusetzen. Er kroch vielmehr auf eben die Art zurück, wie er herein gekommen war, theilte aber doch seine Entdeckung verschiedenen mit, welche eine stärkere Neugierde, als der Wundarzt, besaßen und sich ebenfalls hineinwagten. Diese fanden noch eine zweite Reihe von Leichen auf einem ungleich niedrigeren Gerüste, und zogen aus dem allen die Vermuthung, daß diese Höhle vielleicht ein Begräbnißort für die Beherrscher (Kaziken) der umher zerstreuten indianischen Volksstämme seyn dürfte. Nur schien es ihnen auffallend, daß sie diesen Ort so entfernt von ihren gewöhnlichen Wohnplätzen ausgesondert haben sollten; denn weit und breit umher hatten die

Engländer auch nicht die mindeste Spur eines menschlichen Wesens angetroffen. Nirgend, seit ihrer Abfahrt von der Wagers-Insel, an der ganzen weiten Küste dieses Meerbusens so wenig, als in und bei dieser Höhle selbst, hatten sie weder ausgebrannte Feuerstellen, noch verlassene Hütten, noch andere Merkmale vorgefunden, welche die Indianer auf ihren nomadischen Zügen gewöhnlich hinter sich zu lassen pflegen.

Es war gegen das Ende des Januars 1742, als die unglücklichen Abentheurer, um eine große Hoffnung ärmer, ihre Rückfahrt antraten. Das Wetter war ganz so schlimm, wie sie es unter diesem unglücklichen Himmelsstriche gewohnt waren. Demohngeachtet hielten sie drei Tage lang die See, und nur ein unvermutheter Sturm, der das Boot mit so viel Wasser anfüllte, als sie kaum auszuschöpfen vermochten, konnte sie bewegen, den verzweiflungsvollen Kampf mit beiden Elementen aufzugeben. Sie wurden an eine sehr unzugängliche Küste zurück getrieben. Hier bargen sie sich vor dem Ungestüm des Himmels zwei oder drei Tage lang in einer Höhle, die sie entdeckt hatten, und zehrten von ihrem Vorrath. Es war ein Glück, daß sie eben noch im Besitz dieser Lebensmittel waren, denn an diesem Landungsplatze war durchaus nichts Eßbares zu finden.

Vom Sturme ununterbrochen verfolgt, erreichten sie die Matroseninsel, den lieblichsten Ort, den sie auf dieser Reise noch berührt hatten. Seine Reize waren auch wirklich so anlockend für Einen aus der Gesellschaft, daß er die Wagers-Insel nicht mit ihr vertauschen wollte. "Sterben kann ich hier so gut, und besser noch, als dort!" sagte er, fest entschlossen zu bleiben. Seine Kameraden mußten gewaltsame Mittel anwenden, diesem Vorsatz eine andere Richtung zu geben.

Da zwei Versuche, von dieser Insel loszukommen, fruchtlos blieben, so mußten sie auf derselben länger verweilen, als es ihre Absicht war. In der Zwischenzeit

nährten sie sich von dem Reste eines beinahe gänzlich verfaulten Seekalbes und von einigen nicht unangenehm schmeckenden schwarzen Beeren, die auf einem sumpfigen Boden wuchsen, und unsern Johannesbeeren einigermaßen ähnlichten. Sobald der Wind günstiger wurde, machten sie einen dritten Versuch, und dieser entfernte sie von der Insel. Allein kaum waren sie auf dem weiten Meere, so ereilte sie ein Sturmwind, und ein Nebel umzog ihren Gesichtskreis, daß sie mit dem Lande auch ihre Richtung gänzlich verloren, und sich der Willkühr der Wellen überließen. Aufgefischtes Seegras war ihre einzige Nahrung, und erst nach drei oder vier Tagen langten sie auf der Wagers-Insel wieder an, von der sie zwei volle Monate entfernt gewesen waren.

Schon bei dem ersten Aufenthalte auf dieser Insel hatten die unglücklichen Schiffbrüchigen geglaubt, ihr Elend sey keines Zuwachses mehr fähig. Wie sehr sie sich darin betrogen hatten, erkannten sie jetzt aufs schmerzlichste. Verringert in der Zahl, bleiche, ausgemergelte Gerippe, denen der Hunger wild aus dem eingefallenen, trüben Auge blickte; beraubt der ersten Bedürfnisse des Lebens; ohne Kleidung, ohne Brod, ohne Wasser und Werkzeug — das waren die armseligen Menschen, die in Cheapsbay landeten, die sechzig Tage lang jedem erdenkbaren Ungemach der Stürme Trotz geboten und nichts damit gewonnen hatten, als die Gewißheit, daß sie nicht zu retten seyen. Sobald sie die Barke in Sicherheit gebracht hatten, eilten sie, in ihren alten Hütten endlich wieder einmal ein Obdach zu finden, dessen sie schon so lange entbehrt hatten. Eine derselben sahen sie mit Befremden sorgfältig vernagelt; und als man sie erbrach, war sie mit Eisenwerk und andern Geräthschaften angefüllt, welche mit Mühe von dem Wrak geborgen zu seyn schienen. Diese Bay mußte also während ihrer Abwesenheit von Indianern besucht worden seyn. Aber eben so gewiß waren sie auch von einem andern Stamme gewesen, als derjenige, mit

welchem sie ehemals in Verkehr gestanden waren, und welche von dem Werthe des Eisens durchaus keine Kenntnisse hatten. Diese Indianer, welche diese Trümmer so emsig gesammelt und so vorsichtig verschlossen hatten, standen nothwendig auf einer höhern Stufe der Kultur, und hatten ihre erweiterten Begriffe wohl nicht anders, als durch Umgang mit den Spaniern erwerben können. Eine zweite Spur ihres Hierseyns, und zugleich ein köstliches Labsal für den Heißhunger, fanden die Engländer bei fernerem Nachsuchen hinter einer dieser Hütten im Gebüsch versteckt. Es war ein Vorrath von verweseten Seekälbern, der sich ihnen durch seinen Geruch verrieth. Allein ihr Magen wußte von keinem Ekel. Sie fielen mit Begierde darüber her; der ganze aufgefundene Schatz wurde vertheilt, und war beinahe vierzehn Tage lang ihre einzige Nahrung.

Als dieser Vorrath verzehrt war, und das anhaltende böse Wetter den Unglücklichen keine Art des nothwendigsten Erwerbs verstatten wollte, da stieg ihre Noth aufs allerhöchste. Man murmelte bereits von dem letzten, schrecklichsten Mittel, zu dem man schreiten müsse. Einige aus der kleinen Gesellschaft hatten durch die Begierde, womit sie alles noch hinabschlangen, sich zu halben Kannibalen herabgewürdiget. Sie flüsterten immer lauter schon, daß Einer das Opfer werden müßte, um das Leben Aller zu fristen. Doch zu diesem äußersten Abgrunde sollten sie nicht versinken. Der Arm einer höhern Vorsicht ergriff und hielt sie, als sie schon am Rande taumelten. Sie ließ gerade zur rechten Zeit den Lieutenant Hamilton an einem weit entlegenen Orte einige Stücke Pökelfleisch auffinden, die das Meer aus dem Wrak dahin geworfen hatte. Menschenfreundlich theilte er den Fund mit der Gesellschaft.

Wenige Tage nachher landeten an der Insel zwei Kähne mit einer Anzahl Indianer, an deren Spitze das Oberhaupt eines Stammes aus der Nachbarschaft von

Chiloe stand. Er sprach etwas Spanisch, aber mit so wildem Accent, daß, um ihn zu verstehen, eine größere Fertigkeit in dieser Sprache erfordert wurde, als die Engländer besaßen. Daß er bei seinem Stamme, und selbst bei den Spaniern etwas gelten müsse, sah man aus dem silberbeschlagenen Stabe, womit die Letztern die Anführer dieser Nationen zum Zeichen ihrer bestätigten Würde zu belohnen pflegen. Mit diesem trafen die Engländer die Uebereinkunft, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiffe gerettete Eisenwerk geben wollten, unter der Bedingung, wenn er sie durch die Buchten und über die Bayen führen würde, durch die er zu ihnen gekommen wäre. Der Handel ward förmlich abgeschlossen, und zur Abreise schleunigst jede mögliche Anstalt getroffen.

Diese Seereise, welche jetzt angetreten wurde, war so gefahrvoll, daß in der Geschichte des Seeungemachs nur wenige mit ihr verglichen werden können. Nachdem sie hungrig und abgemattet, einige Tage mit Wind und Wellen gekämpft hatten, kamen sie an die Mündung eines Stromes, den sie, nach der Behauptung der Indianer, hinauf gehen müßten. Sie fanden aber sein Bette so reißend und ihre Kräfte so schwach, daß sie nach einer zweistündigen, übermenschlichen Anstrengung die Hoffnung aufgeben mußten, ihren Zweck zu erreichen. Einer von den standhaftesten Matrosen sank, erschöpft von Arbeit und Mangel an Nahrung, vom Ruder herab. Flehentlich bat er um einen Mundbissen, wenn man sein Leben retten wollte. Der Kapitain Cheap war der Einzige, der noch eine Mahlzeit machen konnte; aber die anhaltende Noth hatte seine natürliche Hartherzigkeit so verstärkt, daß das Flehen des Sterbenden ohne Erhörung an seinen Ohren vorüberging. Byron war der Einzige, der, da er einige getrocknete Muscheln in der Tasche hatte, von Zeit zu Zeit eine in des armen Kerls Mund steckte — eine Art von Güte, die blos seine Marter, aber nicht sein Leben verlängerte. Der Tod, sein einziger Freund,

der ihm helfen konnte, befreite ihn von seinem Leiden. Sein Grab fand er am nächsten Ufer, wo er in den Sand verscharrt wurde.

Da alle Bemühungen, den Fluß hinauf zu fahren, vergeblich waren, so ging ein Theil der Mannschaft ans Ufer und drang in die Moräste hinein, um einige Nahrung zu suchen. Der Kapitain hatte sich durch die Härte, mit der er den sterbenden Matrosen einige Unterstützung verweigert hatte, und durch seine Strenge so verhaßt gemacht, daß Einige aus der Gesellschaft insgeheim den Entschluß faßten, sich von ihm zu trennen. Sie bemächtigten sich daher der Barke, und segelten mit einem Indianer davon. Der Kapitain kam eben mit Byron und drei andern seiner Begleiter ans Ufer zurück, als die sechs Engländer abstießen, ohne auf den Zuruf der Zurückbleibenden zu achten. Es währte nicht lange, so verschwanden sie aus dem Gesichte der Zurückbleibenden, um nimmer wieder zu kehren.

Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen den Zurückbleibenden, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage, eine bloße Kleinigkeit zu seyn. Es war nicht weniger, als Alles, was sie durch diesen schändlichen Verrath eingebüßt hatten. Die Barke enthielt alle die wenigen Kleider, die sie aus dem Schiffbruche gerettet hatten; sie enthielt ihre Instrumente, ihre Flinten, Blei und Pulver. Von dem letztern hatten sie nur so viel mitgenommen, als nöthig war, ein Feuer anzumachen. So wurde ihnen auch die einzige Flinte, die Byron auf der Schulter trug, unbrauchbar. Ihr Untergang schien nunmehr unvermeidlich; Hunger und Blöße mußten sie in Kurzem aufreiben. "Die ganze Küste, sagt Byron, auf der wir uns befanden, hat etwas so Düsteres und eine so öde Wildheit, daß es die verwegensten Abentheurer abschrecken würde, sie zu betreten. Unaufhörliche Regengüsse und reißende Waldströme überschwemmen die Ebene, und die aufge-

thürmten Meereswogen machen auch die Gegenden am Ufer unbewohnbar. Einwärts ist das mit einer ungetrennten Waldung überdeckte Land vollkommen undurchdringlich; nicht wegen der reißenden Thiere, die es etwa erfüllten, denn auch diese fliehen den eisernen Himmelsstrich; sondern weite Sümpfe, mit einem betrüglichen Rasen bedeckt, bereiten dem Fuße des Wanderers Fallstricke, deren er sich nicht ohne Gefahr entledigt. So sieht er sich denn auf eine Reihe nackter Felsen beschränkt, welche längs der Küste sich hinziehen und seine letzten gesparten Hoffnungen durch ihre Unfruchtbarkeit grausam niederschlagen. Das war unsre Lage, in der wir uns hülflos unserm Schicksal Preis gegeben sahen.»

Dieser Zustand konnte nicht lange dauren, und glücklicher Weise kam die Vorsehung den Verlassenen in ihren äußersten Bedrängnissen unvermuthet zu Hülfe. Indem sie nemlich ohne Trost und Hoffnung da saßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kanoe mit Indianern. Man bedeutet ihnen von ferne, daß sie ans Ufer kommen möchten. Sie zeigten sich dazu nicht ungeneigt, aber die Brandung war zu fürchterlich, um hier landen zu können. Das Kanoe wandte sich also westwärts, und fand endlich zwei Meilen weiter eine kleine Bucht, wo es hinter einem Felsen in voller Sicherheit liegen konnte. Der Kapitain und B y r o n folgten demselben längs dem Ufer hin, und beide trafen zugleich mit den Indianern an dem Landungsplatze ein. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen, und den Strom hinauf zu fahren. Mit einem Kanoe ließ sich dieses thun, mit der schweren Barke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barke waren also die nächsten Ursachen ihrer Errettung.

Es fehlte inzwischen noch viel, ehe sie sich am Ziele ihrer Drangsale und Gefahren befanden. Denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie

äußerst öde, morastig und unfruchtbar. Zu den Beschwerlichkeiten ihrer Reise und zu den Qualen des Hungers, womit sie unablässig zu kämpfen hatten, gesellten sich noch andere Leiden, deren bloße Beschreibung dem Weichlinge Uebelkeiten verursachen muß. Da nemlich Byron und seine noch übrigen Reisegefährten schon seit verschiedenen Monaten dieselbe Kleidung, dasselbe Hemde trugen, so fingen sie bald an, ganz entsetzlich vom Ungeziefer zu leiden. Der Kapitain glich vollkommen einem Ameisenhaufen, weil Tausende dieses Ungeziefers auf ihm herum krochen. Auch machte er gar keinen Versuch mehr, sich davon zu befreien, weil er sah, daß es eine vergebliche Mühe seyn würde. Byron hingegen zog, so oft es sich thun ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Steine darauf, in Hoffnung, Hunderte auf einen Streich zu tödten.

Der Wundarzt Elliot, der seit längerer Zeit in einer tödtlichen Ermattung lag, endigte auf einer öden Küste sein Leben, und die Zurückbleibenden sahen demselben Schicksale entgegen, wenn sie sich nicht bald am Ziele ihrer Drangsale erblickten. Nach einer mühseligen Fahrt, die ihre Kräfte erschöpfte, kamen sie an einen Landungsplatz. Da es hier für die Gesellschaft nöthig wurde, zu Fuß weiter zu gehen, so hatte Jeder etwas zu tragen. Byron bekam auf seinen Antheil ein feuchtes, schweres Stück von einem stinkenden Seekalbe, in Segeltuch eingewickelt, das dem Kapitain gehörte. Ihr Weg führte durch einen dichten Wald und einen Sumpf, wo Jedermann, bei jedem Schritte, beinahe bis an den Gürtel versank. An diesem traurigen Orte blieb Byron zurück, indem er von einem Baume ins Wasser fiel, wo er dem Ertrinken kaum entging. Mit einiger Schwierigkeit zog er sich aus dieser drohenden Gefahr. Um seine Gefährten einzuholen, warf er seine Bürde von sich. Als er wieder zu ihnen kam, machte ihm der Kapitain die bittersten Vorwürfe darüber, daß er sein Seekalbfleisch

verloren hätte. Dieß betäubte ihn so sehr, daß er fünf englische Meilen durch den Wald zurück ging, um es zu holen. Ohngeachtet dieser heldenmüthigen Handlung der Großmuth, schiffte sich der Kapitain mit der übrigen Gesellschaft ein, ohne Byron mitzunehmen, als er zurückkehrte; und, was noch unmenschlicher war von diesem brutalen Befehlshaber, er ließ dem Jünglinge nicht einmal ein Stück von dem stinkenden Seekalbe zurück, um dessentwillen er so viel Ungemach erduldet und beinahe das Leben eingebüßt hatte.

Von Hunger und Arbeit ganz entkräftet, sank der verlassene Byron bei einbrechender Nacht nieder und schlief ein. Noch ehe es Tag wurde, erwachte er, und da er in einer kleinen Entfernung einige Stimmen hörte, ging er auf den Ort zu, woher die Stimmen kamen. Er stieß auf ein Wigwam oder indianische Hütte, aber da er in dieselbe hineingehen wollte, bekam er verschiedene Stöße ins Gesicht und wurde abgewiesen. Doch nach einiger Zeit ließ man ihn hinein, und da die Indianer, die er darin fand, keinen bleibenden Aufenthalt hatten, so schiffte er sich mit ihnen ein. Als sie des Nachts ihr Boot ans Ufer zogen, verschwanden sie alle, und ließen ihn allein in einer finstern, traurigen Einöde, während eines heftigen Regengusses. Den nächsten Tag kamen sie zurück und nahmen ihn mit sich an einen Ort, der einen guten Fischfang zu versprechen schien. Sie täuschten sich in ihrer Hoffnung nicht, und Byron freute sich besonders der vielen Muscheln, die er an diesem Orte fand. Aber so ausgehungert er auch war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um keinen Augenblick zum Sammeln zu verlieren. Er war so emsig, daß er seinen Hut beinahe voll hatte, als die Indianer zum Kahne zurückkehrten. Jetzt fing er an, sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indianer plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlu

gen. Es kostete einige Schwierigkeit, sie abzuhalten, daß sie ihn nicht über Bord warfen. Vermuthlich bezog sich dieß auf einen gewissen Aberglauben, nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen ins Meer zu werfen.

Einem glücklichen Zufall hatte Byron es zu danken, daß er nach einigen Tagen wieder mit seinen Gefährten zusammenkam, die ihn zurückgelassen hatten. Diese waren so abgezehrt, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erblicken konnte. Einer derselben war indessen von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben, und ein Anderer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Partei Indianer gefolgt.

Endlich naheten sich die Wenigen, die dem namenlosen Elende nicht untergelegen waren, dem Ziele ihrer mühseligen Wanderungen. Sie landeten nach einigen Tagen, jedoch mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr, bei der Insel Chiloe. Es war im Brachmonate, also dort mitten im Winter, als sie ans Land traten. Die Barke war auch daselbst angekommen, aber nur mit zwei Mann, denn die übrigen vier hatte der Hunger aufgerieben, allein der Kapitain Cheap und seine Gefährten hatten davon keine Nachricht bekommen. Diese letztern wurden von den Eingebornen auf Chiloe mit vielem Wohlwollen aufgenommen, und ihr Mitleiden war so groß, daß Jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Besonders wetteiferten die Weiber in dem Bestreben, den Unglücklichen ein Vergnügen zu machen. Diese letztern waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten, als für ihren Magen zu sorgen. Byron erzählt: der Eindruck der ausgestandenen Entbehrungen auf sein Gemüth sey so stark gewesen, daß er, mehrere Monate hindurch, sich nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel in seine Tasche zu stecken, deren er habhaft werden können.

Von Chiloe wurden die geretteten Engländer auf einem spanischen Wachtschiffe nach Castro, und von da nach Chaco geführt, zwar als spanische Gefangene, denen aber doch mit vieler Achtung begegnet ward. Zu Chaco machte Byron auf die Nichte eines alten Priesters einen solchen Eindruck, daß sie geneigt war, ihn durch ihre Hand zu begleiten. Der Onkel, weit entfernt dieß zu mißbilligen, erbot sich gegen den begünstigten Jüngling, ihm sein ganzes Vermögen zu verschreiben, wofern er seine Nichte zu heirathen geneigt wäre. Unter den Umständen, worin sich Byron befand, war dieser Antrag schon verführerisch, allein er hatte den Muth, ihn abzulehnen, voll Sehnsucht, sein Vaterland wieder zu sehen. Es vergingen aber noch einige Jahre, ehe dieser Wunsch erfüllt wurde. Denn da der Krieg zwischen Spanien und England fortdauerte, so wurden die Engländer im Anfang des Jahres 1743 nach Valparaiso abgesandt und zunächst nach St. Jago, der Hauptstadt von Chili. Hier wurden sie von dem Präsidenten der spanischen Regierung mit vieler Güte aufgenommen, und sehr gastfreundlich von Don Patricio Godd, einem schottischen Arzte, verpflegt. Ein vieljähriger Aufenthalt in diesem Lande und die ausgezeichnete Achtung Aller, die diesen Biedermann kannten, hatten ihn in Chili gewissermaßen naturalisirt. Allein so groß war in ihm auch immer die Liebe zu seinem frühern Vaterlande, und sein Herz so empfänglich für die Stimme der Menschlichkeit, daß er auf den ersten Ruf von der Ankunft brittischer Gefangener zum Präsidenten eilte, und um die Gunst nachsuchte, diese Unglücklichen in seinem Hause aufnehmen zu dürfen.

Zwei Jahre brachten die Geretteten im Schooße seiner glücklichen Familie hin, und dieser Aufenthalt trug das meiste dazu bei, ihnen neue Gesundheit und Lebenskraft einzuflößen. Als endlich zwischen Spanien und England Anordnungen wegen Auswechslung der Gefangenen

gemacht wurden, ließ ihnen der spanische Präsident zu St. Jago anzeigen, daß es ihnen erlaubt wäre, mit dem ersten Schiffe, welches nach Spanien unter Segel gehen würde, nach Europa zurückzukehren. Es verfloß aber noch ein halbes Jahr, ehe Cheap, Byron und Hamilton endlich Gelegenheit fanden, auf einem französischen Schiffe die Reise nach der ersehnten Heimat anzutreten. Es war eine Fregatte, die den Namen Lys führte, und sechzehn Kanonen nebst etwa sechzig Mann Besatzung hatte. Sie richteten ihren Lauf nach Conception, und steuerten von da, in Gesellschaft drei anderer französischer Schiffe, gegen Süden. Kaum acht Tage waren sie in dieser Richtung mit einander gesegelt, so bekam das Schiff, auf dem sich die Engländer befanden, an seinem Vordertheile einen so beträchtlichen Leck, daß, bei der Unmöglichkeit, an ihn zu gelangen, man es nicht wagen durfte, länger See zu halten. Dieß führte die Nothwendigkeit herbei, die drei andern französischen Schiffe zu verlassen, und nach Valparaiso zurückzukehren, um den Schaden in diesem Hafen wieder auszubessern. Der Leck zog so viel Wasser, daß die gesammte Mannschaft, mit Einschluß der Reisenden, Tag und Nacht sich bei der Pumpe ablösen mußte, und doch das Gebäude kaum flott erhalten konnte. So ungeduldig dieß Hinderniß besonders die drei Engländer machte, so hatten sie es gleichwohl als eine wohlthätige Veranstaltung der Vorsicht zu preisen, die nicht wollte, daß sie nach so viel erduldetem Elend das entsetzliche Schicksal jener drei andern Schiffe theilen sollten. Diese gingen auf ihrer fortgesetzten Fahrt verloren, und nie haben sie den bestimmten Hafen erreicht.

Erst im Anfange des März 1746 konnte der Lys, nach Ausbesserung des Lecks, den Hafen von Valparaiso verlassen. Sie eilten jetzt um so mehr, in der schon weit vorgerückten guten Jahrszeit, den gefahrvollen Weg um das Kap Horn noch zu vollenden. Indeß legten sie dieß

furchtbare Vorgebirge, wenn gleich nicht ohne Stürme, doch glücklich zurück. Langsamer ging nunmehr ihre Fahrt gegen Norden von statten. Am siebenundzwanzigsten Mai passirten sie die Linie, aber erst am einunddreißigsten October legten sie, zugleich mit einer ansehnlichen Flotte von Kauffahrern, im Hafen vor Brest vor Anker.

Alles eilte, müde der ausgestandenen Beschwerden, und froh, im langersehnten mütterlichen Lande angelangt zu seyn, von den Schiffen nach dem Gestade. Nur den drei gefangenen Engländern blieb es untersagt, ihren Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen. Sieben ewig lange Tage schmachteten sie in diesem peinvollen Zustande; sahen ungeduldig und einsam auf das geschäftige Gewühl zu ihren Füßen, und durften den Bord nicht verlassen, um sich in das bunte Gewühl zu mischen. Niemand kümmerte sich um sie, und sie würden mitten im Hafen haben verhungern müssen, wenn nicht einige Offiziere sie mitleidig mit Lebensmitteln versehen hätten. Dabei starrten ihre Glieder von Novemberfrost, denn ihre leichten Kleider waren für ein milderes Klima gewählt, und es war ihnen strenge untersagt, ein Feuer anzuzünden. Fast zwei Drittheile vom Tage mußten sie also; in Finsterniß begraben, die tödtlichste Langeweile bekämpfen, und ihre Speise auf viele Stunden vorher neben sich in Bereitschaft setzen, um nicht in der Dunkelheit vergebens darnach umherzutappen. Endlich an einem glücklichen Morgen kam eine Schaluppe an ihr Schiff, in welcher sich bereits eine Anzahl englischer Kriegsgefangener befanden. Sie erhielten Befehl, zu ihnen hinabzusteigen, worauf sie gemeinschaftlich nach Landerneau abgeführt wurden. An diesem Orte, nachdem man sie auf ihr Ehrenwort freigelassen, blieben sie drei Monate, bis man ihnen vom spanischen Hofe die Erlaubniß ausgewirkt haben würde, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren.

Als die sehnsuchtsvoll erwartete Erlaubniß ankam, säumten die Harrenden keinen Augenblick, davon Gebrauch zu machen. Sie schifften sich zu Manlaisy auf einem holländischen Fahrzeuge ein, und setzten nach Dover über. Hier nahmen sie Postpferde, und kamen am folgenden Tage glücklich in London an.

—>>>✧<<<—

5.

Schauervolle Irrfahrt zweier Weiber auf der See.

Im Jahr 1766.

Ein französischer Kolonist, Namens Denoyer, der sich ein Jahr hindurch zu Samana, im spanischen Antheil der Insel St. Domingo aufgehalten hatte, wollte nach dem Kap Français zurückkehren, wo er eigentlich zu Hause war. Er kaufte zu diesem Behufe eine Galeote, oder ein kleines Transportschiff, und packte alles darauf, was er mit sich nehmen wollte. An Leuten hatte er nur seine Frau, die er innigst liebte, ein Kind von sieben Jahren, einen Säugling und eine Negersklavin, Namens Katharina, mitzunehmen.

Während er sich zur Abfahrt rüstete, scheiterte an jener Küste ein kleines Fahrzeug, die Mannschaft hatte jedoch das Glück, sich an das Land zu retten. Da eben zu Samana noch ein anderes Schiff, das einem Franzosen gehörte, segelfertig lag, so baten die Schiffbrüchigen, acht an der Zahl, den Inhaber desselben, sie an Bord zu nehmen. Der Kapitain fand aber bei Untersuchung seines kleinen Fahrzeugs, daß er nur sechs von den Geretteten aufnehmen könne, und schlug Herrn Denoyer vor, die übrigen zwei mit sich zu nehmen. Dieser machte sich aus angeborner Menschenliebe ein Vergnüge[n]

daraus, beschenkte sie noch mit Leinwand und Kleidern, und überhäufte sie mit Gefälligkeiten. Er segelte zu Anfang des Monats März 1766 ab, nachdem er noch zwei französische Matrosen in Dienste genommen hatte. Als sie so an der Küste hinschifften und ungefähr zwei Meilen gemacht hatten, kamen sie an einen bewohnten Ort. Die zwei Matrosen, die nicht bleiben wollten, bestürmten ihren Herrn, sie da abzusetzen, und stellten ihm vor, daß er ihrer nicht weiter bedürfe, da die zwei Engländer, die er so gastfreundlich aufgenommen habe, in der Schifffahrt hinlänglich bewandert schienen, um ihm auf der Reise beispringen zu können. Denoyer gewährte ihre Bitte, und ging am folgenden Tage, mit Hülfe der beiden Engländer, wieder unter Segel. Abends gingen sie bei Grigri, ungefähr eine Meile über Porta-Plata, an der südlichen Küste von St. Domingo vor Anker. Sie nahmen gemeinschaftlich und in bester Eintracht das Abendessen ein. Hierauf wurde das Hintertheil des Schiffs mit Palmblättern gedeckt, ein Segeltuch, in Form eines Zelts, darüber gespannt, und darunter eine Matratze angebracht, die der Frau, den beiden Kindern und der Sklavin zum Lager diente. Denoyer legte sich auf eine Matratze zu den Füßen seiner Frau, und den beiden Engländern war die Schlafstelle im Vordertheile der Galeote angewiesen. So überließen sie sich der Ruhe.

Gegen drei oder vier Uhr Morgens wurde Madame Denoyer durch den Schall eines heftigen, aber dumpfen Schlags plötzlich erweckt. Es schien ihr, der Schlag sey mit der Axt nach dem Bette ihres Gatten gerichtet, den sie auch stöhnen hörte. Zitternd und erschreckt rief sie der Negerin, doch sogleich stürzte einer der beiden englischen Matrosen, mit einem Beile in der Hand, über sie her, und drohte ihr mit dem Tode, wenn sie die geringste Bewegung zum Aufstehen machen würde. Die beiden Ungeheuer vollendeten ihr Verbrechen, indem sie die blutende Leiche des Mannes, der sie aus Wohlthätigkeit aufge-

nommen hatte, in das Meer warfen. Hierauf richteten sie die Segel nach dem Winde, ergriffen das Steuerruder und nahmen ihren Lauf nach Neu-York. Als sie ziemlich weit in das Meer hinausgekommen waren, enthüllten sie ihren Anschlag, sich der Galeote mit allen darauf befindlichen Kostbarkeiten zu bemächtigen; sie kündigten aber auch zugleich der Madame Denoyer an, daß sie für ihr Leben nichts zu befürchten habe, und zurückgesendet werden würde, sobald sie es mit ihrer Sicherheit vereinbar fänden. Den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch ließ die arme Frau ihrem Schmerz freien Lauf.

Am andern Morgen bei Sonnenaufgang befahlen die ruchlosen Mörder der Frau, alles, was sie an Wäsche mit sich nehmen wollte, in einen Bündel zusammen zu packen, und sich bereit zu halten, daß sie eine Pirogue besteigen könnte, welche auch sogleich vom Schiffe in das Meer gesetzt wurde. Obschon diese Pirogue nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand, nach Art derer, welche die Wilden in Amerika haben, und äußerst klein und unfähig war, der Wuth der Wellen Widerstand zu leisten, so nahm doch die Frau diesen Antrag mit Freuden an. Sie wollte sich lieber den größten Gefahren aussetzen, als länger den Anblick der Mörder ihres Gemahls ertragen. Ihre Vorbereitungen waren in wenig Minuten getroffen; sie nahm ihr kleinstes Kind, die Negerin das andere, und so bestiegen beide das gebrechliche Fahrzeug. Kaum aber waren sie in den Kahn getreten, als ihnen lebhaft die Gefahren vorschwebten, welche ihnen drohten; von dem Triebe der Selbsterhaltung besiegt, streckten sie die Arme flehend den Ungeheuern entgegen, die aber ihrer nur lachten. Von dem letzten Funken des Mitleidens ergriffen, gaben ihnen doch diese Barbaren noch einen Strohsack, den sie am Boden des Nachens ausbreiteten, vier Kuchen Zwieback, einen Krug mit beiläufig vier Pinten süßen Wassers, sechs Eier und ein wenig Pö-

fleisch nebst einem Kessel; darauf aber schnitten sie den Strick, mit dem der Nachen an das Schiff befestigt war, entzwei, und steuerten mit vollen Segeln davon. Ohne Zweifel ließ der Himmel diese Ungeheuer nicht ungestraft, denn man hat nie wieder etwas von ihnen vernommen; wahrscheinlich haben sie in den Wellen den Tod gefunden, der noch eine zu geringe Strafe für ihr Verbrechen war.

Madame Denoyer sah lange Zeit dem fliehenden Schiffe nach; immer mehr entschwand es, bald war es nur noch wie ein kleiner Punkt am Horizonte sichtbar, endlich aber verlor sie es ganz aus den Augen. Nun richtete sie ihre Blicke auf sich selbst und ihre Umgebung, und fühlte ganz das Schreckliche ihrer Lage. Verlassen mitten auf dem Meere, fern von jeder Küste, ohne Mittel und ohne die nöthigen Kenntnisse, den Lauf des Schiffs zu lenken, sah sie sich gezwungen, den Kahn dem Spiel der Winde zu überlassen, die ihn eben so leicht in das weite volle Meer hinaus, als an irgend ein Land treiben konnten; ja dieser Nachen konnte jeden Augenblick, zu heftig bestürmt oder schlecht geleitet, ganz umschlagen, und schon ein leichter Stoß konnte ihn gänzlich zertrümmern. Und wenn nun auch Wind und Wellen das gebrechliche Fahrzeug verschonten, mußte nicht bald der Hunger die Unglücklichen aufreiben? Von diesen Betrachtungen wurde Madame Denoyer heftig erschüttert, sie zog ihre beiden Kinder, deren Schicksal sie mehr als ihr eigenes bekümmerte, an ihre Brust; sie umarmte dieselben mit einer Art von Entsetzen, und sank sodann ohnmächtig nieder.

Die arme Negerin wandte alle Sorgfalt für ihre bejammernswerthe Gebieterin an, die in ihren Kräften stand, und war bald so glücklich, sie ins Leben zurückzurufen. Sie suchte ihr darauf einigen Muth einzuflößen, und malte ihr die Zukunft mit weniger düsteren Farben. Die unglückliche Frau gab ihr zwar Gehör, doch konnte

sie sich natürlich nicht beruhigen. Das kleine Kind, das eben zu schreien anfing, foderte Pflege; sie nahm es in ihre Arme, benetzte es mit ihren Thränen und hob es mit zitternden Händen gegen den Himmel, um es dem Schutze der Vorsehung zu empfehlen. Endlich legte sie den Säugling an die Brust, um ihm ein Leben zu fristen, dessen Ende schon der nächste Augenblick herbeiführen konnte. Ihr älterer Sohn, der aber schon Verstand genug hatte, um die Größe des Unglücks zu fühlen, saß auf dem alten Strohsacke, den Blick unverwandt nach der Mutter gerichtet, deren Schmerz er nicht zu stören wagte. Die Negerin, die noch am meisten gefaßt war, trug Sorge für die Leitung der Pirogue, und wachte zugleich für die trostlose Familie. Erst Abends wurden die natürlichen Bedürfnisse fühlbar; die beiden Weiber genossen etwas Zwieback, und tranken aus demselben Kruge. So war der erste traurige Tag verstrichen.

Schon war die Sonne unter den Horizont gesunken; die Annäherung einer finstern Nacht vergrößerte die Gefahren und verdoppelte die Sorgen. Um die mißliche Lage auf das höchste zu treiben, erhoben sich nun auch Winde, die mit voller Wuth tobten. Die erschütterten Wogen stürzten über einander, und trieben den Kahn gegen Wellen, die ihn jeden Augenblick zu verschlingen drohten. Plötzlich stürzte, von einer andern Woge zurückgeschleudert, eine Wassersäule über die Pirogue, riß das Zwieback fort, und raubte den Hülflosen den Vorrath süßen Wassers. Die beiden Weiber fühlten den erlittenen Verlust nur darum noch nicht in seiner ganzen Größe, weil sie fürchten mußten, daß eine größere Woge nachkommen und den ganzen Kahn versenken könnte. Indessen war die Negerin doch so geschickt im Rudern, daß sie diesem Unfall vorbeugte. Die dicke Finsterniß, in die sie sich gehüllt sahen, vergrößerte die Angst, die ihre Herzen folterte. Das Geheul der Winde, das Brausen der Wogen, und das beständige Hin- und Herschwanken

des Kahns, ließ sie nicht eine Minute ruhen. Fast jeden Augenblick preßte der Schrecken ihnen ein Wehgeschrei aus, das in dem Toben des Sturmes und in der unermeßlichen Einöde verhallte. Sie beteten mit Inbrunst und flehten ohne Unterlaß zu Gott. Der Himmel erbarmte sich ihrer und ließ den Kahn nicht sinken. Endlich kam die lang ersehnte Morgenröthe, verbreitete ihre Strahlen am Himmel, und erhellte die unabsehbare Fläche des Meers. Zu gleicher Zeit wurde ihnen eine andere Wohlthat zu Theil; der Wind ließ nach, die Wogen wurden nicht mehr so wild getrieben, und schlugen endlich ganz leicht an den Nachen, als die Sonne über den Wassern zu erglänzen begann. Madame Denoyer und die Negerin fielen auf die Kniee nieder, und dankten dem Himmel für den Schutz, den er ihnen hatte angedeihen lassen. Das Kind kniete neben die Mutter, und wiederholte ihre Dankgebete.

Wohin die Unglücklichen ihre Blicke auch wendeten, sie sahen nichts als Himmel und Wasser. Die Nacht war vorüber, und ein heiterer Tag kündigte sich an, doch welche Hoffnung konnten die beiden Weiber schöpfen, die sich verlassen auf einem gebrechlichen Fahrzeuge befanden, auf einem schrecklichen Elemente, das sie nicht kannten? Bei der Wiederkunft des Tages wurden sie erst aufmerksam darauf, das Innere des Nachens zu untersuchen, und fanden mit Schmerz, daß ihr Zwieback ganz fortgeschwemmt, und kein Tropfen süßen Wassers mehr in dem Kruge sey. "Ach liebe Katharina, sagte Madame Denoyer zu der Negerin, was werden wir anfangen? Was soll ich diesen Kindern geben?" Die Negerin, obgleich nicht weniger beklommen, kannte doch das Unglück seit langer Zeit schon, und hatte es tragen gelernt; sie flößte daher ihrer Frau wieder einigen Muth ein. "Ihre Kleider sind naß, sagte sie, trocknen Sie dieselben doch an der Sonne; Gott hat Mitleiden mit uns, uns nach der kalten stürmischen Nacht doch einen freundlichen war-

men Morgen zu senden. Legen Sie sich ein wenig auf den Strohsack zusammt Ihren Kindern, und ruhen Sie, so lange es der Himmel gestattet; ich will inzwischen wachen, und dann, wenn Sie ausgeschlafen haben, mich auch niederlegen.» Madame Denoyer drückte der Sklavin gerührt die Hand, und befolgte ihren Rath. Die gänzliche Erschöpfung führte bald einen kurzen Schlummer herbei, der jedoch durch die Wallungen ihres Bluts und durch finstere Träume beunruhigt wurde. Gegen Mittag wurde sie von dem Geschrei ihres kleinen Kindes geweckt. Sie zog es an ihre Brust und stillte seinen dringenden Hunger. Kaum hatte sie diese Mutterpflicht erfüllt, als auch der ältere Knabe erwachte, die Augen rieb und über quälenden Hunger klagte. Da strömten Thränen aus dem Auge der Mutter; sie nahm eines der sechs Eier, die man ihr überlassen hatte, öffnete es und ließ es ihren Sohn trinken. «Damit kannst Du schon eine Weile ausdauern,» sagte sie. Auch die Negerin forderte sie auf, zu essen; «Du bist sehr ermüdet, sprach sie, und mußt wieder Kräfte sammeln. Was mich betrifft, so fühle ich noch keinen Hunger.» Die gute Negerin durchschaute ihr Herz, und erkannte wohl, daß sie sich die Nahrung versage, um ihrer Kinder Leben desto länger fristen zu können. Sie versicherte, daß auch sie noch kein Bedürfniß fühle, und daß es noch immer Zeit sey, wenn sie bei einbrechender Nacht etwas zu sich nehme. Nur noch ein wenig ruhen wollte sie während des Tages. Die Frau übernahm die Aufsicht über den Kahn, und beim Einbruch der Nacht war die Negerin schon wieder zur Hand. Nun mußten sie wohl etwas Nahrung zu sich nehmen. Sie aßen jede ein Stück Pöckelfleisch und gaben auch dem Knaben davon. Dieß war ihre ganze Mahlzeit.

So ging der zweite Tag zu Ende, und die folgende Nacht hatte keine andere Schrecknisse, als die allgemeinen jener Lage; das Meer blieb ruhig. Doch mit der Rück-

kehr des Tages befiel Madame Denoyer und Katharinen die tiefste Niedergeschlagenheit, da sie noch immer von allen Seiten nichts als Himmel und Wasser sahen. Die traurigen Betrachtungen, die dadurch veranlaßt wurden, raubten ihnen Muth und Hoffnung, fast den ganzen Tag brachten sie im Nachen sitzend zu, die Nacht gewährte keine Linderung ihrer Leiden. Der nächste Tag war noch weit schrecklicher, die Lebensmittel nahmen ab, und Madame Denoyer bemerkte, daß die Milch in ihrer Brust versiegt war, und das Kind sich ganz vergeblich bemühe. Der Säugling schrie, und die Mutter weinte, ohne seinen Drang stillen zu können. Endlich verfiel sie darauf, eins der noch übrigen Eier ihm beizubringen.

Aber ein Uebel, eben so groß als der Hunger, wurde nun mächtig fühlbar; es war der Durst. Die Anstrengungen, das heiße Klima, das Pöckelfleisch, alles dieses hatte ein Feuer in den Eingeweiden der Unglücklichen entzündet, dessen sie sich nimmer erwehren konnten. Der Knabe wollte immer Wasser aus der See haben, und man konnte ihm noch nicht begreiflich machen, welche traurige Folgen dieses für ihn haben müßte. Die Negerin, die doch vernünftiger war, hatte Mühe, sich des Trinkens zu erwehren. Madame Denoyer rieth ihr, sich Kopf und Brust mit Wasser zu besprengen, und wandte das gleiche Mittel bei sich und ihren Kindern an; sie befanden sich wohl dabei, und fühlten sich einigermaßen erfrischt. Der vierte Tag brachte nicht die geringste Veränderung ihrer unglücklichen Lage hervor. Sie verschluckten einige Bissen von dem rohen Fleische, und ertrugen einen weit grausamern Durst, als Tags zuvor. Die Kinder verzehrten an diesem Tage die letzten zwei Eier.

Der fünfte Tag war glücklicher. Madame Denoyer, ganz kleinmüthig und hoffnungslos, hielt beständig ihr jüngeres Kind auf dem Schooße, und kaute einige Bissen Fleisch, die sie ihm beizubringen suchte. Das andere Kind,

schon ungemein schwach, blieb den ganzen Tag liegen. Die Negerin, die stärkste von ihnen, fühlte noch hinlänglich Kraft, den Kahn zu leiten. Der nächste Tag war ein Tag der Verzweiflung. Sie verzehrten den Rest des Fleisches. Am Abend fühlten die beiden Weiber weder Kraft noch Trieb mehr, auf ihre Erhaltung zu denken; sie streckten sich neben die Kinder auf das Stroh hin, und überließen den Nachen dem Spiel der Wellen. Ein wenig Schlummer milderte ihre Lage. Bei der Wiederkehr des Morgens (des siebenten Tages) hoben sie mühsam die Köpfe in die Höhe über Bord der Pirogue; sie schauten um sich, doch alles war noch öde auf dem Meere; ganz entmuthigt sanken sie zurück, und erwarteten den Tod.

Ein schwaches Gestöhn des kleineren Kindes erweckte Madame Denoyer aus dem Zustande der Erschlaffung, in welchen sie versunken war. Sie nahm das arme kleine Geschöpf, das schon halb verschmachtet war, und drückte dasselbe an ihren Busen, als ob sie die wenige Kraft, die ihr noch übrig war, ihm einhauchen möchte. Plötzlich fuhr ein Gedanke durch ihre Seele, und ihr Auge erglänzte. "Katharina, sagte sie zu der Sklavin, ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, ich kann diese wenigen Augenblicke aufopfern, das Daseyn meiner Kinder zu verlängern. Gieb mir dein Messer, ich will mir eine Ader öffnen, und dieses arme Kind, dieses unglückliche Wesen, das sonst zu Grunde ginge, mit meinem Blute tränken. Auch der Knabe kann davon trinken, das ist ja alles, was ich noch für sie zu thun im Stande bin."

Die Negerin entsetzte sich über diese Aeußerung, und widerstrebte aus allen Kräften der Ausführung eines Entschlusses, den nur die Verzweiflung eingegeben hatte. Während Frau und Dienerin noch mit einander stritten, bemerkte letztere, indem sie sich umwendete, in der Ferne

auf dem Wasser etwas Weißes. Ihr Herz pochte vor Freude laut auf. Unverwandt starrte sie nach der Gegend hin, wollte sich die Augen aus dem Kopfe sehen; glaubte schon zu erkennen, was sie wünschte, fürchtete wieder, sich zu täuschen, — endlich aber, ihrer Sache ganz gewiß, schrie sie laut auf: "Ein Schiff, liebe Frau, ein Schiff!" und dabei klopfte sie in die Hände, und machte ihre Frau auf das Segel aufmerksam, das von den Strahlen der Sonne beleuchtet war. Dieser Anblick gab den Unglücklichen Muth, Kräfte und Leben wieder. Sie rafften sich auf, riefen in die Ferne hin, ohne jedoch gehört zu werden, streckten die Hände nach dem Schiffe aus, und schwangen endlich ein weißes Tuch, das sie an eines ihrer Ruder banden. Dieses letztere Zeichen wurde endlich von dem näherkommenden Schiffe bemerkt und beantwortet. Nun sahen sie sich endlich gerettet, und dankten der Vorsehung, die ihnen diese Hülfe in der größten Noth zugesendet hatte. Inzwischen liefen sie bei Annäherung des Schiffes noch Gefahr; die Wellen, die sich um dasselben brachen, ließen befürchten, daß die Pirogue bei dem Anlegen versenkt werde. Doch die Geschicklichkeit des Kapitains wußte diesem Unfalle vorzubeugen, und Madame Denoyer, die zwei Kinder und die Negerin wurden auf das Schiff gebracht. Die Schiffsmannschaft, erfreut durch die Rettung dieser Armen, stimmte ein feierliches: "Gott, dich loben wir!" an. Das Schiff lief wohlbehalten auf der Rhede von Neu-Orleans, dem Orte seiner Bestimmung, ein. Madame Denoyer war so glücklich, daselbst einen Verwandten zu finden, der sie und die armen Kinder dieser Wittwe, die so zu sagen ans dem Grabe wieder erstanden waren, mit warmer Zärtlichkeit aufnahm. Die erste Sorge der guten Frau ging dahin, der Negerin, ihrer Unglücksgefährtin, die Freiheit zu geben, und in rechtlicher Form zu versichern; doch das Mädchen, ge-

rührt von der Erkenntlichkeit seiner Frau, wollte diese nicht mehr verlassen, sondern bei ihr verharren bis in den Tod. *)

---

*) Die Wahrheit dieser Geschichte wird von dem Kapitain des Schiffs bestätigt, das Madame Denoyer aufnahm. Bassu erzählt dieselbe in seinen Reisen nach dem südlichen Amerika.

6.

Eine Schreckensscene aus Cook's erster Reise um die Welt.

Cook, der berühmte Weltumsegler, hatte sich den Ruf eines einsichtsvollen und erfahrnen Seemanns erworben, als er im Jahr 1769 zum Schiffslieutenant ernannt wurde, mit dem Befehl, die Führung eines königlichen Schiffes zu übernehmen, welches mehrere gelehrte Männer nach Otaheiti bringen sollte, um daselbst den Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Er führte die Reise dahin nicht nur schnell und glücklich aus, sondern besuchte auch, nachdem er drei Monate auf jener Insel verweilt hatte, und der Zweck der Reise jener Männer erreicht war, viele in der Umgegend belegene, zum Theil noch unbekannte Inseln, und entdeckte, daß Neuseeland aus zwei beträchtlichen Inseln bestehe. Die Meerenge zwischen beiden wurde nach ihm benannt. Hiernächst aber befuhr er die ganze östliche Küste von Neuholland, und entwarf von derselben neue, um vieles bessere, Karten als die bisherigen. Auf dieser Reise war es, wo Cook einst in eine der schrecklichsten Lebensgefahren gerieth, in welche nur ein Seefahrer versetzt werden kann, und wo er die Größe seines Charakters durch eine Ruhe, Kaltblütigkeit

und Unerschrockenheit bei Anwendung nothwendiger Rettungsmaaßregeln bewies, welche ihm, nach dem einstimmigen Zeugniß seiner hocherstaunten Begleiter, zur höchsten Ehre gereichte.

Eines Abends nemlich bemerkte man während der Küstenfahrt Untiefen, Klippen und Sandbänke, diese allen Seefahrern so verhängnißvollen Gegenstände. Cook ließ sogleich die Segel kürzen, damit sie weniger Wind fingen, und steuerte dann immer Land abwärts, um wieder in die hohe See zu kommen. Ein vortheilhafter Wind und heller Mondschein begünstigte diese Absicht. Man war eben mit dem Abendessen beschäftigt, als die Schreckensbotschaft ertönte, daß sich das Schiff auf einer Untiefe von acht Klafter Wasser befinde. Cook wies sogleich jeden Schiffmann an seinen Posten, um das Schiff zu wenden und vor Anker zu legen. Allein während dieser Beschäftigung fand man, durch nochmaliges Auswerfen des Senkbleies, sogleich wieder tiefes Wasser, von zwölf Klaftern. Da nun diese Tiefe geraume Zeit anhielt, so begab man sich nach zehen Uhr ganz unbesorgt zu Bette. Kaum genoß jedoch die Schiffsmannschaft der ersten erquickenden Augenblicke des Schlafs, so sank das Fahrzeug, und saß auf dem Grunde fest. Schnell war die ganze Schiffsmannschaft auf dem Verdeck versammelt, und Einer las in den Mienen des Andern das Schreckliche der Lage, in die man versetzt war. Fern von allem Lande; auf einer Korallenklippe, die gefährlicher ist als jede andere, und entblößt von aller Hoffnung zur Annäherung fremder Hülfe, sahen die Meisten nichts anders vor Augen, als den Tod in diesen unwirthlichen Gewässern.

Das Beste, was Cook nun thun konnte, war, daß er die Segel einnehmen, die Boote ausheben, und rings um das Schiff sondiren ließ, wie tief das Wasser sey. Diese Untersuchung zeigte, daß der Schrecken die Gefahr nicht im mindesten vergrößert hatte. Die Wellen hatten das Schiff über den Rand einer Klippe hinübergehoben,

und in einer Vertiefung derselben gleichsam eingeschlossen. An manchen Stellen fand sich kaum drei bis vier Klafter Wassertiefe, und erst in einer Entfernung von neunzig Fuß konnte man wieder auf zwölf Klafter rechnen. Als man zum zweiten male rings um das Schiff sondirte, wurde man am Hintertheile desselben eine Stelle von einiger Tiefe gewahr. Dort ward nach Cook's Anordnung der Anker geworfen, und sobald er Grund gefaßt hatte, strengte man die äußersten Kräfte am Schiffshaspel an, in der Hoffnung, daß man, wenn der Anker nicht losreiße, wohl im Stande seyn würde, das Schiff hinabzuwinden. Allein der erste Versuch war ganz vergebens, und das Schiff schlug unaufhörlich so heftig gegen die Klippen, daß die Mannschaft nur mit der äußersten Schwierigkeit sich auf den Füßen halten konnte. Die Unglücksscene wurde dadurch noch jammervoller, daß man beim Mondenschein schon die Bretter des äußersten Bodens des Schiffes, die sich bereits, so wie der Afterkiel, durch das heftige Anschlagen an die Felsen abgelöset hatten, davon schwimmen sah. Heftig und immer heftiger drang mit jedem Augenblick das Wasser in das Schiff ein, und Jeder mußte die offene See als sein gewisses Grab betrachten.

Cook war vielleicht der Einzige, den Muth uud Besonnenheit keinen Augenblick verließ. Da kein anderes Mittel übrig blieb, so befahl er, das Schiff zu erleichtern; allein auch der glückliche Augenblick, in welchem dieses Mittel am vortheilhaftesten hätte ins Werk gesetzt werden können, war nicht mehr vorhanden. Denn zum Unglück war das Schiff gerade zur Zeit des höchsten Standes der Fluth auf die Klippe gestoßen. Es hatte sich indessen die Ebbe eingestellt, und das Wasser war schon wieder um ein merkliches gefallen. Wenn also auch das Schiff so sehr erleichtert wurde, daß es nur so wenig tief im Wasser ging, als das Wasser gefallen war, so konnte den Schiffsleuten doch dadurch um nichts geholfen werden;

sie kamen höchstens nur in die Lage zurück, in welcher sie sich befanden, als ihr Unglück begann. Jedoch hatte Cook richtig berechnet, daß die Erleichterung des Schiffes bei eintretender Ebbe zur Folge haben würde, daß dasselbe nicht mehr so heftig, wie bisher, gegen die Klippen geschlagen werden könnte, mithin der furchtbaren Zerstörung nicht so sehr als zuvor ausgesetzt sey. Dabei setzte der erfahrne Cook auch noch gerechtes Vertrauen auf die Wiederkehr der Fluth, welche das erleichterte Schiff wieder, und zwar höher als zuvor empor zu heben im Stande war. Sein eigenes Beispiel ermunterte die gesammte Schiffsmannschaft, ihre Kräfte nicht nur auf das Aeußerste anzustrengen, sondern auch willig alles dasjenige zum Opfer zu bringen, was man sonst bei einer ihnen im Rettungsfalle noch bevorstehenden so weiten Seefahrt wohl sorgfältig zu erhalten sucht. Man ließ nemlich das frische Wasser aus den Fässern in den Schiffsraum laufen, und von da wieder mit unsäglicher Mühe herauspumpen. Ferner warf man sechs Kanonen, Fässer mit Vorräthen, Oelkrüge und alle nur irgend schwere Schiffsgeräthe über Bord. Bei dieser traurigen Arbeit halfen Offiziere wie Matrosen, und selbst der Ermattetste strengte seine äußersten Kräfte an, um der gemeinsamen Noth nach Vermögen Grenzen zu setzen.

Unter der mühseligsten Arbeit brach endlich der Tag an; allein die Meisten ahneten, daß es leicht der letzte ihres Lebens seyn möchte, denn das Schreckliche der Gefahr trat jetzt erst recht grausenhaft hervor. Das Schiff war zu weit von der Küste entfernt, als daß es möglich gewesen wäre, dieselbe mit Booten zu erreichen, im Falle das Schiff zertrümmert würde, und lange konnte dasselbe dem Anschlagen an die Felsen nicht mehr widerstehen. Cook beruhigte die Verzagten durch Wort und Beispiel; seine Erfahrungen und Beobachtungen ließen ihn auf eine baldige Veränderung in der Atmosphäre hoffen, bei der vielleicht Windesstille eintreten könnte. Er äußerte diese

Hoffnung, und der genaue Beobachter hatte sich nicht geirrt.

Je höher der Tag herauf kam, desto mehr legte sich der Wind, und am Vormittage wurde es gänzlich windstill. Die Schiffsgesellschaft fing wieder an, einige Hoffnung zu schöpfen. Alles kam aber jetzt darauf an, das Schiff über die Klippe hinwegzuheben, über welche die hohe Fluth es unglücklicher Weise getragen hatte. Cook ließ neue Versuche dazu anstellen, und Jeder war willig, die erschöpften Kräfte noch einmal anzustrengen. Ohne noch größere Erleichterung des Schiffes war es aber nicht möglich, dasselbe flott zu machen. Man warf also abermals über Bord, was nur irgend zu entbehren war. Die Ueberzeugung, daß doch alles verloren sey, welche sich der meisten Schiffleute bemächtiget hatte, ließ sie bei dem Geschäfte der Erleichterung des Fahrzeuges fast zu weit gehen, und Sachen opfern, welche für den Fall der Rettung schwer zu entbehren waren, daher Cook dem zu großen Eifer Einiger Einhalt zu thun für nöthig fand.

Um eilf Uhr Vormittags trat die sehnsuchtsvoll erwartete Fluth ein, aber unglücklicher Weise war sie bei weitem nicht so hoch und voll, als das vorige mal, wo sie das Schiff über die verhängnißvolle Klippe gehoben hatte. Es fehlte noch gegen die anderthalb Fuß Wassertiefe, um das Schiff flott zu machen. Es blieb also abermals nichts anderes übrig, als noch mehr Sachen ins Meer zu werfen, die man nur darum willig hingab, weil man sie doch nicht lange mehr nöthig zu haben schien. Noth und Angst blieben dieselben; ja die Gefahr hatte noch nicht einmal den höchsten Gipfel erreicht; denn auf einmal schoß eine solche starke Wassermasse durch einen Leck in das Schiff, daß zwei Pumpen, an denen unaufhörlich gearbeitet wurde, es kaum über Wasser erhalten konnten. Um zwei Uhr Nachmittags neigte es sich auf die rechte Seite. Alles gerieth in die sichtbarste Bestürzung, und Cook mußte seine ganze Entschlossenheit und

Kaltblütigkeit aufbieten, um der allgemeinen Muthlosigkeit Einhalt zu thun. Er vertröstete seine Unglücksgefährten auf die mit der Nacht wieder eintretende Fluth, welche höher und kräftiger als die gegenwärtige, und im Stande seyn werde, das Schiff wieder flott zu machen, und über die Klippen des engen Felsenbettes, in welchem es sich jetzt befand, hinwegzuheben. Um den dann eintretenden günstigen Augenblick sogleich benutzen zu können, ließ er Anker, Taue, Schiffswinde und andere dergleichen Sachen auf das Bereiteste in Ordnung setzen, und ermunterte die Schiffsmannschaft, sich durch den Genuß von Speise und Trank zu stärken, um, wenn es gelte, wieder desto kräftiger zu seyn. Man folgte nun wohl hierin seinem Rathe und Beispiele, aber die Meisten waren doch der Meinung, es wären die letzten Bissen, die sie genössen.

Schon Abends um 5 Uhr wurde die rückkehrende Fluth merklich, aber mit derselben stellte sich wieder ein neues Uebel ein. Das Wasser drang nemlich mit sehr verstärkter Gewalt durch das Leck in den Schiffsraum ein, und wuchs dort so gewaltig an, daß das verzagte Schiffsvolk gänzlich an seiner Rettung verzweifelte. Cook bemannte zwar schleunig noch zwei Pumpen, allein weil nur eine konnte in Gang gebracht werden, so nahm doch das Wasser so sehr überhand, daß man allen Grund hatte zu besorgen, das Schiff würde, sobald es nicht mehr auf dem Felsen ruhte, augenblicklich untersinken. Dieser Umstand war so schrecklich, daß man das Flottwerden des Schiffes jetzt gar nicht mehr als einen Vorboten der nahen Rettung ansah, ja man erwartete es als ein Ereigniß, das wahrscheinlich dem ermattenden Kampfe zwischen Furcht und Hoffnung, mit dem gänzlichen Versinken ein Ende machen würde. Jeder wußte noch überdieß, daß weder die Anzahl, noch die Größe der Boote hinreichte, um Alle ans Land zu bringen. Man sah vorher, daß, wenn jener fürchterliche entscheidende Augenblick da seyn würde, aller Befehl und Gehorsam zugleich schwinden, und sicher ein Kampf darüber

entstehen würde, wer beim Retten den Vorzug haben sollte. Ein solcher Streit aber würde nothwendig die Schrecknisse des Schiffbruches noch mehr vergrößert, und die Gesellschaft selbst im Versinken und Entfliehen um den Trost gebracht haben, brüderlich, einträchtig dem Tode entgegenschwimmen zu können. Im Grunde war keiner besser daran als der Andere, er mochte auf dem Wrack zurückbleiben und allmählig von den Wogen verschlungen, oder eine Felseninsel erreichen, und dort von Hunger und Blöße gemartert werden. Der Glücklichste konnte sich weiter nichts versprechen, als etwa die unsichere Hoffnung, den Ueberrest seines Lebens in einer öden Gegend, immer fern vom Vaterlande und von Freundschaft, und wenn er's hoch brachte, unter ungebildeten Indianern verseufzen zu müssen.

In der äußersten Spannung, während man unablässig an den Pumpen arbeitete, blieb der größte Theil der Mannschaft an der Schiffswinde und am Schiffshaspel stehen. Der entscheidende Augenblick kam etwa eine Viertelstunde nach zehen Uhr. Da die Fluth zu einer beträchtlichen Höhe stieg, so wurde das Schiff glücklich in die Höhe gehoben, und von der Klippenscheere wieder in tiefes Wasser hinabgezwungen.

Die Freude glänzte auf allen Gesichtern, und inniger Dank stieg zum Himmel empor. Allein noch waren die Reisenden lange nicht allen Gefahren entronnen; noch drang durch den Leck so viel Wasser ein, als die Pumpen ausschöpfen konnten; noch stand es gegen die vier Fuß im Schiffsraume; noch mußte die Mannschaft von innen und außen mit diesem fürchterlichen Elemente kämpfen; und als sie endlich bei vier und zwanzig Stunden lang ihre Kräfte erschöpft hatten, fingen sie an zu ermatten. Keiner von ihnen konnte jetzt über fünf bis sechs Minuten lang nach einander an der Pumpe arbeiten. Sie warfen sich aufs Verdeck nieder, ohne sich daran zu kehren, daß drei bis vier Zoll hohes Wasser, von den Pumpen her,

darüber weglief. Wenn alsdann die, welche sie abgelös't, eben so lange gearbeitet hatten, als jene, und auch diese ihrer Seits ermattet waren, so warfen sie sich auf die nemliche Art nieder, und die ersten sprangen wieder auf und von neuem an ihre Arbeit. Durch die Beharrlichkeit, mit welcher das Pumpen fortgesetzt wurde, kam es so weit, daß das Wasser noch vor Morgens acht Uhr um vieles verringert wurde. Jeder sprach nun schon von der glücklichen Rettung als der entschiedensten Sache, und von Einlaufen in irgend einen Hafen. Das Land war aber noch lange nicht erreicht, uud das Pumpen kaum mehr auszuhalten, und doch mußte damit fortgefahren werden, da man den Leck von innen weder zu finden noch zu verstopfen vermochte. Glücklicherweise fand sich auf dem Schiffe ein Unteroffizier, der ein Mittel an die Hand gab, das er einst in seinen früheren Jahren sehr glücklich bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte anwenden sehen, um dem Eindringen des Wassers zu steuern. Er hatte einst auf einem Schiffe gedient, das in einer Stunde mehr als vier Fuß tief Wasser einließ, und doch glücklich aus Virginien nach London gebracht wurde. Dieß damals erlernte Mittel machte er jetzt nach, und fütterte das Schiff auf folgende Weise. Er nahm ein Segel, mischte eine große Menge Fasern von aufgedrehten Schiffsseilen und Wolle, welches beides sehr klein zerhackt wurde, unter einander, heftete solches mit Nadel und Zwirn so leicht als möglich, eine Handvoll nach der andern auf das Segel und bedeckte dieses alles mit einer Lage Schafdünger und anderem Auskehricht. Als das Segel solchergestalt zubereitet war, wurde es vermittelst einiger Seile, die es ausgespannt hielten, unter den Schiffsboden gezogen, und als es unter den Leck kam, saugte das Wasser beim Eindringen zugleich die Masse mit in den Leck ein; dagegen war an andern Orten, wo der Schiffsboden unbeschädiget war, das Wasser nicht in so starker Bewegung,

daß es die Präparation von dem Segel hätte abwaschen können.

Dieses Mittel that die erwünschteste Wirkung; der Leck wurde so sehr vermindert, daß man nun kaum eine Pumpe nöthig hatte. Durch diese Verstopfung war die ergiebigste Quelle von Hoffnung wieder eröffnet, ohngeachtet nur eine Handvoll Wolle die einzige Scheidewand zwischen Leben und Tod war. Statt daß man bisher immer nur darauf dachte, das Schiff in irgend einem Hafen auf den Strand rennen zu lassen, um aus den Materialien desselben ein Fahrzeug zu erbauen, auf dem man nach Ostindien zu fahren gedachte, so sprach jetzt Jedermann nur von Aufsuchen eines Ortes, wo der erlittene Schaden gehörig ausgebessert, nachher aber die Reise, ihrem ursprünglichen Entwurfe zufolge, wieder fortgesetzt werden könnte.

Am siebenzehnten Junius 1770 entdeckte man endlich einen Hafen; allein das Einlaufen in denselben war eben so gefährlich als mühsam, denn auch hier gab es Untiefen in Menge, und zweimal stieß das Schiff sogar auf den Grund. Alle Mühe aber wurde durch diesen aufgefundenen Platz reichlich belohnt, denn auf der ganzen Reise ward nie ein bequemerer entdeckt. Und kaum war man in den Hafen eingelaufen, so erhoben sich Stürme, die, wären sie etwas früher ausgebrochen, nothwendig Tod und Verderben nach sich gezogen hätten. Hier aber war wieder frohe Zeit. Man schlug sogleich Zelte für die Kranken auf, fing Fische und Vögel, belustigte sich mit Aussichten von hohen Gebirgen und betrieb mit dem freudigsten Geiste die Ausbesserung des Schiffes. Vier noch übrig gebliebene Kanonen wurden zur Vorsorge auf dem Schiffe aufgepflanzt, die Schmiede auf dem Lande errichtet, wo unablässig Nägel und anderes Geräth verfertigt wurde, das man jetzt unmöglich entbehren konnte. Mit vieler Klugheit und Kunst ließ Cook nunmehr das Schiff

so weit an das Ufer ziehen, daß man die eigentliche Beschaffenheit des Lecks bequem untersuchen konnte; und siehe da! man fand, was man nicht vermuthete, vier Löcher in dem Schiffe, die die Felsenspitzen in dessen Boden gestoßen hatten. Allein, merkwürdiger als alles scheint der Umstand, den Niemand ohne besondere Rührung gewahr wurde. Der größte Leck, der allein schon hinreichend gewesen wäre, das Schiff zu versenken, wenn man auch mit acht Pumpen hätte arbeiten können, war größtentheils durch dasjenige Stück des Felsens, welches den Schaden verursacht hatte, auch zugleich wieder verstopft worden, indem es abgebrochen und zum größten Glücke gerade in der Oeffnung stecken geblieben war, die es selbst durchstoßen hatte. Das Wasser konnte also bei dieser blos durch Ritzen eindringen, die das Stück Felsen nicht ganz genau ausfüllte, und dieses wurde noch durch die veranstaltete wollene Fütterung abgehalten.

Die Anstalten, die Cook zur bestmöglichsten Wiederherstellung des Schiffes getroffen hatte, gingen glücklich von statten; nicht minder auch die Bemühungen der Mannschaft, Lebensmittel zu erbeuten. Fröhlich verließ man nach einiger Zeit die Insel, und mit der äußersten Vorsicht drehte sich Cook wieder aus dem Hafen, dem er den Namen des Endeavour zurückließ, durch die gefährlichsten Gegenden hindurch.

7.

Gefangenschaft eines russischen Arztes unter den Kirgisen.

Der russische Hof bestimmte im Jahr 1802 eine ansehnliche Anzahl von Personen, zu einer Expedition nach der Bucharei, aus Ursachen, die nicht öffentlich bekannt wurden. Mit dieser Expedition wurde zugleich eine Handels-Karavane verbunden, die aus hundert Kameelen bestand, beladen mit Kaufmannsgütern, verschiedenen Kronsachen, Proviant und dem Gepäck der zu der Expedition bestimmten Personen. Unter den Kronsachen befanden sich, außer den Geschenken für die Chane von Buchara, Chiwa und Kabul, ein Chronometer, Barometer, verschiedene Arten von Thermometern, ein Kasten mit chirurgischen Instrumenten, ein anderer mit Arzneimitteln, eine Elektrisirmaschine, ein Oktant, ein Astrolabium und dergleichen. Die Zahl der Fuhrleute belief sich auf vier und vierzig, und die Bedeckung bestand aus funfzig Mann.

Die Expedition war am funfzehnten Januar 1803 von St. Petersburg abgegangen, und hatte die Reise über Moskau, Wladimir, Novgorod und Kasan nach Orenburg fortgesetzt. Unter mancherlei Beschwerden, doch

ohne besonders ungünstige Zufälle, verfolgte die Karavane ihren Reiseplan, bis sie im September auf einige Tagereisen sich Buchara näherte, einer großen und wohlgebauten Stadt in der Nord-Bucharei. Hier erfuhr man von den vorausgeschickten Boten, daß eine große Anzahl kirgisischer Räuber sich versammelt hätte, um die russische Karavane zu überfallen. Die Kirgisen sind nemlich größtentheils nomadische Räuber, die unter eigenen Chanen leben, und fast immer mit ihren Nachbarn in Krieg verwickelt sind. Um der drohenden Gefahr auszuweichen, sah sich die Karavane genöthiget, in der größten Eile Tag und Nacht auf ermatteten Pferden und Kameelen zurückzukehren. Dieß geschah am Morgen des siebenten Septembers. Was sich nun weiter ereignete, erzählt der russische Arzt Ssawwa Lolschoi, der sich bei der Karavane befand, mit folgenden Worten.

Die Kirgisen, von unsrer Rückreise unterrichtet, unterließen nicht, uns sogleich auf verschiedenen Wegen nachzufolgen. Sie verfolgten uns beinahe vier und zwanzig Stunden, und in der letzten Nacht hörte man schon das Wiehern der Pferde, vermischt mit dem Geschrei der Menschen, welches mit der Morgenröthe ertönte. Je mehr sie sich naheten, desto deutlicher konnte man den in Säulen sich erhebenden Staub unterscheiden, und zuletzt hörte man auch das Pferdegetrappel. Bald umzingelten uns die Räuber, und machten, nach ihrer Gewohnheit, einen heftigen Angriff. Sogleich begann von beiden Seiten das Schießen. Unterdessen warf sich ein kleiner Theil dieser Räuber auf unsre Karavane, und entriß uns mit der größten Geschwindigkeit einige mit Waarenballen und Wasser beladene Kameele; zugleich verließen uns unsre Fuhrleute nebst ihren Pferden und Kameelen. Unser ganzes Gefolge bestand aus funfzig Mann, und mit dieser kleinen Anzahl Leute vertheidigten wir uns den ganzen Tag hindurch, so viel wie möglich. Von der feindlichen Seite wurde ein Kirgis getödtet, von der unsrigen wur-

den fünf Mann verwundet. Es war ein trockener, heißer Tag; wir hatten keinen Tropfen Wasser. Obgleich die Schlacht aufhörte, so quälte uns doch der unerträgliche Durst mehr, als der Angriff der Kirgisen. Diese lagerten sich um unsre Karavane; wir hingegen bildeten aus den Waarenballen eine ordentliche Befestigung, in Form einer Wagenburg, und arbeiteten aus allen Kräften, um Wasser zu erhalten. Wir gruben die ganze Nacht, aber vergebens. Unsere Leute, ermattet durch diese vergebliche Arbeit, vom Durst gequält und die ganze Nacht schlaflos zugebracht, konnten kaum auf den Füßen stehen. Auch die Kirgisen schliefen nicht, sondern sammelten Reiser, die sie in Haufen zusammenlegten. Während dieser ganzen Nacht unterhielten sie Wachtfeuer, vermuthlich, damit ihnen keiner der Unsrigen entwische, vorzüglich aber wohl als Leuchtfeuer für die übrigen, auf andern Wegen herumstreifenden Räuber.

In dieser unglücklichen Lage fand uns der zehnte September, der in seinen Folgen so furchtbar und schrecklich für uns ward. Dieser Tag war nicht so heiß wie der vorhergehende; aber der unerträgliche Durst quälte uns mit unbeschreiblicher Marter. Die Zahl der Räuber vermehrte sich stündlich; fast von allen Seiten sprengten ganze Schwärme Kirgisen herbei, einer den andern überjagend, um etwas von der Beute zu erhalten; zuletzt waren über zwei tausend versammelt. Der Anführer dieser Horde, von einem andern Räuber begleitet, erschien als Parlementair, und verlangte als Blutgeld sechs tausend Dukaten für ihre sechs getödteten Kameraden. Es wurden ihnen ohne Widerrede sechs tausend holländische Dukaten eingehändiget, und außerdem noch einige Stücke Tuch, Pelzwerk, Häute und eine Menge andere Sachen. Darauf riefen diese gewissenlosen Deputirten: "Kail!" (fort), als ob sie den Räuberhaufen verscheuchen wollten, während augenblicklich immer mehrere der treulosen Kirgisen zum Angriffe herbeisprengten.

Gegen vier Uhr Nachmittags kamen von allen Seiten eine unbeschreibliche Menge dieser Räuber unsrer Festung so nahe, daß ihre Pferde die Schnautzen auf die Ballen legten, welche die Brustwehr unsrer Verschanzung bildeten.

Da diese Bösewichter unsern qualvollen Durst bemerkten, so brachten sie, gleichsam heimlich, etwas schlammiges, salziges und stinkendes Wasser, das wir ihnen theuer bezahlen mußten. Eine kleine Schaale mit diesem schwarzen Wasser, die zwei Dukaten kostete, mußte unter funfzig Menschen vertheilt werden. Ein grausenvoller, bemitleidenswerther Anblick! Funfzig Menschen umringten den, der die Schaale hielt, und Einer drängte sich dem Andern vor, um von diesen kostbaren Tropfen zu genießen. Einer, der nicht bis zur Schaale dringen kann, ruft: "Freunde, der kommt schon zum zweitenmal, und ich habe noch gar nicht getrunken!" Ein Anderer, vom Durste ermattet, ruft dem, der die Schaale hält, zu: "Laß mich nur den Finger eintauchen, um meine Zunge zu kühlen; ich kann nicht mehr, ich sterbe!" — Man konnte sich gegenseitig nicht ohne Schauder und Erbarmen ansehen. Auf allen Gesichtern erblickte man die größte Erschlaffung, eingefallene, mit Thränen gefüllte Augen, die Zunge trocken, wie Baumrinde, die Lippen eingetrocknet, höchste Entkräftung in allen Gliedern. Worte vermögen nicht die Qual zu schildern, die auf den Gesichtern der vor Durst Sterbenden ausgedrückt war.

Als nicht mehr die geringste Hoffnung zur Rettung vorhanden war, entschlossen wir uns endlich, unser Lager zu verlassen, und die nöthigsten Papiere mitzunehmen. Kaum begannen wir über diesen letzten und äußersten Beschluß uns zu berathen, als plötzlich die uns von allen Seiten umlagernden Feinde auf ihre Pferde losschlugen, und bei dem sich erhebenden furchtbaren Staube schreiend und heulend einer über den andern durch unsre Verschanzung drangen. Welcher Lärm, welches Krachen!

Man hieb, schlug, riß, warf, und fast in einem Augenblick war alles fortgeschleppt. Ich Unglücklicher aber, von der Vorsehung gleichsam zu den grausamsten Martern verurtheilt, ohne alle Waffen in den Händen, vermochte nicht durch die furchtbare Menschenmasse zu dringen. Ein wüthender Kirgise verwundete mich durch einen Seitenhieb am Kopfe, und schleppte mich fort. Als wir auf einen geräumigen Platz kamen, stieg er vom Pferde, zog mir die Kleider aus und raubte mir alles, was ich hatte; es ließ mir nichts als das Hemde, ein Halstuch, die Reisepantalons von Segeltuch und die Stiefeln. Darauf warf er mich zu Boden, stemmte sein Knie gegen meine Brust, zog ein Messer hervor, und machte Mine, mir den Hals abzuschneiden. Als ich das Messer in seiner Hand, die funkelnden, mit Blut unterlaufenen Augen sah, erstarrte ich, und glaubte, daß nun das Ende meines Lebens gekommen sey. Ich sprach alle Gebete, deren ich mich nur erinnern konnte, und bat Gott um Vergebung der Sünden. Ohne einen Laut von mir zu geben, drückte ich im tiefen Schweigen die Augen fest zu, biß die Zähne zusammen, und erwartete den Tod. Da der Kirgise mich so erschrocken sah, stellte er sich noch immer, als wolle er zu seiner unmenschlichen That schreiten, packte mich, unter beständigem Brummen, mit der einen Hand am Halse, und legte mit der andern das Messer an. Darauf begann er auf meinen Kopf Sand zu streuen, und nachdem er genug aufgestreuet hatte, bedeckte er ihn mit etwas, zog die Decke schnell wieder ab, und hob mich am Kragen auf. Indem ich zitternd seine Befehle erwartete, nahm er einen Strick, band mir die Hände auf den Rücken, warf mich auf das Pferd, setzte sich ebenfalls auf dasselbe und ritt weiter.

Als wir ungefähr zwei Werste geritten waren, stieg mein Peiniger vom Pferd, zog mich herunter, warf mich wieder auf die Erde, und zog sein Messer, als ob er mir den Hals abschneiden wollte. Ich biß abermals die Zähne

auf einander, drückte die Augen zu und erwartete das entscheidende Ende meines Lebens. Da ich fühlte, daß wieder Sand auf meinen Kopf gestreuet und eine Decke übergeworfen wurde, wußte ich nicht, was ich darüber denken sollte. Begräbt er mich etwa? sagte ich zu mir selbst, oder treibt er nach seinem Aberglauben irgend eine Bezauberung? Doch er zog plötzlich die Decke wieder ab, und befahl mir, aufzustehen. Da er aber sah, daß ich wegen meiner zusammengebundenen Hände nicht aufstehen konnte, so half er mir, und ritt, nachdem er mich wieder auf's Pferd gesetzt, mit den Andern fort.

Wir waren etwa zwei Werste geritten, als sich uns einige Kirgisen näherten, die mich ergriffen und vom Pferde rissen. Der Eine hielt mich an dem einen, der Andere an dem andern Fuß, und Jeder zog mich in vollem Jagen an sich. Mein Kopf hing zu den Pferdefüßen hinab, und erhielt mehr als einmal Schläge von den Hufen. Nachdem mir die Barbaren das Hemd auf dem Leibe zerrissen und mein Halstuch genommen, hätten sie mich durch die an meinem Halse hängende Schnur beinahe erwürgt. Ich dachte, daß mein Ende nun nicht mehr ferne wäre, denn da ich fast ohnmächtig zur Erde sank, erwartete ich nichts anders, als daß der ganze Haufe über mich wegreiten würde. Doch die Kirgisen hoben mich auf und stellten mich auf die Füße. Ein junger Mensch, der vor mir stand, zog ein Messer und zeigte es mir, die Spitze nach oben haltend; darauf näherte sich mir ein anderer, machte meine auf dem Rücken zusammengebundenen Hände frei, legte sie auf die Brust ins Kreuz, band sie mit einem Haarstrick fest, und setzte mich auf ein Kameel. Er stieg dann ebenfalls auf dasselbe und kroch, völlig gekleidet, mit seiner ganzen Körpermasse durch meine gebundenen Hände, so daß ich auf seinem Rücken hängen blieb und einen unerträglichen Schmerz fühlte. Die Finger schwollen auf, wurden hart und hatten gar keine Bewegung. Ich schrie aus allen

Kräften: "die Hände! die Hände!» aber der Unmensch nahm keine Rücksicht auf mein furchtbares Geschrei. Auf diese Weise ritt er ungefähr funfzehn Werste, so daß ich, durch einen Säbelhieb verwundet, im Reich der Todten unter einem Haufen von Teufeln zur ewigen Qual verurtheilt zu seyn glaubte. Großer Gott, sagte ich zu mir selbst, wird denn dieses Leiden nie enden? Es war so schmerzlich, so marternd! Um meinen Kummer zu vermehren, sagten mir meine Peiniger allerlei bittere Spötteleien und Schimpfreden. Einer sprengte in vollem Jagen und laut schreiend auf mich zu, als wolle er mich mit der Pike durchbohren; ein Anderer schwang seinen Säbel, als wolle er mich zerhauen. Einige schlugen mich mit einer Peitsche auf den nackten Körper, Andere stachen mich mit einem Messer in den Hals, in die Zähne und Augen, und noch Andere spien mir ins Gesicht und machten verschiedene Grimassen. Der qualvolle und unerträgliche Schmerz bewog mich mehr als einmal, den Athem anzuhalten, um dadurch den Umlauf des Blutes zu hemmen, oder zu ersticken; aber ich vermocht es nicht. Eben so wenig konnt' ich in der Verzweiflung meinen Tyrannen in den Rücken beißen, denn er trug einen gesteppten Schlafrock, und über diesem ein Kleid.

Aber so martervoll es war, eine solche Folter zu ertragen, so kann ich doch jetzt nicht ohne Lächeln an die Narrheiten der Kirgisen denken. Einer zog einen Ballen herum, ein Anderer wälzte einen Kasten und andere Sachen auf dem Sande, ein Dritter zerrte ein erschossenes Pferd fort, indem er es mit einem Strick an den Schweif des seinigen angebunden hatte. Außerdem dauerten die Prügeleien ununterbrochen fort, denn immer wollte der Eine nehmen, was der Andere hatte, und dergleichen mehr.

Als es schon ziemlich dunkel geworden war, wurde unter einem fürchterlichen Geschrei Halt gemacht. Wir hatten an diesem Tage zwanzig Werste zurückgelegt, und

übernachteten in der Wüste. Es war meinem Tyrannen unmöglich, sich zu befreien, ohne vorher meine Hände loszubinden, die so fest geknebelt und verwickelt waren, daß man die Knoten mit einem Messer lösen mußte. Diese unerwartete Erleichterung machte mir eine Freude, als ob ich mich im Paradiese befände; selbst die Sterne schienen mir heller, und selbst der Umgang mit den Kirgisen wurde mir erträglicher. In diesem unvergleichlichen Augenblicke gelobte ich meinem Schöpfer, nicht Hand an mich zu legen, sondern mit Ergebenheit und Geduld die schweren Bande der Sklaverei zu tragen.

Nicht genug, daß ich fast ganz beraubt und gänzlich in der Gewalt dieser Unmenschen war; als man Feuer angelegt hatte, zog mir mein grausamer Gebieter die Stiefeln aus. So sehr er sich aber bemühte, sie an seine krummen Füße zu bringen, so war er's doch nicht im Stande, weil sie ihm zu eng waren. Unwillig warf er sie mir hin, und ohne diesen glücklichen Zufall hätte ich müssen barfuß auf den scharfen Steinen und stechenden Kräutern gehen. Darauf sammelten sich ungefähr zehn Mann um mich her, besahen meinen verwundeten Kopf und meine durch die Stricke zerschnittenen Hände, wie es schien, nicht ohne Bedauren. Gleich darauf brachte man schmutzige Lappen und verband meinen Kopf und meine Hände, während ein Anderer mir einen alten Schlafrock anzog. In dieser ganzen Zeit saß ich immer beim Feuer, weil die Nächte schon ziemlich kühl waren. Als meine Gebieter sahen, daß ich mich etwas erwärmt hatte, gab man mir tartarische Milchkuchen, die ich mit Appetit verzehrte. Darauf bat ich um einen Trunk, indem ich auf einen ledernen Sack mit Wasser und auf meinen Mund zeigte. Man befriedigte meinen Wunsch, gab mir aber wenig, vielleicht um mir keine Entzündung zu verursachen, oder weil man wenig Wasser hatte. Nachher erhielt ich noch einen Kuchen, von dem aber die Kirgisen selbst nicht aßen, weil sie ihn für schlecht hielten.

Zuletzt legten sie mich in Pferdeeisen, in denen ich ruhig schlief.

Als der Morgen anbrach, machte sich die ganze Gesellschaft reisefertig und zog parthienweise nach verschiedenen Seiten. Der Haufe, dem ich zugehörte, nahm den Weg mehr rechts, und als man ungefähr eine Werste zurückgelegt hatte, wurde Halt gemacht, um die Beute zu theilen. Alles wurde in drei Theile abgesondert, und ich, den man einem Kameel gleichschätzte, fiel durchs Loos einem dritten Herrn zu. Alles ward übrigens so vertheilt, daß nichts ganz blieb. Tuch, Fischotterfelle, Häute und andere ähnliche Sachen wurden in ganz kleine Stücke zerrissen. Die mathematischen Instrumente, sowie Astrolabien, Transporteurs, Cirkel u. s. w. wurden auch zerbrochen und in kleine zertheilt. Einer erhielt nur eine Schraube, der Andere ein kleines Stück Blech. Lächerlich war die Vertheilung der Taschenuhren; der Eine bekam den Deckel, der Andere den Boden des Futterals, das Uhrgehäuse wurde in die kleinsten Theile zerbrochen und vertheilt. Rohrstöcke, silberne Löffel u. s. w. wurden alle zur Hälfte gebrochen; kurz, kein Stück blieb ganz, außer Pistolen, Säbeln und Dolchen, und auch diese wurden nach ihrer Weise umgeändert. Im Ganzen hatten die Kirgisen keinen großen Vortheil von der Plünderung der Karavane, denn außer einigen, für uns fast unbrauchbaren Sachen, bestand der größte Theil der Kaufmannsgüter in klingender Münze, welche die Tartaren, die Bevollmächtigten der Kaufleute, vor der Plünderung zu verbergen gewußt hatten.

Die Gegenden, welche wir durchzogen, waren größtentheils sandig, mit verschiedenen Steppenbüschen, Salzquellen und salzigen Kräutern; zuletzt kamen wir an sumpfige, mit hohem Schilf bewachsene Orte. Bei einer neuen Theilung, die bald darauf vorgenommen wurde, fiel ich dem vierten Herrn zu, der zum verachtetsten Kirgisenstamme gehörte. Dieser brachte mich in sein Dorf,

welches unfern dem Flusse Sur, dem Jaxartes der Alten, lag. Welche Freude für seine Hausgenossen, als sie den Räuber mit seiner Beute sich nähern sahen. Männer und Weiber, Greise und Kinder versammelten sich aus dem ganzen Dorfe und besahen, was er erhalten hatte. Da ging wieder eine neue Theilung vor sich. Einer bekam ein, der Andere zwei Stückchen, Einige nichts, so daß der Räuber zuletzt nichts mehr übrig behielt als mich, der auf sechzig bis siebenzig Rubel geschätzt ward.

Während diese Theilung verging, saß ich und sah zu. Da die Kirgisen den Gebrauch einiger Sachen nicht wußten so zeigten sie mir dieselben, und verlangten Belehrung. Weil sie keine verständliche Antwort erhielten, lachten sie und wunderten sich, daß ich nicht sprechen wollte. Andere behaupteten, ich sey stumm; noch Andere meinten, ich habe gar keine Zunge u. s. w. Frauen und Kinder sagten oft mit Verwunderung, im singenden Ton: «Ach, ach, was für ein albernes, dummes, russisches Gesicht! er versteht keine menschliche Sprache! sieh, er hat keine Zunge.» Zugleich riß man mir den Mund auf und sah, ob ich eine Zunge hatte. — Nur wer sich in gleichen Umständen befand, vermag zu beurtheilen, wie erquickend es mir, einem verdorrten Stamme, seyn mußte, unter dem lieblichen dichten Grün der Bäume zu sitzen. Indessen bemeisterten sich bald die finstersten Gedanken meiner Seele, erfüllten meine Phantasie mit allerlei Einbildungen, und nagten, gleich höllischen Furien, an meinem von Kummer niedergebeugten Herzen. Nur die Erinnerung an das nachahmungswürdige Leben unsers Erlösers, und der heiligen Märtyrer vermochte die Dunkelheit meines Trübsinns zu zerstreuen.

In kurzer Zeit kannte ich die Benennung der Dinge, die man mir zeigte; allein die Zeitwörter und die Namen solcher Personen und Sachen, die man nicht zeigen kann, ließen sich ohne einen Dolmetscher schwer verstehen, daher bracht' ich meine meiste Zeit im Stillschweigen hin. Wäh-

rend der vier Monate, die ich in diesem Stamme zubrachte, ging ich aus einer Hand in die andere. Mein tägliches Geschäfte bestand darin: Holz zu hacken und zu sammeln, Wasser zu tragen, die Kibitke zu heizen, gekochte und gedörrte Hirse zu stoßen, halbfeuchte Körner in den Händen zu zerreiben, den Mist fortzuschaffen und dergleichen. War alles dieses geschehen, so gab man mir in müssigen Stunden einen Haufen Wolle, um ihn sitzend zu zupfen. Solche Arbeiten würden die Kräfte nicht abmatten, wenn ordentliche und hinreichende Speise dabeigegeben würde; aber dort herrscht zum Unglück ewige Hungersnoth. Die Speise der Obern besteht größtentheils in einer dünnen, magern Hirsegrütze, wovon man zur Nacht etwas zu trinken erhält. Es ist eine besondere Gunst, wenn man am Morgen oder gegen Mittag eine Handvoll durchgesiebter Spreu erhält, mit den Worten: "mische sie mit Wasser und iß." Fleisch giebt es selten, und auch dieß nur von einem kranken, nach seinem Tode geschlachteten Thiere; im Sommer fällt auch dieses weg. Saure Milch, halb mit Wasser gemischt, ersetzt dem Sklaven die gesäuerte Stutenmilch; auch bekommt man gewöhnliche Milch und Wasser, oder Spreu mit Wasser, zu einem Brei gemischt. Der unerträgliche Hunger machte die Zeit so lange, daß mir ein Tag zum Jahre ward, und ich wurde so abgezehrt, daß ich kaum meine Füße schleppen konnte. Wer würde wohl ohne Noth seinem Hunde das von ihm weggenommene Stück Pferdefleisch entreißen, und fast ungekaut verschlucken! Der Hunger zwang mich, dieß mehrmals zu thun. In dieser elenden Lage kam mir oft die Erzählung des Evangeliums von dem in fremden Ländern umher irrenden Sohne, der sich der glücklichen Tage im elterlichen Hause erinnert, in den Sinn.

In den ersten Tagen des Decembers, da der Sur mit Eis bedeckt wurde, zogen alle um den Jopis herumwandernden Stämme über den Fluß mit ihrem Vieh, und

wendeten sich zu den Flüssen Ruwan und Sjahra. In wenig Tagen hob sich das Wasser unter dem Eise so sehr hervor, daß es alle Niederungen bedeckte; und je stärker die Fröste wurden, desto mehr war die Zunahme des Wassers bemerkbar.

Am sieben und zwanzigsten December nahm mich der Chan des Stammes, bei dem ich mich befand, zu sich, um mich nach Rußland zurückzusenden. Ich fand bei ihm den Bedienten des Anführers der Karavane, der ebenfalls in Gefangenschaft gerathen war. Der Chan selbst machte eine schlechte Figur; sein ganzer Reichthum bestand damals aus acht Milchschafen, zwei Kühen, drei oder vier Kameelen und einem Pferde. Dagegen besitzt mancher gemeine Kirgise bis auf zehen tausend Schafe und fünf tausend Pferde. Ich mußte über fünf Monate bei dem Chan ausharren; denn sobald er mich zu sich genommen hatte, zog er in den Krieg gegen die Karakalpaken, und es hieß, daß er von ihnen auch als Chan anerkannt worden sey, wenn anders diese Würde bei dergleichen Menschen irgend ein Ansehen giebt.

Mein Leben bei dem Chan war nicht viel besser, als bei dem armen Kirgisen. Den ganzen Winter, welcher ungefähr drei Monate dauerte, brachten wir in einem Orte an dem Flusse Ruwana zu. Fast der ganze Räuberhaufen versammelt sich hier zum Winter, weil der Ueberfluß an Rohr in der kalten Jahreszeit für sie sehr günstig ist. Als einige Kirgisen erfuhren, daß ich ein russischer Arzt wäre, erbaten sie mich von der ältesten Gemahlin des Chan, um einen Kranken zu besuchen. So wie man in das Dorf kommt, stürzen Gesunde und Kranke dem Ankömmlinge entgegen, und reichen ihm die Hand mit den Worten: "Halte die Ader!" Nun soll man errathen, ob einer gesund oder krank sey, falls es auch eine äußerliche Krankheit ist. Nach dem Puls des Mannes muß man auch die Krankheit seiner Frau und seiner Kinder, selbst wenn sie abwesend sind, errathen. Außerdem muß

auch der Arzt alle Vorfälle und Umstände, so wie Glück und Unglück ꝛc. am Pulse fühlen. Sagt man ihnen, daß man durchaus nicht alles wissen könne, so erwidern sie: "Was bist du denn für ein Arzt?" Dabei glauben sie noch, daß nicht nur ein Arzt, sondern überhaupt jeder Russe im Stande sey, die übernatürlichsten Dinge zu vollbringen, z. B. einen frühzeitigen allgemeinen Frost zu bewirken, einen Tag warm zu machen, einen furchtbaren Sturm zu erregen, regnen zu lassen, Donnerwolken herbei zu ziehen und zu entfernen.

Einst wurde ich zu einem Kirgisen gerufen, der an einem gewöhnlichen hitzigen Fieber litt. Nachdem ich ihn gesehen hatte, rieth ich ihm, saure Milch mit Wasser verdünnt zu trinken. Uebrigens sagte ich ihm, daß ich weder Medicin noch Instrumente hätte, womit ich ihm helfen könnte. Ich sey in dem Falle wie ein Schneider, der ohne Zwirn und Nadel nicht nähen könne. Ein Verwandter des Kirgisen, der diese Worte hörte, und glaubte, daß ich mich mit der Heilung entweder nicht abgeben wolle, oder sie nicht verstehe, versprach Arzenei zu bringen, und ritt deshalb dreißig Werste weit. Als er am andern Tage zurückkam, zog er aus seinem Sack ein kleines Päckchen hervor, in welchem ein zweites, und in diesem ein drittes befindlich war. Was war darin? Ein kleines Stückchen Siegellack, ein Stück von einem Pfropfen und ein halber Kaffeebrenner; lauter Sachen, die bei der Plünderung der Karavane erbeutet worden waren. "Sind die Arzeneien gut? fragte der Kirgise; ich habe einen halben Hammel dafür bezahlt." Auf meine Antwort, daß diese Dinge zu Arzeneien sehr wenig gebraucht würden, und am wenigsten in dieser Krankheit, sagte er mit Unwillen, daß ich nichts verstände. Die gewöhnlichsten Arzeneimittel der Kirgisen sind: Aloe, Lerchenschwamm, Gewürznelken, Sternanis, Quecksilber, Zinnober, Alaun, Schwefel u. e. a. Diese sogenannten Arzeneimittel führen sie größtentheils als einen Talismann bei sich; innerlich aber

nehmen sie nicht ein. Daher geschah es auch, daß einige Arzeneimittel, die sie bei der Plünderung unserer Karavane erbeuteten, so vertheilt wurden, daß sie ihnen nicht den geringsten Nutzen bringen konnten; z. B. Pillen, von welchen man wenigstens zehen nehmen muß, erhielt Jeder nur eine. Verschiedene Pulver und Kräuter, die sie in sehr kleinen Portionen erbeuteten, waren unter einander gemischt worden.

So lange ich nichts von meiner Befreiung wußte, war ich einigermaßen ruhig, und fügte mich ziemlich gelassen in mein hartes Loos. Sobald ich aber durch das Gerücht erfuhr, daß Leute aus Rußland gekommen wären, so bemächtigte sich meiner, bis zur Zusammenkunft mit ihnen, eine quälende Melancholie und Aengstlichkeit. Die Tage wurden mir unerträglich lange, und ich war in Gefahr, den Verstand zu verlieren. Die Furcht vor der Sklaverei und der groben Behandlung der Kirgisen hatte sich so tief in meinem Gemüthe eingewurzelt, daß ich sie auf der ganzen Rückreise, und selbst während meines zweimonatlichen Aufenthalts zu Orenburg nicht los werden konnte. Aber unverkennbar ist auf der andern Seite die Barmherzigkeit Gottes, die uns in Unglücksfällen aufrecht erhält. Während der ganzen Zeit meiner Sklaverei, wo ich, vier und dreißig Jahre alt, Doktor der Medicin und Chirurgie und Hofrath, immer halb nackt ging, stets einen unmäßigen Hunger fühlte, und zuweilen im Spätherbst ohne Fußbekleidung im Wasser des Sur bis an die Kniee ging und ein beladenes Boot herzog, hab' ich nur einmal eine leichte Erkältung gefühlt, und nur einmal mir ein wenig die Zehen erfroren. Noch sonderbarer aber ist es, daß ein Seitenschmerz, der 1797 durch die Entzündung der Leber entstand, und sieben Jahre dauerte, mir in dieser Zeit gar nicht beschwerlich fiel. Ich empfand ihn beinahe gar nicht; als ich aber nach St. Petersburg zurückgekommen war und ruhiger zu leben anfing, so erneuerte sich der Schmerz und äußerte sich wie

früher. Dabei muß noch bemerkt werden, daß von der dünnen und wenig nahrhaften Speise, die ich zuweilen in mehr als gewöhnlichem Maaße genoß, mein Magen so ausgedehnt war, daß unter dem Brustknochen sich ein bedeutender Sack gebildet hatte, der äußerlich hervorgetreten war, und den man durch Binden und Anfeuchten erst nach langer Zeit zu vernichten, und in eine natürliche Lage zu bringen vermochte.

Die Kirgisen legten mir allerlei Namen bei, z. B. It (Hund), Kazer (Gotteslängner, Götzendiener) und dergleichen mehr. Einige nannten mich Iwan, wie überhaupt die Russen genannt werden. Die meiste Zeit brachte ich schweigend zu, und suchte mir auf meine eigene Weise meine traurige Lage zu erleichtern. Nie unterließ ich, des Morgens und Abends mein Gebet zu verrichten, jedoch größtentheils heimlich, denn öffentlich war es mir verboten. Ein besonderes Geschäft machte ich mir daraus, die Zeitrechnung fortzuführen und die Tage nach der Ordnung zu behalten. Da mir die Ostergrenztafel einigermaßen bekannt war, so konnte ich auch die jährlichen Festtage berechnen.

Wenn ich mich ein Paar Werste vom Dorfe entfernte, um Holz oder Wasser herbeizuschaffen, so sang ich zuerst einige Verse und weinte. Immer sang ich zuerst die Strophe: Ich richte mein Gebet zum Herrn rc., Worte, die an die Tiefe meiner Seele drangen, und mir nicht selten wohlthätige Thränen entlockten. Dann erinnerte ich mich irgend eines Nationalliedes, und brummte dieses für mich hin. Erblickte ich einen von Süden nach Norden fliegenden Vogel, so folgte ich ihm mit unverwandtem Blick, bis er meinen Augen entschwunden war, und dachte dabei: er fliegt in die Heimath, obgleich dieß auch wohl nicht der Fall war. Sah ich ein bekanntes Kraut, so konnt' ich mich kaum von demselben trennen, so lieb und werth war es mir im fremden Lande. Was müßte man von einem Menschen denken, der aus der Heimath in

diese öden, traurigen Gegenden käme, und nicht den Ersten, den er sähe, an sein Herz drückte! Wäre dieser Mensch auch ganz fremd: er würde uns doch der nächste Verwandte dünken. Dieß war mein Gefühl, als ich die aus Orenburg angekommenen Personen erblickte. Nur einigermaßen meinen Hunger zu stillen, Kleider zu erhalten und einmal wieder das geliebte Vaterland zu sehen, war mein Wunsch. Alle Leidenschaften, nur der Kummer nicht, hatten mich in dieser Zeit verlassen. Da ich weder Bücher noch Papier hatte, so schrieb ich oft etwas mit einem zugespitzten Schilfrohr auf allerlei Knochen, oder grub einige Worte auf Steine. Statt der Dinte bediente ich mich des Saftes einiger Beeren, und verscharrte alles dieß tief in den Sand; denn, dacht' ich, stirbst du auch in dieser Steppe, so findet sie vielleicht Jemand in der Folge. So sehr wünscht der Mensch, nicht unbekannt zu bleiben. Auf diese Art verflossen alle meine Tage, die ich mir durch irgend eine Beschäftigung verkürzte. Den unerträglichen Hunger stillt' ich oft durch Wurzeln von Tabacksstengeln.

Am zehnten Junius 1804 wurde ich, in der Abwesenheit des Chans, von den obersten Beamten entlassen, und den Kirgisischen Hundertmännern übergeben, die aus Orenburg angekommen waren, um wegen der geraubten Waaren Nachforschungen anzustellen. Mit diesen machte ich mich, in Begleitung einer ziemlich großen Anzahl Kirgisen auf den Weg. Wir kamen an demselben Tage gegen Abend an den Sur bei der Ueberfahrt Tarkitschu, legten noch ungefähr funfzehn Werste zurück, und übernachteten in der Steppe nahe bei dem Berge Temirtschatau (eiserner Berg).

Ziemlich frühe brachen wir am folgenden Tage auf, und zogen gerade nach Norden, indem wir den Polarstern, den beständigen nächtlichen Wegweiser der Kirgisen, vor uns hatten. Eines Tages, da ich neben einem Kirgisischen Anführer durch die sandige Steppe ritt, fragte

ich ihn: warum man bei ihnen nirgend Moscheen sehe? Er entgegnete: "Bisher hab' ich dich für einen klugen Mann gehalten, jetzt aber seh' ich, daß du nicht für einen Kopeken Verstand hast. Siehst du denn nicht das Land, in welchem wir reisen?" Sogleich errieth ich, was er sagen wollte; aber zu spät. Vom Pferde gestiegen, beugte er das Knie, betete zu Gott und sagte: "Da hast du die Moschee!" So scharfsinnig auch die Antwort des Kirgisen war, so giebt es doch unter ihnen so dumme Menschen, die durchaus nicht begreifen konnten, woher ich mit Tartaren, die Russisch verstanden, geläufig sprach, den Kirgisen aber nicht so leicht mich verständlich machen konnte. Es kam ihnen sonderbar vor, daß ein Tartar mit einem Kirgisen Kirgisisch, und mit einem Russen Russisch sprach, denn sie hielten ihre Sprache für die einzige in der Welt.

Auf der Fortsetzung unserer Reise sahen wir am zehnten Julius nach Sonnenuntergang eine Mondfinsterniß. Die Kirgisen unterließen dabei nicht, einige ihrer gottesdienstlichen Gebräuche zu verrichten. Am funfzehnten Julius nahmen wir von den letzten Nomadenhorden Abschied, und zogen jetzt mehr nach Westen. Um Mittagszeit erreichten wir einen Bach, der aus Quellen entspringt, und sich in den Irgis ergießt. Nachdem wir hier ausgeruht und unsere Pferde und Kameele getränkt hatten, kamen wir in eine hochgelegene Gegend, in der man eine Menge weißen, glänzenden und wie mit Oel übergossenen Quarzes von außerordentlicher Größe findet. Bald darauf sahen wir viel und verschiedenartigen Jaspis und Carneol. Erst am zwanzigsten Julius erreichten wir die lange von uns gesuchten Nomadenlager, in denen wir mit Mühe unsern sieben Tage lang erduldeten Hunger stillen konnten. Darauf gelangten wir am vier und zwanzigsten Julius zu hochgelegenen Orten, von denen aus wir, in einer Entfernung von zwei Wersten, etwas sich bewegen sahen. Sogleich wurden zwei Mann abgeschickt, die wie Pfeile zu dem Ort hinflogen, und bei

ihrer Ankunft ein Zeichen gaben. Sobald unsere Kirgisen dieß bemerkten, so jagten sie, gleich einem furchtbaren Sturmwinde, schreiend und heulend davon. So sehr ich mich auch bemühte, mein Pferd zurückzuhalten, so jagte es doch in vollem Galopp hinter den übrigen her, so daß ich, des Reitens ungewohnt, mich nur mit Mühe auf demselben halten konnte. In einem Augenblicke umringten wir eine Heerde Pferde, die durch einige Kirgisen von der Flegkischen Vertheidigungslinie weggetrieben worden. Wir nahmen aus dieser Heerde nur zwei Pferde, und ließen die Diebe mit ihrer Beute ungehindert ziehen.

Am sechs und zwanzigsten Julius erreichten wir eine Anhöhe, von der wir schon die Stadt Orenburg sehen konnten. Die Kirgisen hatten seit dem Anfange meiner Gefangenschaft versprochen, mich zu befreien, und gesagt: "Heute oder morgen reisen wir nach Rußland." Es war aber unter diesen Versprechungen beinahe ein ganzes Jahr hingegangen. Kummer und Verzweiflung, verbunden mit dem qualvollen Gefühl der Ungewißheit, hatten seitdem von Tag zu Tag so zugenommen, und mein Herz so verhärtet, daß es, gleich einem Steine, bei dem Anblick der Vorstädte von Orenburg durchaus nicht gerührt war. Als wir uns endlich dem Tauschhofe näherten, wurden wir, bei unserm Eintritte in denselben, von einer Menge Volks umgeben. Von allen Seiten schrie man: "Wo sind sie? wo ist er?" — und da meine Bekannten mich an einigen Merkmalen erriethen, so küßten sie mich mit unbeschreiblicher Freude, benetzten mich mit einem Strome von Thränen und hätten mich beinahe erdrückt. Dieß ist der gewöhnliche Empfang aller derer, die aus der Gefangenschaft zurückkehren. Mein Herz war aber, ich wiederhole es, so verhärtet, daß ich mich nur über die auf den Gesichtern bemerkbare Freude und über die freundliche Herzlichkeit, mit der ich empfangen wurde, wunderte. Ob eine tief eingewurzelte Furcht oder etwas anderes die Ursache davon war, weiß ich nicht.

Am Tage meiner Ankunft wurde ich dem Kriegsgouverneur von Orenburg, Fürsten Wolkanski, vorgestellt, in voller Kirgisischer Kleidung, mit langem Barte, rasirtem Kopf und den Säbel an der Seite, in Begleitung von funfzig auserlesenen Kirgisen' und eines Anführers. Der Gouverneur befahl, den Kirgisen Wohnungen zu miethen und ihnen Gelder für ihre Unterhaltung verabfolgen zu lassen. Darauf ließ er mich durch seinen Kammerdiener in seine Hauskapelle führen, um dort meine Andacht zu verrichten. Er gab mir fürs erste hundert Rubel; die übrigen mit mir Zurückgekehrten erhielten Jeder zwanzig Rubel, um sich wenigstens einigermaßen andere Kleider anzuschaffen.

Zwei Monate verweilte ich in Orenburg, und trat dann, mit allen Nothwendigkeiten wohl versehen, die Reise nach St. Petersburg an. Am achtzehnten October gewährte mir Gott die Gnade, in dem Pfarrdorfe Tschernobajewo, nach sechzehn Jahren das väterliche Haus wieder zu sehen. Mein hochbejahrter Vater und meine Mutter empfingen mich mit außerordentlicher Freude, und gaben mir ein Gastmahl, zu welchem alle Verwandte eingeladen wurden. An diesem Familienfeste ergossen wir unsere Gebete zu Gott, dem Vater und Wohlthäter unser Aller.

8.

Schiffbruch eines englischen Paketboots im atlantischen Ocean.

Im Jahr 1803.

Zu den englischen Seefahrern, die durch ein unglückliches Schicksal nicht nur, sondern auch durch den dabei bewiesenen Muth, durch Einsicht und Entschlossenheit, rühmlich bekannt wurden, gehört der Kapitain William Dorset Fellowes. Er war Befehlshaber des königlichen Paketboots, Lady Hobart genannt, und wollte mit derselben im Junius 1803 von Halifax, der Hauptstadt von Neuschottland im brittischen Nordamerika, nach England zurückkehren, nachdem kurz zuvor der Seekrieg zwischen Großbritannien und Frankreich wieder ausgebrochen war, dem der Friede zu Amiens einen kurzen Stillstand gemacht hatte. Nicht lange war das Schiff zur See, als es im atlantischen Ocean an eine schwimmende Eismasse gerieth, und von derselben zerschmettert wurde. Die schrecklichen Umstände, in welche die Mannschaft dadurch versetzt wurde, und die Drangsale, die sie zu erdulden hatte, erfüllen jeden fühlenden Menschen mit lebhafter Theilnahme. Der Kapitain Fellowes erzählt diese Drangsale und seine wunderbare Rettung, in einem officiellen Bericht, mit folgenden Worten.

*

Am 22sten Junius 1803 segelten wir von Halifax nach England ab, und steuerten theils südlich, theils östlich, um Sable Island zu vermeiden. Am vier und zwanzigsten nahmen wir unsern Lauf nordwärts, um über den nördlichen Theil der großen Sandbank von Neufundland wegzukommen. Unsere Absicht war, uns sehr nördlich zu halten, damit wir die feindlichen Kaper vermeiden möchten.

Am 26sten entdeckten wir ein Schiff unter französischer Flagge, das gerade auf uns zukam, und das Verdeck voll Menschen hatte. Nach der Art, wie es auf uns zusteuerte, schlossen wir, daß es bereits vom Kriege wüßte, und daß es uns für ein kleines Kauffahrtei-Schiff hielt. Sofort wurde das Verdeck aufgeräumt, und alles zum Kampf bereit gemacht. Um acht Uhr, als das Schiff von unsern Kanonen erreicht werden konnte, schickte ich eine Kugel auf dasselbe ab, worauf es sogleich die Flagge fallen ließ. Ich sandte nun Leute an Bord und nahm Besitz von dem Schiff, dessen Name l'aimable Julie war. Es kam von der Insel St. Pierre und wollte nach Port Liberté, war von achtzig Tonnenlast, und ein neues, stark gebauetes Schiff, mit eingesalzenen Fischen beladen und von dem Bürger Charles Rosse kommandirt. Nachdem ich den Kapitain und die Mannschaft herausgezogen hatte, übergab ich das Schiff den Lieutenants John Tittle und William Hughes, von Sr. Majestät Marine, die beide Passagiere auf der Lady Hobart waren, und auf eine höfliche Art ihre Dienste antrugen. Ich gesellte ihnen zwei von unsern Matrosen zu, und noch zwei Gefangene, um zum Fortbringen des Schiffs behülflich zu seyn. Um zehn Uhr sahen wir wieder zwei Schoner; ich ließ eine Kanone abfeuern, worauf sie sich näherten. Es waren Engländer, die nach St. Johns wollten; ich vertheilte auf denselben die französischen Gefangenen, mit Ausnahme des Kapitains, des Steuermanns und eines Knaben, Neffen des Kapitains, der sehr darum bat, bei seinem Onkel bleiben zu dürfen.

Dienstag, den 28sten Junius, hatten wir einen starken Sturm aus Westen; die See ging sehr hoch, und mit Zwischenräumen hatten wir sehr dicken Nebel. Um ein Uhr nach Mitternacht, da das Schiff nach dem Messer (Log) die Stunde sieben englische Meilen zurücklegte, stieß es gegen eine Eisinsel, und dieß mit einer solchen Heftigkeit, daß mehrere von der Schiffsmannschaft aus ihren Hängematten herausgeworfen wurden. Der gewaltige Stoß schreckte mich aus meinem Schlafe auf, ich lief auf das Verdeck, und fand das Hintertheil des Schiffs im Eise festgeklemmt und das Steuerruder zerschmettert, es wurde durch die Wellen fortgerissen, noch ehe es uns mit unsern Versuchen glückte, dasselbe wenigstens durch Taue beim Schiffe schwimmend zu erhalten. In dieser Zeit schien die Eisinsel ganz über unserm Schiff zu hängen, und bildete einen, wenigstens zweimal so hohen Berg, als unser Mast war. Die Länge der Insel war, unsrer Beurtheilung nach, ungefähr eine halbe Meile. Ich befahl, auf den höchsten Mast die englische Flagge aufzustecken, und unter derselben die Unionsflagge, als ein Signal großer Noth, damit, wenn vielleicht irgend ein Schiff uns sehen und nahe genug seyn sollte, uns helfen zu können, die Aufmunterung dazu nicht fehlen möchte.

Das Meer brach nun auf eine fürchterliche Art über das Eis ein, und strömte in das Schiff, so daß der untere Raum in wenig Minuten ganz mit Wasser angefüllt war. Wir warfen nun die Kanonen über Bord, hieben die Anker von ihren Tauen, legten zwei Segel auf den Boden des Schiffraums, arbeiteten unabläßig mit zwei Pumpen, und besetzten die Oeffnungen und Lücken mit Wassereimern, in der Hoffnung, dadurch das Schiff vom Sinken zu retten; allein in weniger als einer Viertelstunde sank es bis an die Vorderketten in das Wasser. Unsre Lage wurde nun äußerst gefährlich. Ich war überzeugt, daß kein Augenblick versäumt werden dürfe, die Boote auszuwerfen. Vorher aber überlegte ich mit dem

Kapitain Thomas von der königlichen Marine und mit Bargus, meinem Steuermann, die Möglichkeit, noch einige Anstrengungen zur Rettung des Schiffs zu machen. Da ich vor Allem besorgt war, den Briefkasten zu erhalten, so fragte ich um ihr Gutachten, ob wir ihn nicht mit uns in die Böte nehmen könnten, wenn es uns gelingen sollte, ihn über Bord zu bringeu. Beide waren mit mir einstimmig, daß die Böte unverzüglich ausgehoben werden müßten, und daß, da jetzt das Schiff fest säße, nur auf die Rettung der Mannschaft Bedacht zu nehmen wäre.

Hier muß ich meinen Danktribut wegen standhafter Disciplin und guten Betragens einem Jeden darbringen, der sich an Bord befand. Von dem Augenblick an, da das Schiff seinen Stoß erlitt, hörte man kein Wort, das den Wunsch ausdrückte, das zertrümmerte Gebäude zu verlassen. Meine Befehle wurden schleunig befolgt, und obgleich die Todesgefahr mit jeder Minute zunahm, so wartete doch Jeder den Augenblick, bis ihn die Reihe traf, in die Böte zu steigen, mit einer Kaltblütigkeit und Fassung ab, die nicht übertroffen werden konnte.

Es gelang uns, obgleich die Wellen sehr hoch gingen, sowohl den Cutter, als das andere Boot aus dem Schiff zu heben. In dem erstern ließen wir die Frauenzimmer Platz nehmen. Eins derselben, Miß Cotenham, war so von Schrecken durchdrungen, daß sie aus einer Kanonenlucke heraussprang und so mit der größten Heftigkeit in das Boot stürzte. Dieser Umstand, der die traurigsten Folgen sowohl für sie, als für uns alle hätte haben können, ging jedoch noch glücklich ab. Die wenigen Provisionen, die man aus den Cajüten hatte retten können, wurden in die Boote gebracht, die man hierauf geschwind herumwandte. Noch war ich mit meinen Leuten an Bord des Schiffs, dessen Unterdeck nunmehr ganz unter Wasser stand. Jetzt befahl ich meiner Mannschaft, die Boote zu besteigen, nachdem ich zuvor den Briefkasten, der unmöglich mitgenommen werden konnte,

hatte mit eisernen Gewichten versehen, und so über Bord werfen lassen.

Jetzt sah ich, daß das Schiff zollweise unter meinen Füßen sank; nun rief ich meine Leute, sich zu nähern, und mich aufzunehmen, indem meine Absicht war, mich an einem Tau in den Cutter hinabzulassen; ich sagte zu dem einzigen Offizier, Bargus, der sich noch auf dem Schiff befand, er möchte voran gehen. "In diesem einzigen Fall, sagte er, werden Sie entschuldigen, wenn ich nicht gehorche. Ich muß Sie erst in Sicherheit sehen, bevor ich mich von hier begebe." Als wir die Boote aussetzten, gingen die Wellen so hoch, daß ich kaum hoffte, damit sicher zu Stande zu kommen, und in Wahrheit, nichts als das standhafte und ordnungsvolle Betragen der Schiffsmannschaft konnte den guten Erfolg dieser gefährlichen und schwierigen Unternehmung bewirken. Auch nicht ein einziger meiner Seeleute machte Gebrauch von dem Rum und andern starken Getränken, die in eines Jeden Gewalt waren. Mitten unter dieser Arbeit sah ich einen Matrosen, Namens John Tipper, eine große Flasche Rum von fünf Gallonen (ungefähr dreißig Quart. Bouteillen) ausleeren. Auf mein Befragen sagte er, daß seine Absicht sey, die Flasche mit frischem Wasser aus dem Mastkorb-Faß zu füllen, das einzige frische Wasser, zu welchem man damals noch gelangen konnte. Diese besonnene Vorsorge war nachher für uns sehr wohlthätig.

Kaum hatten wir das Schiff verlassen, als ein heftiger Windstoß die Wellen gegen dasselbe drängte, da es denn in den Abgrund sank. Bei dieser schrecklichen Crise, wo natürlich die Furcht das herrschende Gefühl in uns seyn mußte, war die Kaltblütigkeit eines brittischen Matrosen, John Andrews, auffallend. Er rief aus: "Seht da, meine Kameraden, wie der Stolz Englands abmarschiert." Ich kann nicht versuchen, mein eigenes Gefühl, so wie die Empfindungen meiner Leute zu beschreiben. Wir waren in zwei offenen Booten auf dem

großen atlantischen Ocean, aller menschlichen Hülfe beraubt, mit genauer Noth dem Abgrund entgangen, und nun unsern eigenen Kräften ganz allein überlassen. Menschen, die an die Vergänglichkeit der Dinge gewöhnt sind, verlieren nicht so leicht den Muth; es giebt aber Lagen, welche die menschliche Natur ohne Beistand nicht überwinden kann. Die innere Ueberzeugung, unsre Pflicht gethan zu haben, und unser Vertrauen auf die Vorsehung stärkte uns, unsere Drangsale auszudauern. So ermunterten wir einander mit der Hoffnung eines bessern Schicksals.

Während wir uns nun über unsere künftigen Einrichtungen berathschlagten, ereignete sich ein besonderer Vorfall, der uns alle nicht wenig beunruhigte. In dem Augenblick, als das Schiff sank, war es von einer unzählbaren Menge Wallfische umringt. Dieser Umstand ist leicht zu erklären, da man weiß, daß diese Thiere gerade in dieser Jahrszeit ihren Zug nach der Küste von Neufundland nehmen, um einen kleinen Fisch, Cazeland, aufzusuchen, den sie verschlingen. Wir waren in großer Sorge, sie möchten an unsere Boote stoßen, und so uns Allen den Tod bringen; bei dem Wallfischfang sind die Beispiele häufig, daß die Boote von einem einzigen Schlag eines Wallfischs zerschmettert werden. Wir schrien daher aus allen Kräften und wandten jedes nur ersinnliche Mittel an, sie zu vertreiben, aber ohne Erfolg. Sie fuhren fort, uns zu verfolgen, und blieben wohl eine Stunde lang bei den Booten, da sie denn endlich verschwanden, ohne uns Schaden zuzufügen.

Die Vertheilung unsrer Mannschaft war auf folgende Art gemacht, die wir auch nachher beibehielten. In dem Cutter, der zwanzig Fuß lang, sechs Fuß vier Zoll breit und dreißig Zoll tief war, befanden sich drei Frauenzimmer und ich; ferner der Kapitain Richard Thomas von der königlichen Marine, der französische Exbefehlshaber des Schoners, der Untersteuermann, der Konstabel,

der Proviantmeister, der Schiffszimmermann und acht Matrosen, zusammen achtzehn Personen, deren Schwere mit dem Gewicht des Proviants das Fahrzeug sieben Zoll tief in das Wasser drückte. Nach diesem so beengten Raum kann man sich zwar einen Begriff machen, wie sehr wir zusammengedrängt waren; es ist aber der Einbildungskraft unmöglich, sich von der Größe der Leiden einen Begriff zu machen, die wir in dieser Lage ausstanden. In dem andern Boot, vierzehn Fuß lang, fünf Fuß drei Zoll breit und zwei Fuß tief, waren eingeschifft: Samuel Bargus, der Obersteuermann, der Oberstlieutenant George Cook vom ersten Garderegiment, der Ober-Bootsmann, der Segelmacher und sieben Matrosen, zusammen eilf Personen.

Die einzigen Provisionen, die wir hatten retten können, waren: vierzig bis funfzig Pfund Schiffszwieback, das oben angeführte Gefäß mit fünf Gallonen Wasser, noch ein Krug mit Wasser und ein bereits halb ausgeleertes Fäßchen mit Bier, dabei fünf Gallonen mit Rum und einige Bouteillen Portwein. Unsere Geräthschaften waren: zwei Kompasse, ein Quadrant, ein Sehrohr, ein kleiner zinnerner Krug und ein Weinglas. Auch hatte man die gewöhnliche Schiffslaterne, worin sich noch einige Ende Licht befanden, und der Schiffskoch hatte die Vorsicht gebraucht, das Feuerzeug mitzunehmen; da wir nun auch einige Schwefelhölzchen in einer Blase fanden, so waren wir wenigstens im Stande, zur Nachtzeit zu steuern.

Die Gefahren, die wir bestanden, und die Schwierigkeiten, die wir bekämpften, sind mit keiner Feder zu beschreiben; wir banden unsere Segel zusammen; und thaten alles, was in unsrer Lage nur möglich war. Auch der ungünstige Wind verschlimmerte unsere Umstände, denn gerade von dem Punkt, wohin wir fahren mußten, kam der Wind her, welcher endlich sehr stark aus Westen wehte; dabei gingen die Wellen sehr hoch. Wir befanden

uns, nach meiner Berechnung, drei hundert und funfzig Meilen von St. John und Neufundland; dabei hatten wir die traurige Aussicht, daß die westlichen Winde wahrscheinlich von Dauer seyn würden. In dieser Lage wurde die äußerste Oekonomie nothwendig. Ich stellte dieß meinen Unglücksgefährten vor, und zeigte ihnen, daß wir hierüber einen Beschluß fassen, und diesen unabänderlich festhalten müßten. Es sey nothwendig, sagte ich, daß wir anfingen, unsere Bedürfnisse einzuschränken, und uns an Leiden zu gewöbnen, von denen ich vorhersähe, daß sie größer seyn würden, als ich zu erklären wagen möchte. Ein Jeder bekam nun, als die ganze Nahrung für die nächsten vier und zwanzig Stunden, einen halben Schiffszwieback und ein Glas Wein. Alle waren einverstanden, das Wasser so lange als möglich unberührt zu lassen.

Als wir das Schiff verließen, hatte ich dem Steuermann befohlen, etwas von dem Tauwerke der Schiffswände in den Cutter zu werfen. Dieß wurde nun in Stücke zerschnitten, und diente uns als eine Art Bollwerk gegen die anprallenden Wellen. Auch dem Schiffszimmermann hatte ich befohlen, so viele seiner Werkzeuge als möglich mitzunehmen. Er hatte dieß gethan, und unter andern einige Nägel in seine Taschen gesteckt. Diese dienten uns jetzt zur Ausbesserung des Cutters, dessen Hintergrund bei dem Herauswinden aus dem Schiffe stark Noth gelitten hatte. Nach Anbruch des Tages gingen wjr unter Segel, wobei wir das andere Boot am Taue nachschleppten. Wir hielten uns so viel möglich nördlich und westöstlich, in Hoffnung, die Küste von Neufundland zu erreichen, oder von irgend einem Schiff aufgenommen zu werden. Wir kamen glücklich bei zwei Eisinseln vorbei, die fast so groß waren, wie die erste, welche für uns so verderblich gewesen war. Wir beteten nun laut und dankten Gott für unsre Rettung.

Mittwoch, am 29sten Juni. Dieser Tag fing mit leichtem veränderlichen, bald südlichem, bald westlichem

lichem Winde an. Wir hatten eine lange, schlaflose Nacht hingebracht, und nun bei Tage war unser Zustand nicht besser. Acht und zwanzig Personen richteten kummervoll ihre Augen auf mich, sowohl wegen der Richtung unsers Laufes, als auch wegen Vertheilung ihrer armseligen Portionen. Da wir nun aber unsern Proviant untersuchten, fanden wir unsern Sack mit Zwieback sehr vom Seewasser durchnetzt; es war daher nöthig, die ausgemachte kleine Tages-Portion noch mehr zu schmälern, was sich denn auch Jeder ohne Murren gefallen ließ. In diesem Augenblicke überdachte ich lebhaft unsre grausenvolle Lage. Wir beteten laut, dankten Gott für die uns bis jetzt erwiesene Barmherzigkeit, und flehten um seine fernere Gnade zu unsrer Rettung. Es stellte sich ein dicker Nebel ein, der, mit starkem Regen verbunden, den ganzen Tag fortdauerte. Da wir keine Gefäße hatten, dieses für uns kostbare Wasser aufzufangen, so ging es verloren und vermehrte noch das Jammervolle unsrer Lage. Zusammengepreßt, und dabei aller Witterung bloß gestellt, wie wir waren, litten wir sehr von der Nässe, die den ganzen Körper eingeweicht hatte und bei jedem bis auf die Haut ging, da es Keinem erlaubt gewesen war, außer den Kleidern, die er am Leibe trug, etwas mehr als eine wollene Decke oder einen Ueberrock mitzunehmen. Indessen wurde in beiden Booten unablässig gerudert. Wir steuerten nach West Nordwest, wobei Aller Augen beständig umherblickten, um ein Schiff zu entdecken. Um die Mittagszeit wurde einem Jeden ein Viertel Zwieback und ein Glas Rum gereicht. Wir fanden nach unsern Berechnungen, daß wir von St. John's dreihundert zehn Meilen nördlich entfernt seyen. Eine von unsern Ladies las uns Gebete vor, wie sie es schon einmal gethan hatte.

Donnerstag, den 30sten Junius. Bei Tagesanbruch waren wir alle durch die Nässe und außerordentliche Kälte ganz erstarrt, daher jedem ein halbes Glas

Rum und einen Mundvoll Zwieback gereicht wurde. Unsere Ladies, die bisher alle geistigen Getränke ausgeschlagen hatten, wurden nun durch Zureden vermocht, die bestimmte Portion auch anzunehmen, wovon sie sogleich die Wohlthat empfanden, indem sie besser im Stande waren, der strengen Witterung zu widerstehen. Die See war ruhig, aber ein dicker Nebel hing über derselben; es fiel ein kleiner Hagel, die Luft war sehr rauh und kalt. Wir hatten zwar die ganze Nacht gerudert, dennoch aber setzten wir diese Arbeit auch den ganzen Tag fort. Das andre Boot hatte unglücklicher Weise nur drei Ruder vom Schiff mitgenommen, und da es auch nur ein kleines Segel, und dabei weder Kompaß noch Schnüre hatte, so waren wir nothgedrungen, es beständig am Tau mitzuschleppen. Auch unser Cutter hatte beim Herauswinden aus dem Schiff zwei Ruder verloren, und da er nun so tief im Wasser ging, so fehlte es an Mitteln, rasch vorwärts zu kommen, besonders wenn die See etwas hoch ging, daher wir die leichten Winde nicht sehr benutzen konnten. Indem wir so fortfuhren, rief Jemand von dem andern Boote uns, daß man den Rest eines kalten Schinkens gefunden habe, der vorher nicht entdeckt worden wäre. Dieser wurde nun sogleich zertheilt, und Jedem ein kleiner Bissen, von der Größe einer Muskatnuß, zugetheilt, das Uebrige, lauter Fett, wurde auf meinen Befehl über Bord geworfen, weil ich besorgte, dadurch unsern Durst noch zu vermehren, zu dessen Stillung wir keine Mittel hatten. — Zur Mittagszeit glaubten wir an der nord-östlichen Ecke der Bank, 246 Meilen von St. John's zu seyn. Es konnte keine Beobachtung gemacht werden. Wir hielten Gottesdienst.

Freitag, den 1sten Julius. Es hatte den größten Theil der letzten vier und zwanzig Stunden ein starker Wind von West-Süd-West her geweht, dabei waren die Wellen sehr hoch gegangen, hiezu ein beständiger dicker Nebel und Hagel. Die Kälte war dabei so außerordent-

lich, daß der Seeschaum fror, indem er über unsere Boote gesprützt wurde. Unser Zustand war nun über allen Ausdruck jammervoll. Jetzt fühlten wir auch alle zusammen eine angstvolle Niedergeschlagenheit des Geistes. Der Mangel an Nahrung, die beständige Nässe und die peinliche Kälte hatten uns fast aller Bewegung unfähig gemacht. Der sehr beschränkte Raum im Boote erlaubte uns nicht einmal, unsere Glieder auszustrecken. Einigen von uns waren die Füße sehr angeschwollen, und sie wurden in dieser Lage vom Durst gemartert, daher sie wiederholt nach Wasser riefen. Ich erinnerte sie an unsern gemachten festen Beschluß, und an die absolute Nothwendigkeit, dabei zu beharren; sie gestanden die Gerechtigkeit meiner Weigerung ein, und das Wasser blieb noch unberührt.

Als der Sturm anfing, fuhren wir nordwärts und westwärts; allein der Cutter ging endlich so tief im Wasser, und die Wellen hatten ihn so sehr überschwemmt, daß wir gezwungen waren, das andere Boot loszulassen und das Schlepptau zu kappen, worauf wir es denn bei dem Nebel bald aus dem Gesicht verloren. Dieser unglückliche Umstand ging uns Allen so nahe, daß wir unser gehäuftes Elend kaum zu ertragen vermochten. Die Ungewißheit, ob wir unsere Leidensgefährten je wieder sehen würden, erfüllte unsere Seelen mit der tiefsten Betrübniß. Außerdem verloren wir mit dem Boot nicht nur einen beträchtlichen Theil unsers geringen Proviantvorraths, sondern auch unsern Quadranten und das Sehrohr. Um vier Uhr nahm der Sturm zu, und die Wellen gingen ganz erstaunlich hoch. Wir nahmen unser Segel und spannten es am Vordertheil des Cutters hervorragend auf, und dieß auf eine solche Art, daß die Wellen sich brechen mußten, ehe sie unser Boot berührten.

Im Laufe dieses Tages erschallten wiederholte Ausrufungen: daß man ein Schiff sehe. So gewiß ich bei der Dicke des Nebels dieß für eine Täuschung halten mußte,

so machte ich doch mit Mühe und Gefahr eine Wendung mit dem Boote, wo wir uns denn bald von dem Irrthum überzeugten. Ich warnte daher meine Leute, dergleichen Phantasien wenigstens nicht in Ausrufen ausbrechen zu lassen, weil uns eine solche Täuschung theuer zu stehen kommen könnte. Unter allen diesen Umständen benahmen sich vorzüglich unsere Ladies, Mrs. Fellowes, Mrs. Scott und Miß Cotenham mit einem außerordentlichen Heldenmuth, und gaben uns die besten Beispiele der Geduld und Standhaftigkeit. Wir beteten nun alle zusammen, was unsere Gemüther etwas beruhigte, und uns die tröstende Hoffnung einflößte, unsern Zustand bald verbessert zu sehen. Bei diesen Gebeten standen wir Alle immer mit entblößtem Haupte, so heftig auch der Regen war. Zur Mittagszeit waren wir hundert und vierzig Meilen von St. John's. Einige Beobachtung konnten wir nicht anstellen.

Sonnabend, den 2ten Julius. Es regnete stark die Nacht, und die Kälte war so strenge, daß Keiner von uns sich rühren konnte. Durch das Zusammendrängen und durch die Kälte und Näße waren Einigen die Hände und Füße so angeschwollen, daß sie ganz schwarz geworden waren. Bei Tagesanbruch ließ ich einem Jeden den dritten Theil eines Weinglases mit Rum und den vierten Theil eines Schiffszwiebacks, und einige Stunden nachher auch etwas weniges Bier reichen, wodurch wir alle sehr gestärkt wurden. Am Morgen dieses Tags wehte der Wind sehr stark aus Süden und Westen, dabei war das Wetter, wie fast immer, neblicht. Gegen Mittag aber hatten wir gemäßigte Winde aus Norden und Osten. Um halb zwölf Uhr entdeckten wir östlich ein Segel, das seinen Lauf nördlich nahm. Unsere Freude bei einem solchen Anblick und bei der Hoffnung eines schleunigen Endes unserer Uebel gab uns Allen neues Leben. Ich befahl sogleich, daß sich Alle dicht an einander hinlegen sollten, damit man nicht, durch unsre Anzahl getäuscht, unser Boot

für ein bewaffnetes ansehen möchte. Hierauf band ich eine Frauenschürze an eine Bootsstange, bestieg damit den Balken des Cutters und schwenkte meine Nothflagge hin und her, so lange als meine Kräfte es nur auszuhalten vermochten. Da wir mit dem Winde gingen, so näherten wir uns einander geschwinde, und in einer Viertelstunde sahen wir, daß dieses gehoffte Rettungsschiff kein anderes, als unser verloren gegangenes Boot war. Ich bin unvermögend, die mannigfaltigen Empfindungen der Freude über das Zusammentreffen, und der Kränkung über die so grausam getäuschte Hoffnung, zu beschreiben, die auf allen unsern Gesichtern zu lesen waren. Sobald wir das Boot nahe genug hatten, warfen wir unsern Freunden ein Schlepptau zu, und fuhren nun zusammen nordwärts. Wir erkundigten uns nun wechselseitig nach dem Zustand unsrer Mannschaft. Unsern Leidensgefährten im andern Boot waren auch, so wie uns, Hände und Füße geschwollen; dabei waren sie unsertwegen in großer Angst gewesen, und hatten uns schon für verloren gehalten. Das Sonderbarste dabei war, daß sie gar kein Licht gehabt, und so im Dunkeln zwei Nächte auf gut Glück fortgesteuert hatten. Daß sie unter solchen Umständen und bei einem so entsetzlichen Wetter dennoch gerade dieselbe Richtung nahmen, und wieder zu uns stießen, mußten wir als ein Werk der Vorsehung betrachten. Da wir nun nicht gegen einen ähnlichen Unfall gesichert waren, so machten wir eine mehr überdachte Vertheilung unsers noch übrigen Vorraths. Das andere Boot gab uns zwei Bouteillen Wein und etwas Zwieback, und erhielt dagegen von uns etwas Rum.

Unsre Hoffnung auf Erlösung war nicht allein groß gewesen, sondern sogar zur Gewißheit gestiegen. Die Freude hatte alle Nerven gespannt, und da diese nun auf einmal ganz verschwunden war, so folgte der erkünstelten Stärke jetzt eine solche Entkräftung des Geistes und des Körpers, daß kein Zureden, keine Vernunftgründe mehr

die Leute zu den geringsten Arbeiten, nicht einmal die Segel aufzuspannen, vermögen konnten. Der französische Kapitain und Einige der Unsrigen, die sich am übelsten befanden, und vom Durst gefoltert wurden, erhielten jetzt zum ersten Mal ein Weinglas voll von dem bis dahin noch unberührt gebliebenen Wasser. Ich hatte alle ernstlich gewarnt, ja kein Seewasser zu sich zu nehmen, allein dennoch hatten einige Unglückliche sich hinreißen lassen, eine Quantität davon zu verschlucken. Einige derselben wurden wahnsinnig; Andere bekamen die schrecklichsten Krämpfe und ein heftiges Reißen in den Gliedern. Ich machte nun von neuem die Uebrigen anf die große Gefahr einer solchen Unbesonnenheit aufmerksam. Wir hielten Gottesdienst. Zur Mittagszeit war St. John's hundert und zehn Meilen von uns entfernt. Diesen Tag konnte keine Sonnenbeobachtung angestellt werden.

Sonntag, den 3ten Julius. Die Kälte, die Nässe, der Hunger und der Durst machten unsere Leiden unaussprechlich, und unsere Lage erbarmungsvoll. Um acht Uhr hatten wir einen starken Südwind, wobei wir alles aufspannten, was wir nur an Segel und Leinwand besaßen; das andere Boot, das nicht so geschwind wie das unsrige segelte, setzte auch die Ruder in Gang, um bei uns zu bleiben. Der französische Kapitain, dessen melancholischer Zustand seit einigen Tagen schon so böse geworden war, daß kein Trost bei ihm angebracht werden konnte, sprang auf einmal in das Meer, und sank sogleich unter. Der Cutter segelte in diesem Augenblicke sehr geschwinde, und unsere Ruder waren an der Bootwand festgemacht, daher ein Versuch zu seiner Rettung unmöglich gewesen wäre, selbst wenn er oben auf dem Wasser geschwommen hätte. Einer von den andern Gefangenen in dem Nebenboot wurde um diese Zeit so unbändig, daß man ihn, auf dem Boden liegend, fest binden mußte. Das traurige Schicksal des Kapitains, den ich durch seine nähere Bekanntschaft hochschätzen gelernt hatte, ging mir sehr nahe,

vielleicht mehr als irgend einem von unsrer Gesellschaft. An dem Tage, als ich auf dem untergehenden Schiffe die Vertheilung der Mannschaft auf die Boote machte, und überlegte, wo ich ihm seine Stelle anweisen sollte, kam er mit thränenden Augen zu mir, und bat mich inständig, ihn nicht auf den Trümmern zurückzulassen. Ich versicherte ihm, daß ich nie einen solchen Gedanken gehabt hätte, daß ich vielmehr, als die zufällige Ursache seines Unglücks, alles anwenden würde, seine Lage so erträglich als möglich zu machen, und daß wir alle zusammen die bösen Tage überleben oder zusammen umkommen wollten. Diese Zusicherung, und die Hoffnung auf baldige Befreiung aus der Gefangenschaft, wirkten eine zeitlang beruhigend auf ihn; allein endlich verließ ihn seine Standhaftigkeit, und der starke Rum, den er gar nicht gewohnt war, und doch jetzt als einziges Getränke zu sich nehmen mußte, berauschte ihn so, daß sich die Wirkungen fürchterlich äußerten, und daß endlich sein trauriges Ende dadurch beschleunigt wurde. Wir alle waren durch diesen Vorfall außerordentlich gerührt, da ohnehin in unserm reizbaren Zustande der geringste unangenehme Umstand hinreichte, unsre Lage noch schmerzhafter zu machen. Auch ich wurde von einer so heftigen Melancholie befallen, daß ich viele Stunden lang alle Besonnenheit und alles Bewußtseyn meiner Lage verlor; ein heftiger Schauer befiel mich mehrere Male; ich schlug alle Erquickung aus, und man war für mein Leben besorgt. Gegen die Nacht genoß ich zum ersten Mal auf unsrer Unglücksfahrt, einen ruhigen vierstündigen Schlaf; eine starke Ausdünstung erfolgte, und ich erwachte wie aus einem Traum, zwar frei vom Irrsinn, aber mit einem lebendigen, schmerzhaften Gefühl des mich umgebenden Elends.

Die Wellen brachen sich fortwährend mit solcher Heftigkeit an unserm Boote, daß alle diejenigen, die noch Kräfte hatten, genöthigt waren, ohne Aufhören das Wasser auszuschöpfen. Die an dem obern Theil des Cutters

sitzenden waren so sehr zusammengedrängt, daß es ihnen schwer wurde, nur die Hand in die Tasche zu stecken. Der größte Theil der übrigen Mannschaft lag auf dem Boden des Boots mitten im Wasser. So war die Nacht, und bei der Rückkehr des Tages wurde es nicht besser. Auf unsrer ganzen gefahrvollen Reise hatte uns die Sonne nur ein einziges Mal geschienen, und alle, die ein Paar Stunden Schlaf gehabt hatten, erwachten jetzt wieder zu dem vollen Bewußtseyn ihres Elends. Ein sehr heftiger Wind erhob sich aus Süden, und zwar mit einer so furchtbar hohen See, daß bei der Regierung des Steuerruders die kleinste Nachläßigkeit unsern Untergang herbeigeführt hätte. Der Sturm schleuderte uns so sehr, daß wir in jeder zurückkehrenden Welle unser Grab zu finden fürchten mußten. Durch die Gnade Gottes aber standen wir den Sturm aus, der sich gegen die Nacht zu legen anfing. Wir hatten nun so ziemlich den Raum zurückgelegt, der nach unsrer Berechnung zwischen uns und St. John's bestand, allein wegen der Dicke des Nebels konnten wir nicht weit vor uns sehen. Gegen Abend sahen wir einige Striche von Meermoos, und bald nachher wurde der Kapitain Thomas einen Hackdown gewahr. Dieß ist ein Seevogel, der die Küste von Neufundland besucht, und von den Fischern häufig gegessen wird. Dieser Umstand gab uns große Hoffnung, daß wir uns dem Lande näherten, und aller Augen waren nun sehnsuchtsvoll umher gerichtet, um noch mehr Trostgegenstände zu entdecken. Um diese Zeit flog ein schöner weißer Vogel, in Größe und Federn einer Taube nicht unähnlich, aber mit einer Schwimmhaut versehen, über unser Boot hin, versuchte wiederholt, sich auf den Mast zu setzen, und ließ von diesem Umherflattern nicht ab, bis es finster war. So geringfügig dieser Umstand auch scheinen mag, so betrachteten wir ihn doch als ein glückliches Vorzeichen.

Wir hatten jetzt alle Ursache, an die Nähe des Landes zu glauben. Die Wenigen, die sich noch rühren konn-

ten, wurden daher zu einem letzten Versuche aufgeboten, unser Leben durch Rudern zu retten, besonders da ein leichter Wind uns jetzt günstig war. Man stellte ihnen ernstlich vor, daß unsre Rettung unmöglich sey, wenn der Wind sich wieder drehe, und daß unsere wenigen Lebensmitteln, so wie das Wasser, das bisher nur einmal berührt worden war, höchstens noch zwei Tage ausreichen könnten. Wir waren nunmehr sechs Tage und sechs Nächte auf dem Meere geschwommen, unabläßig in der Nässe und Kälte, dabei ohne andere Nahrung, als alle vier und zwanzig Stunden ein Viertheil Zwieback und ein Weinglas voll Flüssigkeit. In dieser Lage hatten die Leute endlich, wie es schien, alles Gefühl für ihr Schicksal verloren; jetzt aber ermannten sie sich doch, und Alle, die noch im Stande waren, sich zu bewegen, griffen die Ruder an.

Montag, den 4ten Julius. Bei der Dämmerung des Tages wurde der Nebel so dick, daß wir nur wenige Schritte vom Bord sehen konnten. In der Nacht waren wir genöthigt gewesen, das Schlepptau des Nebenboots zurückzunehmen, um dessen Mannschaft zum kräftigen Rudern zu vermögen. Nun kam uns das Boot bald wieder aus dem Gesichte, ein Umstand, der in den ohnehin stark angegriffenen Gemüthern große Unruhe erzeugte. Ich warnte unsere Leute, sich nicht durch einen vermeinten Anblick von Land täuschen zu lassen, besonders da abgesonderte Nebelflecke öfters für Land angesehen werden. Dennoch behaupteten Einige der armen Schelme, Brandungen zu hören, Andere wollten Kanonenschüsse gehört haben. Wirklich waren die Töne, die wir alle vernahmen, Kanonenschüssen so ähnlich, daß ich sie selbst für Nothsignale eines Schiffes hielt. Nachher aber fanden wir, daß dieses Getöse von dem Aufbrausen der Wallfische herkam, deren wir bald eine große Anzahl sahen.

Nicht lange nach Tagesanbruch zeigte sich die Sonne zum zweiten Mal seit unserm Schiffbruche. In den gan

zen sieben Unglückstagen hatten wir nie die Sonne, oder Mond und Sterne beobachten, auch nicht unsere Kleider trocknen können. Endlich verzog sich der Nebel allmählig, und nun sahen wir sogleich das Land, eine Meile von uns entfernt; wir befanden uns in der Conception-Bay, zwischen Kettle Cove und Island Cove, vierzehn Meilen von dem Hafen St. John's. Fast in dem nämlichen Augenblick sahen wir auch zur Erhöhung unsrer Freude das Nebenboot, und das Glück dieses Moments wurde dadurch vollkommen gemacht, daß bereits ein großes Fahrzeug, ein Schooner, auf uns zukam. — Unsere Gefühle in diesen seligen Augenblicken auszusprechen, ist unmöglich. Durch das beständige Wachen, durch schreckliche Strapazen, und Hunger und Durst waren wir in einen solchen Zustand der Erschöpfung versetzt, daß die Freude über die Rettung die verschiedensten Wirkungen hervorbrachte. Einige brachen in Thränen aus, Andere starrten einander wie Blödsinnige an, als zweifelten sie an der Wirklichkeit dessen, was sie sahen, noch Andere waren wie von Schlafsucht befallen, und ganz besinnungslos. Ich selbst, obgleich durch mein Gefühl noch ganz überwältigt und betäubt, schlug vor, dem Himmel ein öffentliches Dankgebet für unsre Rettung darzubringen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wurde mit großer Andacht ausgeführt. Hierauf gewährte ich die Vertheilung von etwas Rum mit vielem Wasser gemischt, um keine üblen Folgen herbeizuführen.

Der Schooner, der uns indessen nahe gekommen war, nahm uns nun an Bord, und unsere Boote wurden an Tauen nachgeschleppt. Da der Wind sehr heftig vom Lande blies, so konnten wir Island Cove erst Nachmittags um vier Uhr erreichen. Alle Weiber und Kinder des Dorfs mit den anwesenden Fischern kamen ans Ufer, und sie schienen durch unsern elenden Zustand gerührt zu seyn. Sie halfen uns aus dem Fahrzeug herausheben, und über die rauhen Felsen auf dem Wege zu ihren Wohnungen trans-

portiren. Es war für uns ein sehr glücklicher Umstand, daß wir hier erst das Land gesehen hatten. Einige Meilen davon, ist die Küste von einer gefährlichen Felsenkette besetzt; hätten wir diese zuerst erblickt, so wären wir in unsrer verzweiflungsvollen Lage ohne weitere Untersuchung darauf losgesteuert, und hätten Alle umkommen müssen.

Die Fischerhütten des Dorfes waren aus Tannenklötzen erbaut. Die drei Frauenzimmer und der Oberst Cooke, der Kapitain Thomas, der Obersteuermann und ich wurden in das Haus eines Pflanzers, Namens Lilly, geführt, der uns mit großer Menschenliebe aufnahm. Indessen konnte uns dieses kleine Dorf weder frische Lebensmittel noch Arzneien verschaffen, deren wir doch so sehr bedurften; nur Erdäpfel und Salzfische, die einzigen Nahrungsmittel der Einwohner, waren zu haben. Ich miethete daher einen Schooner, um unverzüglich nach St. John's zu kommen.

Am 7ten Julius schifften wir uns in drei Abtheilungen ein. Die Schwächsten kamen in den Schooner, der Cutter wurde dem Untersteuermann, und das Nebenboot dem Oberbootsmann übergeben. Wegen der Kraftlosigkeit der Mannschaft konnten wir erst Nachmittags abfahren; wir schifften mit einem leichten günstigen Winde längs der Küste von Neufundland hin, wobei das Nebenboot wieder an ein Schlepptau genommen wurde. Gegen Abend stieg ein heftiger Wind auf, der vom Lande kam; wir verloren den Cutter aus dem Gesichte, und mußten nahe bei dem Hafen von St. John's Anker werfen. Wir waren wegen des Cutters in großer Besorgniß, da er gar keine Anker hatte, und daher leicht in die große See getrieben werden konnte; allein bei Tagesanbruch sahen wir ihn zugleich mit dem Schooner in den Hafen einlaufen; er hatte das Glück gehabt, einem Fischerfahrzeuge zu begegnen, woran man ihn die Nacht über befestigt hatte.

Die Ladies, der Oberst Cooke, der Kapitain Thomas und ich verließen den Schooner, bestiegen das Ne-

denboot und vertrauten uns, trotz des bösen Wetters und der dichten Finsterniß, der Führung des Pflanzers Tilly, eines geschickten Seemannes. Alles ging glücklich, und wir kamen um Mitternacht an das Ufer. Wir wanderten eine Zeitlang in den Straßen herum, da so spät kein Haus mehr offen war. Endlich nahm man uns in einem kleinen Hause auf, wo wir den Rest der Nacht auf Stühlen sitzend zubrachten, denn es war dort nur ein einziges elendes Bette, das wir den Frauenzimmern anwiesen. Als frühe am folgenden Tage unsere Schicksale bekannt wurden, liefen Hunderte von Einwohnern nach dem Landungsplatz, und konnten von ihrem Erstaunen nicht zurückkommen, als sie die kleinen offenen Boote sahen, die neun und zwanzig Personen aus so großer Ferne über ein stürmisches Meer gebracht hatten. Bei dem Anblicke der elenden Schiffbrüchigen selbst konnten sie ihr Mitleiden und ihre Rührung nicht verbergen. Ich begab mich indessen zum Brigadegeneral Skerrit, dem Befehlshaber der Besatzung, der auf eine kurze Schilderung unserer Schicksale sogleich Soldaten beorderte, um die Leute aus den Booten zu holen; mit der größten Menschenfreundlichkeit ließ er auch Betten und alles Nothwendige für die Mannschaft herbeischaffen.

In Hinsicht der Nahrung, die den Leuten gereicht wurde, war die größte Behutsamkeit erforderlich. Mehrere derselben hatten wegen geschwollener Glieder und Geschwüre beständig chirurgische Hülfe nöthig. Ich beschloß daher, sie bis zu ihrer Wiederherstellung in St. John's zu lassen, von wo sie nach Halifax transportirt werden sollten. Ich selbst war auf nichts so sehr bedacht, als auf meine Rückkehr nach England. Ich miethete daher eine Kajüte auf einem kleinen, nach Oporto bestimmten Schiff, und am 11ten Juni, den dritten Tag nach unsrer Ankunft in St. John's, schiffte ich mich mit Mrs. Fellowes, dem obersten Cook, dem Kapitain Thomas, und dem Obersteuermann Bargus ein; auch nahmen wir des Obersten

Bedienten mit, der unsere Leiden getheilt hatte, und als Folge derselben nun auf der Heimreise einige Fußzehen verlor. Der Untersteuermann wurde bei der Mannschaft zurückgelassen, mit dem Befehl, sie nach ihrer Wiederherstellung nach Halifax zu führen, von wo sie dann leicht nach England kommen könnten.

Nachdem wir von unseren gastfreien Freunden zu St. John's Abschied genommen, und ihnen unsere zurückgebliebenen Leidensgefährten bestens empfohlen hatten, schifften wir uns bei günstigem Wetter ein. Unsere Fahrt, die auf diesem Schiff nur fünfzehn Tage dauerte, war jedoch auch nicht ohne Gefahr und Schwierigkeiten; denn bei einem Sturm bekam das Schiff einen Leck, daher wir beständig pumpen, und auch einen beträchtlichen Theil der Ladung, die aus Salzfischen bestand, über Bord werfen mußten. Am 26. Julius begegneten wir einem amerikanischen Schiff, the Bristol Trader, von New-York. Da der Eigenthümer desselben, Mr. William Coiley, unsern Schiffbruch und jetzigen Zustand erfuhr, so nahm er uns sogleich an Bord, behandelte uns mit einer Gutmüthigkeit und Menschenliebe, die ihm dauernde Ehre bringen wird, und brachte uns glücklich nach Bristol, wo wir am 3ten August (1803) eintrafen.

9.

Eines Engländers Wanderung auf St. Helena.

Im Jahr 1805.

Fast in der Mitte des großen atlantischen Ozeans, von der Küste von Afrika ungefähr vierhundert, und von Amerika gegen sechshundert Seemeilen entfernt, liegt die kleine Insel St. Helena, die durch Napoleons Gefangenschaft auf derselben, allgemein bekannt worden ist. Sie hat ihren Namen von den Portugiesen erhalten, die sie am Feste der heiligen Helena, den 21sten Mai 1508, entdeckten. Damals war die ganze Insel eine unbewohnte Wüste, auf der nur hie und da einige Seevögel und Schildkröten anzutreffen waren. Die Portugiesen, welche die Wichtigkeit dieser Station für die Seefahrer erkannten, brachten allerlei vierfüßige Thiere und Geflügel auf die Insel, streuten verschiedene Sämereien aus, und baueten eine kleine Kirche. In der Folge wählten Leute aus verschiedenen Nationen dieses kleine Eiland zu ihrem Aufenthalte, allein erst im Jahr 1660 gründeten die Engländer daselbst eine bleibende Niederlassung. Einige Jahre darauf wurden sie von den Holländern vertrieben, denen sie die Engländer 1673 wieder abnahmen; seitdem ist die Insel in der Gewalt der englisch-ostindischen Kompagnie

geblieben. Sie ist für den englischen Handel von der größten Wichtigkeit, denn die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort.

Die ganze Insel macht den Gipfel eines ungeheuren Berges aus, der aus dem Grunde des Meeres hervorragt, denn das Wasser ist unweit vom Ufer unergründlich tief. Die Küste beschreibt eine unregelmäßig eingezackte Linie, die von Punkt zu Punkt 28 englische Meilen im Umfang hat; ihre größte Länge beträgt ungefähr 10, und die Breite 6 bis 7 englische Meilen. An den meisten Stellen ist sie von der Natur befestigt, und wo dieses nicht ist, sind Kanonen an jeder zugänglichen Stelle aufgestellt. Man berechnet die Zahl des rund um die Insel aufgestellten Geschützes auf fünfhundert Stück; die Zahl der einheimischen Miliz beträgt ungefähr 1000 Mann; die ganze Bevölkerung mag 6000 Seelen betragen. Die Einwohner sind theils Weiße, theils Negersklaven. Erstere bestehen aus etwa 200 brittischen Familien, die sich nach und nach hier niedergelassen haben; letztere werden fast aus allen Gegenden der Welt hieher gebracht, und haben ein sehr trauriges Loos. Alle sauren Arbeiten liegen auf ihnen, und da man kein Fuhrwerk, selbst nicht einmal einen Schubkarrn hat, so müssen sie alles, auf die mühsamste Art, von einem Orte zum andern schleppen. Dabei sind sie noch überdieß harten Mißhandlungen und Züchtigungen ausgesetzt.

Das Klima von St. Helena ist äußerst mild, angenehm und der Gesundheit zuträglich. Viele Menschen erreichen hier ein hohes Alter, da die Temperatur in Hinsicht der tropischen Lage, wo die Sonne zweimal des Jahres senkrecht über der Insel steht, sehr gemäßigt ist. Greise von 80 und mehr Jahren, die kräftig und munter einherschreiten, sind keine seltene Erscheinung. Seekranke, welche auf die Insel kommen, genesen meistens in den ersten Tagen, ja die siechsten Personen, die in Ostindi

unrettbar schienen, erholen sich hier mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit. Von zwei der größten Krankheiten sind Menschen und Thiere frei: Kinderblattern und Wasserscheu, von denen man auf dieser Insel nie eine Spur wahrgenommen hat. Es giebt auf St. Helena keine Land und Seewinde, da die Insel nicht breit genug und fähig ist, eine Temperatur anzunehmen, die diese täglichen Winde hervorbringen könnte. Darum weht, mit Ausnahme der Perioden, wenn die Sonne senkrecht steht, der Südost- und Passatwind ununterbrochen mit steter und gleicher Gewalt über die Insel. Stürme, Regen, Donner und Blitz sind daher äußerst seltene Erscheinungen, und treten nie ein, als wenn die Sonne in ihrem jährlichen Lauf über die Insel geht. Am meisten leidet St. Helena von der Dürre. Es hat Zeiten gegeben, wo sie drei Jahre hinter einander anhielt, und dann wird sie eine große Plage der Insel. Das Vieh kommt dann um, die Bäume sterben ab, und jede Spur von Vegetation vertrocknet. Die Einwohner haben die Bemerkung gemacht, daß Stürme, verbunden mit Donner, Blitz und Regen, alle zwölf Jahre eintreten, und dann großen Schaden anrichten.

Die Insel hat einige Flüsse, die sämmtlich südwärts fließen, und vortreffliches Wasser enthalten. Alle ostindischen nicht nur, sondern auch alle europäischen Früchte gedeihen vortrefflich. Aus dem Gewächsreiche findet man Pomeranzen, Limonien und Granaten, die das ganze Jahr Blüthen nnd Früchte zugleich tragen, Ebenholz, Rothholz und Gummibäume, die Kohlpalme, viele europäische Pflanzen und Kräuter, besonders solche, die gegen skorbutische Krankheiten dienlich sind. Die Büsche und Gebirge hegen vielerlei Thiere, und seitdem die Insel bewohnt ist, giebt es auch Rindvieh, Schweine, Pferde und europäisches Geflügel eine Menge auf derselben. Reissende Thiere, Schlangen, Kröten und anderes Ungeziefer findet man nicht; der Insekten sind nur wenige. Die Küsten sind außerordentlich fischreich, und aus dem Seewasser setzt

sich Salz an den Klippen an. Eine große Plage sind die Ratten, die sich unglaublich vermehrt haben. Kaum sind die Felder mit Korn, Gerste oder Mais besäet worden, so umwühlen und verwüsten sie die Saat gänzlich. Obgleich das Hornvieh auf der Insel sehr gut gedeiht, so ist die Regierung doch wegen der geringen Weide, welche die Insel darbietet, genöthigt, die Einwohner im Gebrauch der Fleischspeisen zu beschränken, damit die Insel dem Zwecke entspreche, weßhalb die ostindische Kompagnie sie mit so großen Kosten unterhält, nämlich die aus Ostindien heimwärts fahrenden Schiffe mit frischen Lebensmitteln und Wasser zu versehen. Darum bekommen die Soldaten und Dienstboten nur viermal im Jahre frisches Rind- und Schöpsenfleisch. In diesen verschiedenen Perioden sind für die erstern drei, für die letztern fünf frische Mahlzeiten bestimmt. Angesehene Leute bekommen dergleichen öfter, obgleich auch mit gewissen Einschränkungen. Diese Unannehmlichkeit wird indeß durch den großen Ueberfluß an Geflügel, das die Insel hervorbringt, und durch Schaalthiere und Fische aus den Gewässern um die Insel vollkommen ersetzt. Kartoffeln werden in solcher Menge gebaut, daß ganze Schiffe damit befrachtet werden könnten, und sie sind nicht schlechter als die englischen. Unter den Küchengewächsen sind die Kohlarten die vorzüglichsten.

Der einzige Ort auf St. Helena ist Jamestown. Er liegt in einem engen Thale, im Hintergrunde einer herrlichen Bay, und besteht nur aus 3 bis 4 Straßen, die eine Viertelstunde lang sind. Die Häuser haben platte Dächer, Gallerien und sind sehr hübsch; der weiße Anstrich sticht äußerst angenehm gegen die grünen Umgebungen ab. Die am Strande liegende Wohnung des Gouverneurs ist im Innern sehr prachtvoll, und hat einen vortrefflichen, mit botanischen Schätzen reichlich versehenen Garten. Die meisten Einwohner bringen den größten Theil des Jahrs auf ihren Landgütern im Innern der Insel zu, und kommen nur nach Jamestown, wenn sie in die Kirche

gehen, oder mit den Ostindienfahrern Handel treiben. Dieser Handel besteht aber bloß darin, daß sie die hier einlaufenden Schiffe mit Erfrischungen und Lebensmitteln versorgen. Eigenen Handel zur See zu treiben, ist ihnen von der englisch-ostindischen Gesellschaft, als den eigentlichen Herren der Insel, verboten.

Der Zustand einer kleinen Kolonie, die in der Abgeschiedenheit einer felsigten Insel eingeschlossen, und durch einen unermeßlichen Ozean von den Unruhen und Leiden der umgebenden Welt getrennt ist, erscheint uns gewöhnlich als ein Aufenthalt der Ruhe und Glückseligkeit. Die Thäler von St. Helena könnten dieß in hohem Grade bewähren. Hier brauchten die Einwohner, im Genuß von Wohlseyn und Sicherheit, nur fur ihre Familien und Gärten zu sorgen. Sie sind hier mit einigen der besten Gaben, welche die Welt darzubieten vermag, gesegnet, nämlich mit langem Leben, Befreiung von Krankheiten, gesunder Nachkommenschaft und schönen Frauen. Allein das Glück und die Zufriedenheit, welches der Weise in der Zurückgezogenheit von der großen geschäftigen Welt findet, ist auf St. Helena nicht anzutreffen. Die Einwohner bringen ihre Zeit grämlich und verdrießlich hin, haben beständig Prozesse mit einander, werden von der tödtlichsten Langweile geplagt, sehen die Insel als einen Verbannungsplatz an, und haben keine größere Sehnsucht, als einmal wieder nach Hause, d. h. nach England zurückzukehren.

In einer Lage, wo die Einwohner den größten Theil des Jahrs von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten sind, und ihren Blick nur auf den öden, ausgedehnten Ozean werfen können, ist die Erscheinung eines Schiffes eine besondere Merkwürdigkeit, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Besonders ist die Ankunft der nach England zurückkehrenden Ostindienfahrer, welche gewöhnlich in die Monate Februar bis April fällt, diejenige Zeit des Jahres, welche eine angenehme Zerstreuung veranlaßt.

Dann verlassen die in der Abgeschiedenheit lebenden Inselbewohner ihre Gärten und Landhäuser, eilen nach Jamestown, öffnen ihre Häuser zur Bequemlichkeit der Fremden, und unterhalten sie mit Spiel, Tanz und Musik. Diese muntern Gesellschaften werden durch die Gegenwart einer Menge angenehmer, hübscher, junger Frauen von den Eingebornen, die ein besonderes Interesse an dieser Lebensweise zu nehmen scheinen, erheitert, wahrscheinlich nicht ohne irgend eine träumende Hoffnung, sie könnten von diesem Schauplatze, wo ihnen immer nur dieselben Gegenstände zu Gesichte kommen, mit fortgenommen werden. So lange die Fremdlinge auf der Insel verweilen, sind die Einwohner unablässig mit den Bedürfnissen derselben beschäftigt, oder sie bemühen sich, ihre Gäste zu unterhalten. Die Passagiere, welche mit den heimkehrenden Ostindienfahrern ankommen, wohnen gewöhnlich, während ihres Aufenthaltes, in den Häusern der Einwohner. Mit Ausnahme des Gouverneurs, des Vicegouverneurs und einigen Andern, von denen Fremde mit ausnehmender Gastfreundlichkeit behandelt werden, sind alle andern Einwohner bereit, die Reisenden zu beherbergen und zu beköstigen, aber freilich zu ungeheuren Preisen, denn auf St. Helena ist alles viermal theurer, als selbst in London.

So lange die Fremdlinge auf der Insel sind, ist das Gemüth der Einwohner ganz mit den Neuigkeiten beschäftigt, von denen sie erzählen hören. In dieser Zeit ruhen die, zwischen einzelnen Leuten bestehenden Streitigkeiten und Processe. Sobald aber die Schiffe abgesegelt sind, und die Ansiedelung geschäftlos wird, so leben die innern Streitigkeiten wieder auf, und des Haders ist kein Ende. Viele bringen ihre Zeit einsam in ihren Gartenhäusern zu. Wenn die Besitzer derselben auch zu einem gesellschaftlichen Umgange geneigt wären, so stehen meistens Klippen, Abgründe und Felsspalten einem leichten und öftern Verkehr im Wege.

Es wird manche launige Anekdote von den Begriffen erzählt, welche die Einwohner vou St. Helena durch ihre Lage bekommen. Eine Dame unterhielt sich eines Tages mit dem Kapitain eines Ostindienfahrers, und fragte ihn unter andern: ob ganz London nicht sehr betrübt sey, wenn die ostindische Flotte England verlasse? Sie glaubte nämlich, weil die Ankunft derselben in St. Helena Gelegenheit zu so vielen Festlichkeiten gebe, das Gegentheil bei ihrer Abfahrt von England statt haben müsse. — Ein Engländer, der einst mit einem Insulaner spazieren ging, stand still, um einen kleinen Fleck zu betrachten, wo die Vegetation äußerst üppig war. Der Einwohner erhob seine Hände, und sagte mit großer Inbrunst: „Wenn St. Helena überall so fruchtbar wäre, als auf diesem Fleck, so würde es das edelste und reichste Land auf der Welt seyn.„

Ein Engländer, J. Johnson, der im December 1805 nach St. Helena kam, erzählt von seinem Aufenthalte auf der Insel manches Merkwürdige. Seine Worte sind:

Wir kamen am 14ten December 1805 an dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei, und segelten in gerader Richtung auf St. Helena los. Am neunten Tage sahen wir bei Sonnenaufgang die Insel in einer Entfernung von ungefähr 15 Seemeilen. Als wir uns ihr von Südosten näherten, erschien sie uns als eine unregelmäßige, hohe Felsenreihe, deren nördliches Ende äußerst steil ist, die südliche aber mehr Abdachung hat. In einer kleinen Entfernung von der letztern ragen zwei Felsen, Nordlos genannt, hervor, von denen der eine einem großen Schiffe mit allen Segeln ähnlich ist, und dieß so täuschend, daß der Matrose, der oben im Mastkorbe die Wache hatte, ausrief: Ein Schiff an der Küste!„ Als wir dem Lande näher kamen, schien die Insel mit einer Kette unersteigbarer Höhen umgürtet zu seyn, hinter deren felsige und rauhe Gebirge zu einer ungemeinen Höhe emporstiegen, auf deren Gipfel Telegraphen angebracht sind, um die An=

näherung von Schiffen anzuzeigen. Einige von den Felsen, die diese Kette bilden, sind von oben bis unten gegespalten, und zeigen Klüfte, die schrecklich anzusehen sind, während andere in phantastischen Formen zum Vorschein kommen, Schlösser, Thiere und mancherlei andere Ge-Gegenstände vorstellend.

Wir steuerten in halber Kabeltauferne an einem hohen Vorgebirge, Barospoint genannt, vorüber. Es ist der ungeheuerste Felsen, den ich jemals sah, beinahe völlig senkrecht, 15 bis 1600 hundert Fuß hoch. Von hier steuerten wir dicht an der Küste hin nach Sugar-loaf-Hill und Point. Auf der Spitze des erstern befindet sich ein Telegraph, und auf einem hervorspringenden Felsen des letztern, ungefähr 80 oder 90 Fuß über der Meeresfläche, ist eine kleine Batterie von 3 bis 4 Kanonen, die Schiffe zu nöthigen, beizulegen, und ihre Boote an die Küste zu schicken. Diese Worte sind mit großen weißen Buchstaben auf einem schwarzen Brett in drei verschiedenen Sprachen, der englischen, französischen und portugisischen, an einem in die Augen fallenden Theile der Batterie angebracht. Die Offiziere auf dieser Station haben Befehl, wenn ein Schiff der Spitze nahe kommt, eine Kanone blind abzufeuern. Wird nicht darauf geachtet, so sollen sie eine Kugel über das Schiff wegschicken, und wird auch darauf keine Rücksicht genommen, so sollen sie auf das Schiff selbst schießen.

Nachdem wir beigelegt und ein Boot an die Küste geschickt hatten, um den Namen des Schiffes anzugeben, steuerten wir an verschiedenen zwischen den Felsen angebrachten Batterien vorbei, und ankerten eine Viertelmeile von Jamestown. Wie oie Schiffe und das Fort sich einander begrüßten, glich der Widerhall an den Felsen und Bergen den lautesten Donnerschlägen, welches, verbunden mit der Neuheit der ganzen Umgebung, einen erstaunlichen Contrast mit den einförmigen Ansichten gab, an die unser Auge seit unserer Abreise aus Indien gewöhnt war.

Jamestown wird an den Seiten von zwei hohen Bergen begrenzt, Ruperts- und Ladderhill genannt, die allmählich, wie sie sich dem Meere nähern, von einander abfallen, und zuletzt in zwei ungeheure und beinahe senkrechte Klippen endigen. Der Zwischenraum bildet ein Dreieck, welcher ungefähr anderthalb englische Meilen lang und an seiner Basis etwa fünfhundert Ellen breit ist. Diese Basis ist eine befestigte Linie, die sich von einem Felsen zum andern erstreckt, und mit 30 Stücken schweren Geschützes besetzt ist, beinahe in einerlei Höhe mit der Oberfläche des Wassers. Unmittelbar hinter dieser Linie befindet sich das Gouvernementshaus und die Kirche, von wo aus dann die Stadt sich nach dem Thal hinauf ausdehnt, stufenweise in der Breite abnehmend, so daß zuletzt nur ein Raum für ein einziges Haus bleibt. Indeß sind in diesem kleinen Raume kleine Gärten, Baumgruppen und schattige Spaziergänge angebracht, wodurch die Stadt eine angenehme Ansicht darbietet. Die Häuser derselben sind in englischem Geschmack recht hübsch gebaut, gewöhnlich zwei Stock hoch und weiß angestrichen. Im Ganzen hat sie viel Aehnlichkeit mit einer hübschen englischen Landstadt, und auch die Einwohner, Sprache und Sitten sind durchaus englisch. Wenn man von den Straßen an Ruperts- und Ladderhill hinaufblickt, so gewährt dieß eine düstere, erhabene Ansicht. Der Fremdling schaudert bei dem Anblick ungeheurer Felsenmassen, die an beiden Seiten des Thales von einer wunderbaren Höhe herabhängen, und die wegen ihrer wild zertrümmerten Lage jeden Augenblick zerstörend auf die Stadt herabstürzen zu müssen scheinen. Die Einwohner aber betrachten diese Gegenstände nicht nur mit vollkommener Gleichgültigkeit, sondern scheinen sogar verwundert, daß sie bei Andern irgend ein ungewöhnliches Gefühl zu erregen vermögen.

Da wir uns nur 48 Stunden auf der Insel verweilen durften, so hatten diejenigen unter uns, welche sie besehen wollten, keine Zeit zu verlieren. Deßwegen ver-

schaffte sich eine Gesellschaft, zu der auch ich gehörte, Pferde, und brach am 24. Dezember bei Tagesanbruch von Jamestown auf, um einen Streifzug durch die Insel zu machen.

Wir fingen unsre Reise damit an, daß wir den Ladderhill erstiegen; eine steile Anhöhe, die beim ersten Anblick von der Natur als eine Schranke bestimmt zu seyn scheint, welche von einem menschlichen Wesen nie erklimmt werden sollte. Allein menschlicher Kunstfleiß hat mit unglaublicher Anstrengung den Felsen gesprengt und einen Zickzacksteg bis zum Gipfel hinaufgeführt. Auf halbem Wege ungefähr hielten wir an, um auf die Stadt hinabzublicken, die sich von dieser Höhe wie in Miniatur darstellte. Die Straßen glichen denen, welche man aus Häusern von Kinderspielen zusammenstellt; das Ganze kam uns so ungeheuer klein vor, als könnten wir es mit einer Hand bedecken. Sah man aufwärts, welch ein Abstand war das! Wer vermag ohne Schaudern solche gigantische Vorsprünge von Felsen über sich hängend wahrzunehmen, die in so losem und unzusammenhängendem Zustande erscheinen, daß die Einbildungskraft sie sich oben niederstürzend vorstellt. Zufälle dieser Art ereignen sich nach heftigem Regen wirklich, wenn wilde Ziegen an den Rändern der Abgründe herumklettern und kleine Felsstücke losreißen, die dann im Herabrollen andere, weit größere mit fortnehmen, bis endlich ganze Massen, zum Erstaunen und Schrecken der Einwohner in das Thal hinabdonnern. Darum ist es auf der Nordseite der Insel Niemand gestattet, zahme Ziegen zu halten, und für jede wilde Ziege, die man schießt, wird eine Belohnung gegeben.

Auf Ladderhill stehen mehr als 20 Kanonen. Einige längs dem Rande des über der Stadt hängenden Felsen, andere längs dem Rande, von dem man die Wege übersieht. 6 bis 7 derselben sind in der Art auf Lavetten angebracht, daß man gerade damit auf die Stadt und die Wege schießen kann; die andern stehen auf gewöhnlichen

Lavetten, und dienen zu Grußbatterien. Wenige von uns wagten es, zu diesen Abgründen hinabzublicken.

Von hier gingen wir nach Highknoll, über eine Strecke, die das wahre Muster der Unfruchtbarkeit zu seyn schien. Jeder Schritt, den wir hinaufstiegen, bot neue Ansichten von Felsen und Bergen dar, die auf die wildeste Weise untereinander geworfen sind, ohne eine Spur von Vegetation zu zeigen. So ist die Ansicht, wenn man nur noch wenige Schritte vom Gipfel des Highknoll entfernt ist, und sie geht zuletzt in den Abstand der spiegelglatten Oberfläche eines unermeßlichen Meeres aus, die auf der höchsten Spitze in's Auge fällt. Nun stiegen wir zu dem Thurm auf dem Gipfel hinan, und wir hatten ihn kaum erreicht, als die rauhe Aussicht plötzlich wie ein täuschender Zauber verschwand. Das Auge streifte nun über eine Reihe kleiner, lachender Thäler, Gebüsche und Gehölze hin, grünend, wie im Frühling, durchschnitten mit köstlichen Waideplätzen für Heerden aller Art. Das Ganze war vermischt mit Anpflanzungen, Gärten und kleinen Landhäusern, alles mit hohen, unregelmäßigen Bergreihen und Felsen umringt, die in einem unbeschreiblichen Maaße gegen die von ihnen umgebenen malerischen Scenen abstachen. Hier wurde unsre Aufmerksamkeit eine Weile gefesselt, dann stiegen wir die noch jähere Südseite des Knolls hinab, und gelangten zu dem Landhause des Gouverneurs, Plantationhouse genannt. Es liegt an der Seite eines angenehmen kleinen Thales, umgeben von angebautem Lande und Gärten, und hat eine vortreffliche Aussicht auf das Meer.

Unser Weg nahm nun eine schlängelnde Richtung an den Abdachungen kleiner Berge, deren grüne Seiten sich links des Hauptthales hinunterziehen, und viele kleine Schluchten bilden, von deren schönen Ansicht man sich keinen Begriff machen kann. Wir konnten uns nicht enthalten, bei jeder Wendung des Weges stille zu stehen, um diese köstliche Landschaft zu bewundern, deren Gestaltun-

gen jeden Augenblick abwechselten, nach den verschiedenen Gesichtspunkten, von denen man sie überblickte.

Nach einem angenehmen Ritt von ungefähr einer Stunde gelangten wir zu der Anhöhe von Sandybay, über die wir hinüber mußten, um zu der Bay gleiches Namens zu gelangen, Als wir uns dem Gipfel näherten, machten wir einige Minuten Halt, um einen Abschiedesblick auf die nördliche Aussicht zu werfen, da wir nicht erwarteten, noch irgend etwas Aehnliches auf der Insel zu sehen. Wie sehr wurden wir aber überrascht, als uns auf dem Gipfel dieser Höhe eine Aussicht in die Augen fiel, welche diejenigen bei weitem übertraf, die wir verlassen hatten. Wahrlich, die Natur muß äußerst gut gelaunt gewesen seyn, als sie diese Bay, und überhaupt ganz St. Helena bildete, wo sie das Erhabene und Schöne mit einer freigebigen Hand bis znr Verschwendung ausspendete.

Auf dieser Höbe stiegen wir ab, und ließen unsere Pferde für eine Weile die üppige Waide genießen, damit wir die romantische Landschafr, die vor uns ausgebreitet lag, mit Muße betrachten konnten. Die Aufmerksamkeit wird hier besonders durch zwei ungeheure Felsen angezogen, die, von diesem Standpunkte aus, dicht an einander zu stehen scheinen, und denen man die Namen Lot und sein Weib gegeben hat. Der erstere, bei weitem der seltsamste von beiden, steigt aus einem rauhen Grunde nahe an der See, in der Form einer ungeheuren natürlichen Pyramide, oder eines Thurmes von der sonderbarsten und Staunen erregenden Gestalt, bis zu einer schwindelnden Höhe empor. Ob er vom Ursprung an hier gestanden habe, oder durch irgend einen heftigen Naturkrampf hervorgebracht worden sey, wage ich nicht zu entscheiden. Das Letztere ist mir wahrscheinlich, da viele dieser Felsen vollständige Lavamassen sind, und überhaupt die kegelförmige Bildung der Berge auf der ganzen Insel einen vulkanischen Umsturz andeutet. Während ich auf dieser Anhöhe saß, um die Aussicht zu genießen, erzählte einer der

Insulaner unter andern Anekdoten auch folgende in Bezug auf den Felsen Lot.

Der Sclave eines der umherwohnenden Gutsbesitzer, welcher von seinem Herrn mißhandelt worden war, oder geworden zu seyn glaubte, bemächtigte sich eines Tages einiger Lebensmittel, lief damit den Felsen hinan und erklimmte, in seiner Begierde nach Freiheit, mit ungemeiner Anstrengung die Spitze desselben. Da man ihn auf seiner Flucht wahrgenommen hatte, so wurde eine Anzahl Sklaven zusammen gebracht, und man setzte eine Belohnung für diejenigen aus, welche den Flüchtling ergreifen würden. Er aber trieb diese Feinde seiner neuerlangten Unabhängigkeit bald zurück, indem er Felsenstücke auf sie hinabrollte, welche sie nöthigten, in der größten Eile davon zu fliehen. Hier, obgleich ihm bald die größte Hungersnoth bevorstand, zog er doch lieber seine luftige Einsamkeit, im Genuß der Freiheit, allen Reitzungen des gesellschaftlichen Umgangs und der Nahrung vor, welche ihm das Thal darbot. Da der Fuß des Felsen sich weit ausdehnt, und man sich in einer gewissen Entfernung halten mußte, so war es sehr schwer, ihn zu blokiren. Daher gelang es ihm, sich gelegentlich des Nachts herabzuschleichen und die benachbarten Maierhöfe, mit deren Lage er genau bekannt war, in Kontribution zu setzen. Er war immer darauf bedacht, vor Tagesanbruch wieder auf seiner hohen Feste zu seyn, wo er die Früchte seiner nächtlichen Züge ohne Furcht, in seinem einsamen Reiche gestört zu werden, genießen konnte. Ein solches Raubsystem war indeß mit zu vielen Gefahren verknüpft, als daß es lange hätte dauern können, und so wurde er denn doch einst bei Nacht auf seinen Streifzügen entdeckt. Es entstand ein lärmendes Geschrei, die Leute liefen zusammen, und bevor der arme Schwarze seinen geliebten Fels der Freiheit wieder erreichen konnte, wurde er gefangen genommen und zum Strange verurtheilt.

Wir stiegen nun einen jähen, geschlängelten, schma-

len Weg hinab zum Thale, und wurden für unsere mühevolle Reise durch die schöne Ansicht von diesem neuen Standpunkte aus reichlich belohnt. Ungefähr in der Mitte des Thales begegnete uns Kapitain G*., der uns in sein Schloß, wie er es nannte, einlud, und darauf auszugehen schien, uns durch eine vortreffliche Bewirthung, eine gute Meinung von der Gastfreundschaft dieser Insulaner einzuflößen. Wir genossen des Guten so viel, und wurden dadurch so munter, daß wir beschlossen, noch den Tiarapeak, den höchsten Punkt von St. Helena, zu besteigen. Wir kletterten daher die Sandybay-Höhe von neuem hinauf, wendeten uns dann zur Rechten, und gingen in einer östlichen Richtung zu dem steilen, rauhen Gipfel hinan, bis uns die Dichtheit des Gebüsches wieder abwärts zu steigen nöthigte. Nachdem wir eine Stunde durch das Gebüsch geklettert und gekrochen waren, und einige der Gesellschaft schon die Hoffnung aufgegeben hatten, daß wir unsern Zweck erreichen würden, gelangten wir zu den Gipfeln des Piks. Da dieser beinahe im Mittelpunkt der Insel, und 2700 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, so gewährt er eine vollständige Ansicht von St. Helena und einer großen Meeresstrecke in jeder Richtung, die bloß von dem fernen Horizont begrenzt wird. Hier waren die Aussichten und Landschaften, die wir einzeln bewundert hatten, nebst noch vielen andern, unter Einen Anblick gebracht, und boten ein äußerst anziehendes Gemälde dar. In jeder Richtung wurden wir irgend einen neuen Punkt gewahr, der sich auf eine besondere Art auszeichnete. Das Ganze stellte ein prächtiges Panorama vor, gemalt von einer Hand, die jeder menschlichen Nachahmung Trotz bietet. Die leichtstreifenden Wolken, die vom Südostwinde herangetrieben wurden, und die uns in einen augenblicklichen Nebel hüllten, erhöheten die Wirkungen dieser malerischen Landschaft, indem sie dieselbe für eine kurze Weile unsern Augen entzogen, und dann sich plötz-

lich wieder zerstreuend, die abwechselnde Aussicht von neuem vor unsern Augen aufdeckte.

Die Luft auf diesem Pik, und überhaupt auf allen Bergen der Insel, war so kühl, wie sie gewöhnlich im April in England ist, obgleich es hier mitten im Sommer war, und die Sonne um Mittag beinahe senkrecht über uns stand. Man darf sich darüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß der ewige Windzug über ein unermeßliches Meer wehend, beinahe erkaltet, bevor er diese Insel erreicht, deren hoben Berge, die vorüberziehenden Wolken anziehend und verdichtend, beständig feucht sind. Die Ausdünstung ihrer Gipfel ist ebenfalls als eine Ursache der kühlen Luft zu betrachten.

Wir stiegen nun einen rauhen Berg hinab, bis zu einer Telegraphen-Station, Halleysmourt genannt. Hirr hatte der berühmte Astronom Halley vor vielen Jahren sein Zelt aufgeschlagen, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Von hier stiegen wir einen andern, mit Felsstücken besäeten, Berg hinab, an dessen beiden Seiten sich tiefe Abgründe befanden, die uns schwindelnd machten. Endlich gelangten wir zu dem Sidepath, einem schmalen Wege, der an der Seite einer jähen Vertiefung eingehauen ist. Dieser Weg führte uns nach Jamestown, wo wir bei Sonnenuntergang sehr ermüdet, aber mit unserer zwölfstündigen Wanderung sehr zufrieden, ankamen.

Wir traten in dem einzigen Gasthofe ab, den St. Helena darbietet. Der Wirth desselben tritt in der dreifachen Eigenschaft eines Gastgebers, Theaterregisseurs und ersten Schauspielers auf. Wir verlangten Beefsteak oder Schöpsenkarbonade, und zwar so geschwind als möglich, denn die schneidende Luft der Berge hatte uns auch einen starken Appetit erregt. Der Roscius von St. Helena betrachtete uns eine Weile mit Verwunderung, nahm dann eine theatralische Stellung an und rief: "Großer Gott, meine Herren, sie müssen einen sehr unvollkommenen Be-

griff davon haben, wie weit die Menschlichkeit gegen die thierische Schöpfung auf dieser Insel getrieben wird. Ja, meine Herren, man geht hier mit weit mehr Ceremonien zu Werke, um einem Rinde oder Schafe den Hals abzuschneiden, als in einigen eurer europäischen Länder, den Hals eines Bürgers abzuschneiden. Wirklich, meine Herren, kein Einwohner darf eines seiner Thiere tödten, ohne die besondere Erlaubniß des Gouverneurs mit Zustimmung seines Rathes.»

"Der Teufel hole eure pythagoräische Menschlichkeit, wenn wir Hungers sterben sollen wegen eurer affectirten Milde gegen ein elendes Schaf oder Rind.»

"Nicht so, erwiederte der Held des Kothurns; brittische Seefahrer werden wahrlich nicht zu sterben genöthiget seyn, wenn noch guter gesalzener Aal und Grog zu finden ist.»

Obgleich wir nicht vollkommen der Meinung unsers Wirths waren, so mußten wir doch mit dem zufrieden seyn, was er uns anbot. Er fügte noch ein Gericht Fisch hinzu, und so war das Ganze nach unsrer ermüdeten Reise nicht zu verwerfen.

10.

Gezwungene Reise Pabst Pius des Siebenten, von Rom nach Savona.

Als Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen emporgeschwungen hatte, wünschte er seiner neugeschaffenen Majestät den Charakter der Heiligkeit zu verleihen. Die Kirche sollte dem Werke der Gewalt und der Schlauheit ihre Weihe geben. Deßwegen wurde Pius der Siebente eingeladen, nach Paris zu kommen, um den Usurpator zum Gesalbten des Herrn zu machen. Die Bedenklichkeiten, dieser Einladung zu folgen, wurden durch die Hoffnung besiegt, daß eine freundschaftliche Verbindung mit Frankreich dem römischen Stuhle mannigfaltige Vortheile gewähren würde. Aber diese Hoffnung wurde grausam getäuscht, und die Eintracht zwischen dem Papst und dem Kaiser war nur von kurzer Dauer.

Napoleon kannte keine andere Freundschaft, als Unterwerfung. Nachdem er das Ansehen des Papstes benutzt hatte, um seiner Herrschaft in den Augen der Völker eine höhere Weihe zu geben, fühlte er sich verletzt durch das Daseyn einer Person, die den Menschen in gewisser Hinsicht mehr galt, als er selbst. Der Gedanke, das Pabstthum, gleich den Thronen der Könige, zum Schemel seiner Füße zu machen, begann in seinem Kopfe zu gähren. Und je mehr das Glück seine Unternehmungen

begünstigt, um so weniger hatte er es hehl, daß er von jedem Schwächern, folglich auch von der christlichen Kirche und ihrem Haupte, gänzliche Unterwerfung verlange, und daß er die Kräfte aller von ihm abhängigen Staaten, folglich auch die des Kirchenstaates, zu seinen Zwecken zu benutzen denke. Unaufhörlich gesteigerte Forderungen unter allerlei nichtigen Vorwänden, ergingen an den Pabst, und selbst in Kirchensachen ward, mit offenbarer Beeinträchtigung der päbstlichen Gewalt, manche Neuerung vorgenommen. Es wurde ein vom römischen Stuhle unabhängiges französisches Patriarchat in Anregung gebracht, und verlangt, daß ein Drittheil der Kardinäle jederzeit Franzosen seyn sollten. Der Papst sollte das napoleonische Gesetzbuch in seinen Staaten einführen, unbedingte Freiheit jeder Gottesverehrung und deren öffentliche Uebung zugestehen, die gänzliche Unabhängigkeit der Bischöfe von der päpstlichen Gewalt erklären, alle Mönchs- und Nonnenorden ohne Ausnahme aufheben, das ehelose Leben der Geistlichen abschaffen, Joseph Bonaparte als König von Neapel krönen, und mit dem Königreich Italien und Neapel in ein Schutz- und Trutzbündniß treten.

Der Papst verweigerte standhaft, was er in seiner Lage nicht zugestehen konnte, und die wiederholte Drohung Napoleons: seine Staaten würden einen andern Herrn erhalten, wenn er auf seiner Weigerung beharre, vermochte nicht, ihn zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen. Da fielen die Franzosen ins päbstliche Gebiet, besetzten Ankona und Civita Vecchia, und der General Miollis rückte im Februar 1808 mit 6000 Mann französischer Truppen in Rom ein.

Von diesem Zeitpunkte an folgte eine Gewaltthat auf die andere. Die Franzosen entwaffneten nicht nur die päpstliche Wache in der Porta del Popolo, und besetzten ohne Widerstand die Engelsburg, sondern indem sie sich in Masse vor dem Quirinalpallaste, wo der Papst wohnte, aufstellten, richteten sie sogar 8 Kanonen gegen diesen

Pallast. Die Post und die Buchdruckereien wurden in Beschlag genommen, die päpstlichen Truppen den französischen einverleibt, und die Offiziere, die sich des Dienstes weigerten, als Gefangene nach Mantua geschleppt. Vier Kardinäle wurden als Staasverbrecher nach Neapel geführt, zehn andere aus Rom verwiesen. Die Schweizerwache vor dem päbstlichen Pallaste ward überwältigt, die Noble-Garde entwaffnet, und auf die Engelsburg gebracht. Auch in den Provinzen waren der Verhaftungen, Absetzungen und Eingriffe in die Verfassung unzählige. Von Verhaftungen kam es sogar zu Hinrichtungen. Mehrere Menschen wurden wegen ihrer Anhänglichkeit an die päbstliche Regierung erschossen. Gewaltige und Gewaltthäter finden überall eine Anzahl Schlechtgesinnter, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; so auch der General Miollis und seine Helfershelfer. Den Theil des niedrigsten Pöbels, der sich an die Schergen des großen Kaisers angeschlossen hatte, belohnte dieser durch die unbegrenzteste Nachsicht gegen seine zügellose Frechheit. Die schamlosesten Frevel, die gräulichsten Gewalt- und Schandthaten wurden an mehreren Orten des Kirchenstaates, besonders von den sogenannten Bürgergarden, ungestraft begangen.

Vergebens wandte der Pabst alle Hülfsmittel des Schwachen, Sanftmuth, Geduld und Bitten wider den Gewaltsräuber an; vergebens setzte er festen Widerspruch den frechen Anmaßungen entgegen. Statt darauf zu achten, erließ vielmehr Napoleon (am 2. April 1808) zu St. Cloud im kaiserlichen Pallaste ein Dekret, durch welches die päbstlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino unwiderruflich und auf ewig dem Königreiche Italien einverleibt wurden, "weil der Vortheil des großen Reiches die unmittelbare Verbindung zwischen Neapel und Oberitalien heische, und weil die Schenkung Karls des Großen, Napoleons Vorfahrers, nur zum Nutzen der Christenheit, nicht zu jenem ihrer Feinde

geschehen sey.» Der Hauptschlag endlich erfolgte am 17. Mai 1809, an welchem Tage Napoleon "auf seinem kaiserlichen Feldlager bei Wien» jenes berüchtigte Dekret erließ, welches den Kirchenstaat gänzlich mit dem französischen Reiche vereinigte, die Stadt Rom für eine kaiserliche und freie Stadt erklärte, und den Pabst auf einen Jahrgehalt von zwei Millionen Franken setzte.

Nun hatte der heilige Vater nichts mehr zu verlieren, das Aeußerste hatte Napoleon gegen den päbstlichen Stuhl verübt; was er gegen seine Person sich unterfangen durfte, das fürchtete Pius nicht. Schon gegen die Besetzung Roms und den Raub Ankona's hatte er die feierlichsten Protestationen erlassen, laut erklärend, daß kein Krieg mit Frankreich bestehe, und daß nur baare Gewaltthat ihn drücke. Jetzt, als das Aeußerste geschehen war, sprach er den Bannfluch aus gegen Alle, die solche Gewalt verübt, dann gegen Napoleon selbst, und endlich gegen Alle, die sich der Bekanntmachung dieses Fluches widersetzen würden Auch wurden diese Bullen durch den Eifer der päbstlichen Getreuen bekannt, so viele Rache und Gewalt die französischen Autoritäten anwandten, sie zu unterdrücken.

Napoleon, von seinen siegreichen Heerschaaren umgeben, achtete der Verwünschung des römischen hohen Priesters wenig; doch ließ er demselben seine Rache fühlen. Pius, der sich beharrlich weigerte, von den ihm angesetzten Einkünften etwas anzunehmen, ward durchaus als Gefangener behandelt. Er hatte sich in das Innere des Quirinalpallastes zurückgezogen und die Hauptzugänge vermauern lassen, damit seine Feinde nur durch die offenbarste, allgemeines Aufsehen erregende und allgemein empörende Gewalt ihm beikommen könnten. Das Gericht von einer nahen Abführung des Pabstes lief inzwischen durch die ganze Stadt. Je mehr sich jetzt der Unwille des Volks laut und deutlich zeigte, und je drohender die allgemeine Gährung stieg, um desto mehr eilte Miollis,

dem der Befehl geworden war, den Pabst gefangen zu nehmen, die Ausführung desselben zu beschleunigen. Dieser, davon benachrichtiget, benutzte den Zeitpunkt kurz vor seiner Abführung von Rom, von seinen Unterthanen Abschied zu nehmen, und sie zur Ruhe und Ergebung zu ermahnen.

Die zum Einbruch in den päbstlichen Pallast nöthigen Geräthschaften und Arbeiter waren indessen in dem nahe gelegenen Stadtquartiere la Pilotta von den Franzosen versammelt, mit denen sich eine Menge verworfenen Gesindels vereinigte, während zugleich zahlreiche Streifwachen die nächsten Umgebungen des Quirinals besetzten. Der Angriff erfolgte in der Nacht vom 5. auf den 6. Julius unter der Leitung des Generals Radet, obersten Befehlshaber der Gensdarmerie in Rom. Während ein Theil der Truppen, von Banditen und Galeerensklaven geleitet, die Gartenmauern überstieg, drang ein anderer durch die äußern Thore des Quirinals, entwaffnete die Wache habenden Schweitzer, denen der Pabst jeden Widerstand untersagt hatte, und erbrach die Thüren im Innern des Pallastes, welche verrammelt worden waren, damit die Gewalt desto augenscheinlicher werde. An der Spitze eines bewaffneten Haufens trat Radet zuerst in das Zimmer des Pabstes. Der Anführer hatte den Hut unter dem Arme, die Soldaten aber die Tschako's auf dem Kopfe und die Gewehre beim Fuß. Der heilige Vater saß völlig angekleidet und schreibend an seinem Pulte. Einen Blick voll Würde warf er dem eintretenden General zu, und sprach: "Weßhalb stören Sie mich um Mitternacht in meiner Wohnung? Was ist Ihr Begehr?"

Die Soldaten, von Ehrerbietung durchdrungen, zogen auf diese Anrede, ungeheißen, und wie mechanisch, alle die Tschako's ab. Der General eröffnete dem Pabst, ohne von dem gegen den Kaiser geschleuderten Bannstrahl nur das Geringste zu erwähnen: er habe ihn zu gütlicher Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft aufzufordern,

und es könnten Se. Heiligkeit, wenn Sie hierein willigten, ruhig in Rom bleiben. Pius erhob die Augen und die rechte Hand gen Himmel, und sprach: "Was ich gethan, das habe ich nach Anrufung des heiligen Geistes gethan, und ihr mögt mich eher in Stücken hauen, als mich davon abwendig machen." Da erklärte Radet, daß er auf diesen Fall Ordre habe, Se. Heiligkeit aus Rom abzuführen.

Stillschweigend stand Pius auf, nahm sein Brevier unter den Arm, reichte dem Kardinal Palla, der indeß in Purpur gekleidet im Gemach erschienen war, die Hand, und stieg mit ihm bis zu dem eingeschlagenen Fenster hinab; auf einen Lehnstuhl festgebunden, ward der heilige Vater durch dieses auf die Straße hinuntergelassen. Einige Nachbarn, die, durch den Lärm stutzig gemacht, aus den Häusern gesehen hatten, wurden von dem Militär gezwungen, sich zurückzuziehen und ihre Thüre zu verschließen. Nachdem der Pabst zum Abschiede mit tiefer Bewegung den Segen über seine Stadt Rom ausgesprochen hatte, stieg er mit dem Kardinal in den Wagen, der ihrer wartete, und der so verschlossen war, daß man sie durchaus nicht sehen konnte Der Zug ging durch eine entlegene Gasse nach dem nahen Porto Salona, und von da um die Stadt herum nach der Porto del Popolo, wo Postpferde und ein Trupp Gensdarmen warteten. Diese lösten das Fußvolk ab, das den Wagen bis dahin begleitet hatte, und von ihnen umgeben, fuhr der Wagen, auf dessen Kutschersitz der General Radet Platz nahm, um 3 Uhr Morgens von Rom ab. Die Reise ward möglichst beschleunigt. Zu la Storta, der ersten Station, warfen sich die Postknechte weinend zu den Füßen des heiligen Vaters, und baten um seinen Segen. Er ertheilte ihnen denselben und tröstete sie mit den Worten: Corrogio et oragione (Muth und Gebet). Dem General Radet entging die Rührung nicht, die diese wenigen Worte unter dem zahlreich zusammen gelaufenen Volke hervorbrachten. Desto eifriger

betrieb er die Abreise, und desto mehr verdoppelte er seine Aufmerksamkeit in Bewachung seines ehrwürdigen Gefangenen. Der Wagen durfte, ungeachtet der Beschwerde, welche die große Hitze dem Pabst verursachte, auf der ganzen Reise nicht wieder geöffnet werden. Dennoch wurde überall bekannt, wen man darin gefangen fortschleppte. Allenthalben sah man das Volk bestürzt und niedergeschlagen auf den Wagen blicken; allenthalben ertönten die Ausrufe: O Dio! Id Dio lo permatte! Pazienza. (O Gott! Gott läßt es zu! Geduld!)»

Die Reise ging den ersten Tag bis Radicofani, dem ersten toskanischen Orte, fünfzig Stunden von Rom entfernt, wo man um 10 Uhr des Abends anlangte. Dort hatte man im Gasthofe Zimmer für 2 Kardinäle bestimmt, und man hoffte so die Anwesenheit des Pabstes geheim zu halten; aber er wurde erkannt. Da die Beschwerden der Reise dem Pabste eine Unpäßlichkeit zugezogen hatten, so sah sich Radet genöthiget, bis zum andern Abend um 5 Uhr in Radicofani zu verweilen. Da war den ganzen Tag über das Haus von einer Menge Menschen umströmt, begierig, den Pabst zu sehen, und seinen Segen zu erhalten. Aber daran war nicht zu denken. Der General Radet hatte sogleich nach seiner Ankunft das Haus mit Wache von der Garnison des Orts besetzen lassen, die Niemand einließ. An diesem Orte holten den Pabst 5 Personen von seinem Hofstaate ein, die mit Erlaubniß des französischen Kommandanten zu Rom ihm nachgereist waren. Sie erhielten, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, vom General Radet die Vergünstigung, ihm weiter zu folgen. Es waren dieß der Oberkammerherr Prinz Doria, ein Prälat, ein Arzt und zwei Kammerdiener.

Von Radicofani ging die Reise über Siena, wo die Pferde außerhalb der Stadt gewechselt und die herzueilenden Bauern von den Gensdarmen mit Gewalt zurückgetrieben wurden, nach Poggibonzi, wo der Pabst wieder 4 oder 5 Stunden ausruhte. Außer der Dienerschaft des

Gasthauses, die seinen Segen empfing, durfte sich ihm Niemand nähern. Hinter Poggibonzi warf der Wagen des Pabstes um, und General Radet verstauchte sich im Herabfallen eine Hand. Aber er ließ sogleich den Prinzen Doria und das übrige Gefolge, das nun in einem zweiten Wagen nachfolgte, aussteigen, den Pabst und den Kardinal darin Platz nehmen und die Reise fortsetzen. Doria und die andern mußten bis zur Ausbesserung des Wagens in Poggibonzi bleiben.

In Florenz, wo man am 8ten Julius Abends anlangte, war in der Karthause außerhalb der Stadt für den Pabst Quartier gemacht. Er ruhete hier einige Stunden, aber keiner der Mönche durfte sich ihm nahen. Hier ward auch der Kardinal Pacca, dessen Gesellschaft der Pabst sich bis jetzt durch seine Festigkeit bewahret hatte, von seiner Seite gerissen und nach Bologna gebracht. Mit dem nun ganz einsamen Pabst schlug der General Marcotti, der Radet ablöste, den Weg über Pisa an die Küste von Genua ein. Man trauete dem Volke in der Gegend des Meerbusens Spezzia nicht, und ließ daher den Pabst in einer Barke über den Golf setzen. Da fragte er die Gensdarmen: ob denn die französische Regierung befohlen habe, ihn zu ertränken? — Die Reise sollte nun längs der genuesischen Rivinna über Nizza nach Frankreich gehen; ein höchst beschwerlicher und unbequemer Weg. Zum Glück begegnete dem Pabst der französische General Montechocsy, der es auf sich nahm, den Weg über Alessandria und den Mont Cenis mit dem Pabste einzuschlagen. Der Kardinal Pacca war indeß auch nach Alessandria gebracht worden, und durfte nun dem Pabst wieder folgen, doch in einem besondern Wagen, von einer besondern Wache umgeben.

Die Reise ging von Alessandria um Turin herum, bei welcher Stadt man den 17ten Juli früh um 1 Uhr vorbeifuhr, auf den Mont Cenis zu. Die Beschwerden der langen Reise hatten aber den Pabst so angegriffen, daß

er zwischen Rivol und Susa in eine Ohnmacht fiel. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er zu dem Gensdarmen-Oberst Boisard, der jetzt die Eskorte kommandirte: "Haben Sie Ordre, mich, gleichviel todt oder lebendig fortzubringen? Ist dieses nicht, so verlange ich anzuhalten." Der Oberst ließ also im nächsten Dorfe halten, doch nicht, wie der Pabst verlangte, beim Pfarrer, sondern beim Maire. Der Pabst trank hier eine Tasse Chokolade, und wurde dann nach einer kurzen Ruhe weiter und bis auf den Mont Cenis gebracht. Hier zuerst verstattete man ihm eine Ruhe von 2 Tagen und 3 Nächten. Alles Volk aus der Gegend von Susa strömte da hinauf, und empfing den Segen des heiligen Vaters. Den 21sten Julius reiste er weiter. Erst zu Montmeillan, in Savoyen, wurde ihm erlaubt, den Kardinal Pacca wieder in seinen Wagen zu nehmen, und so langte er mit ihm den 21sten Julius Abends um 6 Uhr zu Grenoble an. Hier wurden sie aber von neuem getrennt. Der Wagen fuhr bei der Präfekturwohnung vor, wo dem Pabst sein Quartier angewiesen wurde; der Kardinal mußte, so wie er aus dem Wagen stieg, zu Fuße, in Begleitung des Maires und des Kommandanten, nach dem Hotel Belmont wandern, und er durfte, so lange der Pabst hier blieb, ihn nicht sprechen.

Der Aufenthalt des Pabstes in Grenoble dauerte 11 Tage. In dieser Zeit strömte das andächtige und theilnehmende Volk täglich in großer Anzahl herbei, um den Segen des heil. Vaters, den er aus dem Fenster ertheilte, zu empfangen. Dieß konnte oder wollte man nicht verhindern; dagegen ließ man schlechterdings keinen Geistlichen zum Pabst. Der ehrwürdige Dulder zeigte übrigens stets große Fassung und Heiterkeit, ob er gleich nicht wußte, was ferner seinetwegen beschlossen sey.

Plötzlich verfügte die Willkühr Napoleons anders über den Gefangenen. Die Nacht auf den 2ten August wurde er auf der Straße von Valence abgeführt, der

Kardinal Pacca aber, ohne vorher den Pabst gesehen zu haben, nach Pierre Chateli geschafft. In Avignon, der Stadt seiner Vorgänger, durfte Pius nur eine halbe Stunde verweilen. Den 4ten August Abends um 8 Uhr kam er zu Aix in der Provence an. Hier fragte ihn Boissard, sonderbar genug, mehrere Male: ob er hier bleiben wolle? Er antwortete: "wie man will." Dem Volke ertheilte er vom Balkon den Segen, und sprach mit Sanftmuth: "Betet, und fürchtet nicht." Bald aber ging die Reise weiter nach Nizza. Der dortige Bischof und die Königin von Etrurien nebst ihrem Sohne, die sich dort aufhielten, kamen dem heiligen Vater bis Pont du Var entgegen und warfen sich zu seinen Füßen. Am 7ten August des Morgens langte er mit ihnen zu Nizza an. Hier überließ sich das Volk einem grenzenlosen Jubel, den Papst in seinen Mauern zu sehen. Da der Pabst im Präfekturpallaste, auf der Meerseite wohnte, so fuhren zahllose Fromme in Barken heran, um seinen Segen, den er wohl achtmal des Tages vom Balkone herab ertheilte, zu empfangen. Drei Abende nacheinander war die Stadt erleuchtet, natürlich ohne Befehl.

Am 10ten August früh sollte der Pabst weiter reisen. Am Abend vorher bedeckten 72 Barken die Bucht, und mehr als 16,000 Menschen waren zusammen geströmt. Ihrem Jubel nach hätte man den Pabst nicht für einen Gefangenen halten sollen. Das Geschrei: Es lebe Jesus Christus und sein Statthalter auf Erden! Es lebe der Glaube, es lebe die christliche Religion!" das die Luft erfüllte, mißfiel dem für diese Gegenstände nicht sehr empfänglichen Boissard, und auf seine Veranlassung gebot ein Präfekturrath durch einen Wink mit der Hand dem Volke Stillschweigen. Es gehorchte, blieb aber und harrte geduldig des Untergangs der Sonne. Sobald es finster war, erschienen alle Barken erleuchtet, und das Volk stimmte Psalmen an zur Ehre Gottes und seines Statthalters. Dieß dauerte fast die ganze Nacht.

Früh um 7 Uhr reiste der Pabst ab. Auf dem Wege nach Savona, seinem endlichen bestimmten Aufenthaltsorte, waren alle benachbarten Gemeinden der Straße zugeeilt, läuteten mit Glocken, die sie an Bäumen aufgehängt hatten, boten dem Pabste Erfrischungen, die sie reichlich herbeigeschafft hatten, und baten um seinen Segen. Zu Savona quartirte man den Pabst erst in die Wohnung des Maire, dann in den bischöflichen Pallast, und endlich in die Präfekturwohnung ein. Er ward mit einer Menge öffentlicher und geheimer Wächter umgeben, die unter mancherlei Gestalten die Zugänge zu ihm besetzt hielten, und alles, was an ihn gelangte, beaufsichtigten oder durchspäheten. Beharrlich verwarf er die Anträge der kaiserl. Agenten, seiner Herrschaft über Rom zu entsagen, und seinen Wohnsitz, unter Annahme eines Jahrgeldes, in Paris zu nehmen. So verlebte er 3 Jahre in strenger Gefangenschaft kummervolle Tage, zugleich aber auch bewundert von Allen, die in dem Greise eine Seelenstärke erkannten, wie das Jahrhundert sie nur selten gesehen.

11.

Gefangenschaft eines jungen Engländers bei den Arabern der großen afrikanischen Wüste.

Im Jahr 1810.

Kaum 16 Jahre alt kam Alexander Scott, im October 1810, als Lehrjunge auf das Kauffarteyschiff Montegum, welches von Liverpool nach Brasilien zu segeln bestimmt war. Das Glück begünstigte aber die Fahrt nicht, denn schon am 23. November wurde das Schiff an der afrikanischen Küste, zwischen den Vorgebirgen Noon und Bojadar, zertrümmert. Scott fiel, mit der übrigen Mannschaft, in die Hände eines Araberstammes, der ungefähr 8 oder 9 Stunden von dem Orte, wo sich die Schiffbrüchigen an's Land retteten, seine Zelte aufgeschlagen hatte. Dieser Zelte mochten wohl an hundert seyn, deren jedes von 7 bis 8 Personen beiderlei Geschlechts, von dunkler Farbe aber stark und schlank gebildet, bewohnt war. Die Zelten waren niedrig und mit groben Matten bedeckt, welche die Araber aus Kameel- und Ziegenhaaren und Wollen verfertigt hatten.

Scott mußte 2 bis 3 Wochen in diesen, und einigen benachbarten Zelten zubringen. Während dieser Zeit schlief er auf Fellen, und zur Nahrung bekam er einen dicken

*

Brei aus Gerstenmehl. Als darauf die Zelte abgebrochen wurden, verkaufte man ihn an einen alten Mann, der drei Kameele bei sich hatte, und der ihn mit sich wegführte. Am Abende dieses Tages begegneten sie einem andern Araber, der den größten Theil der geretteten Mannschaft des Monteguma gekauft hatte. Am folgenden Tage kamen sie zu der Stelle, wo das Schiff gescheitert war. Hier blieben sie drei Tage, und wandten sich dann gegen Süden. Als Scott nach einer zweitägigen Reise einem Kameraden, ebenfalls einem Schiffsjungen, der einem andern arabischen Stamme in die Hände gefallen war, begegnete, beschlossen sie insgeheim zu entfliehen; sie wurden aber bald wieder eingeholt, tüchtig abgeprügelt, und sogleich für immer getrennt. Scott mußte, in Begleitung seines Herrn, beinahe einen ganzen Monat lang, jeden Tag ungefähr 15 englische Meilen zurücklegen; die Nächte ruhten sie in den Zelten irgend einer Horde aus, und allenthalben wurden sie gastfreundlich aufgenommen. Das Land, durch welches sie kamen, bestand meistens aus einem weichen Sande. Ein Theil der Straße führte durch ein Thal, welches ein Salzfluß durchströmte, und das mit Bäumen bewachsen war, die den Tannen und Akazien glichen. Auch bemerkte Scott ein Thier, wahrscheinlich einen Büffel, das von den Arabern gegessen wird. Am Ende der siebenzehnten Tagereise stießen sie auf ein Lager von 33 Zelten, und hier verweilte der Araber einige Monate lang. Die Gegend, wo die Zelte standen, nannten sie El Ghiblah. Scott sah in dieser Gegend eine Menge wilden Geflügels, zuweilen Füchse, Wölfe, Rehe oder Thiere wie Rehe, von schwarzrother Farbe, weißem Bauche, schwarzen spitzzulaufenden Hörnern, mit vorspringenden Ringen, großen, schwarzen Augen. Eine Gattung dieser Thiere hatte gerade Hörner.

Die Horde brach, nach Scotts Vermuthung im Julius, wieder auf, und man sagte ihm, die Wanderung gehe in eine ferne Gegend, wo er seinen Glauben würde

verändern oder sterben müssen. Die Karavane bestand aus 20 Familien, worunter die seines Herrn aus 3 Söhnen und 3 Töchtern bestand. Von 500 bis 600 Kameelen, welche sie bei sich hatten, gehörten diesem 57. Jede Familie hatte ein Zelt, welches, nebst den Lebensmitteln, den Waffen und allen Habseligkeiten von den männlichen Kameelen getragen wurde, während die jungen und milchgebenden Weibchen von jeder Last frei blieben. Sie hatten auch 1000 Schaafe und eben so viele Ziegen, dagegen nur 5 Pferde. Diese wurden während der Reise nur für die Straußenjagd gebraucht; die Federn dieser Vögel wurden sorgfältig aufbewahrt, ihr Fleisch hingegen diente zur Speise. Auch hatten sie 2 Esel und eine große Menge Hunde, meistens von der Raçe der Wind- und Bluthunde. Mit diesen Hunden werden Hasen, Füchse und Wölfe gejagt, von deren Fleisch die Horde gelegentlich zehrte. Auf der Reise wurden die Ziegen und Schaafe jeder Familie besonders gehalten. Sie trennen sich nicht leicht, und das Horn des Treibers bringt sie schnell zusammen.

Jeden Abend wurden die Zelte aufgeschlagen, und das zu jeder Familie gehörige Vieh versammelte sich um dieselbe in der Nähe des zum Kochen angezündeten Feuers. Wenn man glaubte, einen feindlichen Angriff befürchten zu müssen, so wurden alle Zelte in einen Zirkel aufgestellt. In die Mitte desselben trieb man das Vieh, und die Männer lagerten sich zwischen die Kameele, die beim ersten Lärm aufstehen. Die Schaafe und Ziegen sind weit größer als die englischen, haben längere Beine und sind sehr ans Wandern aus einer Gegend in die andere gewöhnt. Wenn es ihnen nicht an Futter fehlt, so halten sie mit den Kameelen gleichen Schritt, und laufen zuweilen so schnell als ein Windhund.

Die ersten 4 oder 5 Tage wanderte die Karavane über einen harten Mergelboden, mit wenigem wilden Gesträuch, aber ohne einen einzigen Grashalm. Dann kamen

sie zu einer sandigen Gegend, wo Hügel und Thäler mit einander abwechselten. Das Wasser, womit die Kameele beladen wurden, bekam man aus einem 10 Meilen südlich gelegenen Brunnen, den, nach der Behauptung der Araber, die Christen gegraben hatten, welche ehemals im Besitz dieser Gegend gewesen waren. Man erblickte hier nur zuweilen Rehe von einer Nankinfarbe, mit schwarzen Streifen auf den Seiten gegen den Bauch hin, und Nase, Augen und Zunge von derselben Farbe. Die Männchen hatten kleine gerade Hörner ohne Zweige, die Weibchen keine; ihre Beine waren lang und dünn, und sie waren so flüchtig, daß die Windhunde sie nicht einzuholen vermochten. Die einzigen Gewächse in diesem Striche waren kleine Büsche und ein höchstens 3 Ellen hoher Baum, mit rothen breiten Zweigen und auslaufenden Wurzeln, die einen süßen Geschmack haben, und von Menschen nnd Thieren genossen werden. Die Eier von mancherlei Vögeln wurden im Sande gefunden.

Eilf Tage lang zogen die Araber über diesen Sand weg, dann kamen sie auf einen festern, etwas hügeligen Lettenboden, mit einigem Gebüsch, aber keinem andern Gewächs. Die Hügel waren mitunter felsig, und mit trockenem Moose bewachsen. Durch diese Art von Landschaft zogen sie zwei Monate lang, während welcher sie durch mehrere Thäler kamen, die von Bächen durchschnitten wurden, deren Wasser untrinkbar war. Auch kamen sie bei einigen Salz- und Schwefelminen vorüber, welche sich als weiße und gelbe Felsen in den Thälern zeigten. Die Spuren von den Fußtritten, welche die Kameele bei feuchter Witterung (die jedoch selten ist) in dem lehmigen Boden zurückgelassen hatten, leiteten die Karavane durch diese unwirthbare Wüste. Sie begegneten oft andern arabischen Horden, die ebenfalls auf der Reise begriffen waren; theils aus Furcht, theils aus Mangel an Wasser lagerten sie sich nie nahe an einander.

Die Grenze des lehmigen Bodens bildete ein zwei

Tagereisen tiefer Wald, in welchem sie mehrere Löwen sahen, die ihnen aber nicht nahe kamen. Scott bemerkte überhaupt, daß die Raubthiere selten Menschen anfielen, wenn sie nicht gereizt wurden; die Heerden aber wurden im Walde von einem Tiger angefallen. Die Kameele wittern diese gefährlichen Feinde aus einer großen Entfernung, und die Annäherung derselben wird aus ihrer Weigerung weiter zu gehen erkannt. Sobald die Männer im gegenwärtigen Falle dieß bemerkten, nahmen sie ihre Flinten zur Hand. Der Tiger näherte sich mit wenig Geräusch, und fiel über die Schaafe her. Die Araber suchten ihn zu verjagen, und schossen nach ihm, worauf er sich plötzlich gegen sie wandte, drei von ihnen tödtete, wovon er zwei zu gleicher Zeit niederriß, und fünf verwundete. Hierauf bemächtigte er sich eines Schaafes, welches er mit großer Leichtigkeit in dem Rachen davontrug.

Auf der andern Seite des Waldes kam die Karavane wieder in eine sandige Gegend, wo niedrige Hügel und Thäler mit einander abwechselten, und die mehrere Bäche mit etwas fauligem Wasser benetzten, obgleich das Wetter seit langer Zeit sehr heiß gewesen, und nur wenig Regen gefallen war. Die Reise durch diese sandige Gegend dauerte einen Monat, als sie plötzlich das Ufer eines großen Sees erreichten, von dessen entgegengesetztem Ufer sich zwei Bergspitzen wie zwei Wolken zeigten. Die Stelle, bei welcher sie am See anlangten, war nicht die rechte; sie zogen daher dessen nördlichem Ufer entlang, bis sie am Abend zu einer Anzahl unbeweglicher, von Rohr und Bambus erbauten Hütten kamen, welche El Sharrag genannt wurden. Die Landschaft umher bestand aus einem weichen sandigen Boden, mit wenig Holz. Sie trug viele niedrige Sträuche, und am Ufer standen hohe Bäume mit hohem Stamme und einer Krone an der Spitze, etwa wie ein Kokosnußbaum. nur höher. Der Zug der Karavane war vom Anfang bis zum Ende ziemlich ebenmäßig in einer Richtung fortgegangen, ausgenommen, wo

ein Berg oder ein Fluß im Wege lag; sobald aber das Hinderniß vorüber war, nahm er wieder die erste Richtung. Die Wanderung litt keine Unterbrechung, drei Tage ausgenommen, die man nach dem Verlust jener drei Männer durch den Tiger, in dem Walde zubrachte. Der erste war ein Ruhetag, am zweiten begrub man die Todten, und am dritten bedeckte man ihre Gräber mit Steinen, um sie gegen die wilden Thiere zu sichern. Zuweilen, wenn die Hitze sehr groß war, wurde um 2 oder 3 Uhr Halt gemacht, gewöhnlich aber legte die Karavane täglich 15 bis 20 Meilen zurück.

Auf der Reise ritt jeder Araber wechselsweise auf den Kameelen; die Weiber und Kinder thaten es oft, und auch Scott durfte zuweilen aufsitzen. Seine vornehmste Beschäftigung hatte er bei seines Herrn Heerde, wobei ihm eine von dessen Töchtern half; des Nachts mußte er Gerste zwischen zwei flachen Steinen zermalmen. Die Araber aßen sehr wenig, und er bekam noch weniger. Seine Beine und Füße waren durch den heißen Sand mit Blasen bedeckt; für den kleinsten Fehler wurde er unbarmherzig geprügelt, besonders wenn er des Morgens etwas lange schlief. Es fehlte den Reisenden oft an Wasser; besonders litten sie in der Nähe der Salz und Schwefelminen, wo sie Tagelang keines hatten. Sie nahmen alsdann zu der Milch der Ziegen und Kameele ihre Zuflucht, und behalfen sich öfters mit dem Urin der Letztern, oder auch mit dem Wasser, welches sie im Magen der Verreckten fanden. Der Urin dieses Thieres wird sonst auch als Reinigungsmittel gebraucht; man nimmt ihn gewöhnlich drei Morgen hinter einander, und er wirkt sehr auf den Magen. Die Araber essen im Allgemeinen nur einmal des Tages, und zwar nach Sonnenuntergang. Ihr gewöhnliches Mahl bestand aus Ziegenmilch und einem dicken Gerstenmehlbrei; fehlte es ihnen aber an Getreide, so tranken sie Ziegen- und Kameelmilch, und aßen das Fleisch des letztern, gleichviel ob es verreckt oder vor-

sätzlich geschlachtet war. Zuweilen verschlangen sie sogar die zähe und dicke Haut dieses Thieres. Zuerst wird dieselbe zwischen zwei Steinen dünn geklopft, und dann geröstet; das Letztere geschieht sehr schnell. Ein großes Feuer von Holz wird auf dem Boden angezündet, und die Haut oder alles andere Fleisch, welches sie braten wollen, wird mit glühenden Kohlen und dem heißen Sande bedeckt, bis es gar ist; dann wird es, ohne besondere Rücksicht auf den daran haftenden Sand, verschlungen. Zuweilen essen die Araber auch Heuschrecken, welche auf gleiche Weise zubereitet werden.

Die Heerden wurden zu El Sharrag unter der Aufsicht von zwei Personen aus jeder Familie zurückgelassen, und ein großes Boot gemiethet, um den übrigen Theil der Horde über den See zu führen. Dieses Boot war sehr lang, von rothem, dem Mahagony ähnlichen Holze, und ohne alles Eisen erbaut; selbst das Steuerruder war mit Stroh- und Grasseilen befestiget. Das Boot, worin sich Scott mit ungefähr 80 von seiner Horde befand, ward von einem Araber von dunkler Farbe befehligt; es war mit 6 Negern, vermuthlich Sklaven bemannt, deren es zu El Sharrag viele gab. Von diesen Negern saßen 2 auf einer Bank, mit den Gesichtern gegen den Hintertheil des Boots gerichtet, und ruderten mit kurzen und schnellen Schlägen vom Aufgang der Sonne bis zu deren Niedergang. Als es dunkel zu werden anfing, ließen sie einen schweren Stein mit ungefähr 20 Klafter Tau, als Anker hinab, und das Boot blieb die ganze Nacht liegen. Bei Sonnenaufgang lichteten sie wieder den Anker und fuhren wie am vorigen Tage bis gegen Sonnenuntergang, wo sie ihn wieder fallen ließen. Erst am dritten Tage, gegen 2 Uhr Nachmittags, erreichten sie das entgegengesetzte Ufer, am Fuße der oben erwähnten zwei Berge, in der Landschaft El Hoßh, gegen welche ihr Lauf beständig gerichtet war. Der Name des Sees ist Bahar Tieb. Er enthält Schildkröten von einer viel kleinern Gattung, als

die, welche von Westindien nach England gebracht werden. Auch gab es eine Menge Fische in denselben, die mit leichter Mühe mit Netzen durch Fischerböte oder vom Ufer aus gefangen wurden. Es waren viele Fischerböte auf dem Bahar, keines aber größer als das, worin sich Scott befand, welches 200 Menschen fassen konnte. Der Patron dieses Schiffes trug ein weißes baumwollenes Hemd, mit einem rothen Gürtel, und war mit einem Säbel und einer Flinte bewaffnet. Die Kleidung der Bootsleute glich ziemlich einem englischen Fuhrmannskittel, aus wollnem Zeuge. Sie trugen alle gelbe mit roth gefütterte Pantoffeln, von gleicher Weite von den Fersen bis zu den Zehen. Diese Leute sprachen Arabisch, aber auch noch eine andere Sprache.

An der Stelle, wo die Horde landete, befand sich eine Menge aus aufrecht stehenden, auf beiden Seiten mit Rohr bekleideten, Balken erbauten Hütten, deren Zwischenräume mit Sträuchern ausgefüllt, und die mit Binsen aus dem Bahar gedeckt waren. Der Name des Ortes ist El Tah Sidna Mahomed, welches bedeutet: die Stadt eines Obern, Namens Mahomed. Alle Araber küßten den Boden dreimal, sobald sie gelandet waren, und wuschen Hände und Angesicht mit Sand, wie sie immer vor dem Gebete zu thun pflegten. Scott wollte dieß nicht thun, und wurde deßwegen von den Männern so lange geprügelt, bis sich die Weiber für ihn verwendeten. Sie blieben die Nacht über in diesen Hütten, welche sie am andern Morgen bei Sonnenaufgang verließen. Scott mußte sie begleiten, und sie sagten ihm, daß sie jetzt nach Hez el Hezsch zu Sidna Mahomed gingen, wo er die Beschneidung und ihren Glauben annehmen müßte, sonst würde Mahomed aufstehen, und ihn tödten. Diese Drohungen wurden noch mehreremal wiederholt, und sogar mit Mißhandlungen begleitet. Da die Araber aber nach ein Paar Tagen sahen, daß Scott bei seiner Weigerung standhaft blieb, so ließen sie gänzlich von ihrer

Zudringlichkeit ab, und er behielt seine Religion ohne weitere Anfechtung.

Der Boden in der Nähe des Sees war sandig; eine kleine Strecke weiterhin bestand er aus einer Mischung von Sand und Mergel mit vielen großen Feldstücken, welche eine Art von Gesträuch bedeckt, das die Araber Tombiles nannten. Ihr Weg schlängelte sich über das Gebürg gegen Süden hin, bis sie gegen 3 Uhr Nachmittags ein zwischen zwei Bergen gelegenes Thal erreichten, an deren Abhängen hohe Oelbäume wuchsen. In den Zweigen glichen diese Bäume der Eiche, ihre Frucht ist eine grüne Pflaume, mit einer harten Schale und einem Kern. Das Oel wird auf folgende Art gewonnen: der aus der Schale herausgenommene Kern wird in der Sonne getrocknet, alsdann gequetscht und in irdenen Töpfen in Wasser gekocht; das Oel wird abgeschöpft, so wie es aufsteigt.

Das gänzlich von Gras entblößte, und nur einige Sträucher tragende Thal, war ungefähr dreiviertel Morgen breit. Hier stand ein einsames Gebäude von ungefähr der Größe und Gestalt einer englischen Scheune oder eines Heuschobers. Der untere Theil bestand aus rohen, rothen Steinen auf einem Mergelboden; der obere aus Rohr und Baumzweigen: das Ganze war mit Binsen gedeckt. Es schien schon lange gebaut zu seyn, indem die Außenseite ganz schwarz mit Moos überwachsen war. Es stand mit seinen Enden gegen Norden und Süden gekehrt. An dem südlichen Ende war ein Thor mit viereckigem Gesimse, welches in Scott's Gegenwart nicht geöffnet wurde. Im ganzen Gebäude war nichts von einem Fenster oder Schornstein zu sehen, der einzige vorspringende Gegenstand war eine Stange mit 2 Zacken, welche auf die östliche Seite zwischen den Binsen hervorragte, und deren jede ein Straußeney trug. Gleich darunter stand eine große hölzerne Schaale auf 3 großen Steinen, ungefähr 2 Fuß vom Boden. Dieß Gebäude sagte man Scott,

enthalte das Grab des Sidna Mahomed, nicht des Propheten, den sie Uhor-Soel nennen, sondern irgend eines mit Mahomed verwandten oder mit ihm genau verbundenen großen Mannes. Auch nannte man ihm später den Sidna Ali und dessen Gattin Fatma-Min t'Uhusoel, die Tochter Mahomeds nebst mehreren andern Sidnans, welche dort begraben liegen sollten. Man sagte ihm, Sidna Mahomed liege auf der Seite mit dem Kopf gegen den Norden, den Füßen gegen den Süden, und dem Gesichte gegen Osten (Mekka), die gewöhnliche Art, wie man in jenem Lande die Todten begräbt. Die Gräber vieler Pilger, welche zu El Hezsch gestorben waren, befanden sich neben dem Gebäude. Diese waren durch eine kleine Höhlung, nebst einem Steine, welcher flach darüber lag, und vier andern, welche auf den Seiten und bei den Enden aufgestellt waren, bezeichnet.

Die Horde war von 5 Pilgern begleitet, welche in eine Art weiße baumwollene Hemden mit einem rothen Gürtel gekleidet waren, und von denen ein Jeder ein messingnes Kistchen trug, worin Papiere und Bücher enthalten waren. Als sie vor dem Gebäude angekommen waren, schrieen sie alle, aufrecht stehend: «Allah ackibar shedon il bahi el allah. Shedowna Mahomed de rassoul allah.» Zu gleicher Zeit beugten sie ihre Köpfe dreimal gegen die Erde, und gingen dann gegen die Vorderseite des Gebäudes, dessen Thore sich die Pilger zuerst näherten. An der Seite des Thores befand sich ein bräunlicher hoher Stein im Boden, den die Pilger, und nach ihnen alle Uebrigen küßten. Der Stein war ganz glatt, und oben gerundet, wie es schien, hart und rein, aber auf den Seiten moosig.

Die Pilger hatten Zelte und Lebensmittel mitgebracht, und die Gesellschaft blieb die ganze Nacht im Thale. Des andern Morgens begaben sich einige davon nach einem andern, 5 bis 6 Meilen entfernten Orte, wo sich die Trümmer von 3 oder 4 großen Gebäuden befanden; von

einem derselben standen noch die Mauern, in welchen man 2 oder 3 viereckige Fensteröffnungen sah. Die Mauern waren aus rohen Felsenstücken und Mergel erbaut. Diese Trümmer bedeckten eine ziemliche Strecke des Bodens, und hatten unstreitig einst zu Wohnungen gedient; die Araber aber, bei denen sich Scott befand, wußten ihm nichts über ihre ehemalige Bestimmung zu sagen. Die Nacht blieben sie in den Zelten, und des andern Morgens kehrten sie wieder zum Ufer des Sees zurück. Vor der Abreise, so wie bei dem Anbruche des vorigen Tages, verrichteten die Araber ihr Gebet bei dem Gebäude. So lange sie noch diesseits des Sees blieben, wurde Scott nicht mehr dahin mitgenommen, obgleich die Araber, wie er glaubt, sich täglich auf Kameelen und Mauleseln hinbegaben. In Folge seiner Weigerung, ein Mohamedaner zu werden, ward er in einer Hütte eingesperrt, über deren Schwelle er nicht gelassen wurde. Während er sich dort befand, kamen viele Leute, von denen einige rothe Mützen auf dem Kopfe trugen, auf Mauleseln und Kameelen, von der südlichen Seite des Bahar als Pilger an, um (wie man ihm sagte) am Grabe Schaafe und Ziegen zu opfern; auch kamen viele, wie seine eigene Heerde, in Booten von der andern Seite des Sees herüber.

Die Einwohner zu El Hezsch essen zu Mittag sowohl als zu Nacht. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Kornbrod und Datteln, indem sie weit weniger Milch und Kameelfleisch genießen, als die andern Araber, wenn sie sich in festen Wohnsitzen befinden. Ein vortreffliches Gericht welches sie bereiten, und das besonders in Marokko zu Hause ist, heißt Kouskusu; es besteht aus einem, in gekörntem Mehl gekochten, Huhn. Ihre Kleidung besteht aus einem dunkelblauen leinenen Hemd, ein Paar kurzen, bis an die Kniee hinabreichenden Beinkleidern, einem rothen Gürtel, einem Messer an der Seite und einer Flinte. Ihre Beine sind nackt, und an den Füßen tragen sie die oben erwähnten Pantoffeln. Die Weiber

tragen rothe Pantoffeln und ein weißes Haik (die Tracht der Frauen in Marokko das Haik ist ein großer baumwollener Shawl, worin sie sich so einhüllen, daß man nichts von ihnen sieht, als ein Auge, ihre Pantoffeln und nackte Fersen) mit einer breiten silbernen Platte, welche vorn von jeder Schulter herabhängt, und einen grün und gelb geflochtenen wollenen Gürtel. Die Frauen der Vornehmeren haben ein dunkelblaues Millicha, welches wie das Haik der gemeinen Frauen getragen wird, nur daß dessen Ränder mit Franzen von derselben Farbe besetzt sind. Sie tragen gleichfalls einen Gürtel, welcher zuweilen ganz roth, zuweilen ganz weiß oder auch von der gewöhnlichen Mischung ist. Die Kinder tragen eine Art von wollenen Röcken mit kurzen Aermeln, welche, so wie der Brusttheil mit rother Wolle ausgenäht sind. Die Hütten zu El Hezsch sind alle von der beschriebenen Art, aber sehr zahlreich; auf Reisen bedienen sich die Einwohner der Zelten. Sie halten viele schwarze Sklaven.

Seit der Ankunft beim Bahar mochte ein Monat verflossen seyn, als die Horde, zu welcher Scott gehörte, El Hezsch wieder verließ. Beim Abschiede nahmen sie durch Händedrücken und Küssen des obern Theils des Kopfes von einigen andern Pilgern Abschied, und fuhren darauf in derselben Barke, in der sie herüber gekommen waren, wieder über den See. Da der Wind etwas frisch wehete, so kreuzten sie zwei Ruder als Mast gegen einander, woran sie eine lange enge Decke, wie sie um den Leib zu wickeln pflegen, als Segel spannten. Sie fuhren ein wenig nach Mittag ab, und erreichten das entgegengesetzte Ufer am folgenden Morgen gegen 6 Uhr. Während ihrer Abwesenheit waren mehrere Kameele gefallen, nach Scott's Meinung, durch die Steine und den Kies, welche sie im Waiden an den ganz dicht am Boden wachsenden Stauden mit verschluckt hatten, und wovon man beim Oeffnen eine große Menge in ihren Eingeweiden fand. Sobald die Bootmiethe bezahlt war, welche sich auf 3 Kameele für

jede Familie belief, trat die Horde in derselben Richtung, woher sie gekommen war, den Rückzug an. Sie reisten ungefähr einen Monat lang, ohne daß sich etwas Merkwürdiges ereignet hätte, bis sie in den oben erwähnten Wald kamen. Hier begegneten sie einigen Schwarzen von dem Volke der Lambarras, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und ganz nackt waren. Die Araber griffen sie an, und nach einem kurzen Gefechte, worin mehrere der Araber verwundet wurden, mußten die Schwarzen mit dem Verlust von 8 Gefangenen das Feld räumen. Diese wurden, an Händen und Füßen gebunden, in die Zelte gebracht, und des andern Morgens, als die Karavane weiter ging, mitgeschleppt. Die Neger waren tatowirt, oder mit 3 Querschnitten auf jeder Wange, und einem wagrecht laufenden Schnitt über die Stirne, bezeichnet.

Die Karavane zog nunmehr, ungefehr anderthalb Monat lang, über harten hügeligen, mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Boden, ohne Bäume. In den Thälern, durch welche man bisweilen kam, standen Bäume von bedeutender Höhe. Um diese Zeit ungefähr kamen sie in ein großes Thal, wo es kurz zuvor geregnet hatte, und sich eine Menge frisches Wasser befand. Die Bäume und Gesträuche waren ganz grun, man sah kein Gras, aber ein Kraut, wie Greensauce in England, eine Blume wie die Gänseblume und eine andere, ungefähr 8 oder 9 Zoll hohe gelbe Blume, welche das Vieh fraß. Die Horde lebte hier vorzüglich von jenem Kraut und Ziegenmilch. Sie blieben ohngefahr 6 Monate lang in diesem Thale, während welcher Zeit die Männer oft auf Raub ausgingen, und Kameele, Getraide und andere Sachen von ihren Streifereien zurückbrachten. Als sie endlich in diesem Thale keine Nahrung mehr für ihr Vieh fanden, wurden Einige von der Truppe ausgesandt, um einen neuen Lagerplatz aufzusuchen. Nachdem sie einen solchen aufgefunden hatten, brach die ganze Horde dahin auf, und erreichte ihn in 3 Tagen. Hier blieben sie an 3 Monate,

bis die Bäume ihre Blätter verloren, alle Pflanzen verwelkten, und der Boden auftrocknete, worauf die Horde gerades Weges nach El Ghiblah aufbrach. Ungefähr 1 oder 2 Wochen zogen sie über harten Boden hin; alsdann kamen sie in gänzlich unfruchtbare Sandthäler, wo sich kein anderes Gewächs zeigte, als ein palmähnlicher Baum. In etwas mehr als einer Woche hatten sie diese sandige Gegend zurückgelegt, und nach einer Woche kamen sie wieder nach El Ghiblah, aber nicht gerade auf der vorigen Stelle, zurück. Sie schlugen indessen ihre Zelte bei einigen Brunnen auf, und schienen sich zu Hause zu fühlen. Immer vermieden sie es sorgfältig, zu weit nördlich zu gehen, aus Furcht, den Mauren des Kaisers von Marokko, zwischen welchen und den Arabern der nomadischen Wüste ein tödtlicher Haß und ewige Fehde herrscht, in die Hände zu fallen. Die Horde, bei welcher sich Scott befand, lebte auch mit den südlich wohnenden Arabern im Kriege. Zu El Ghiblah wurden die gefangenen Schwarzen an einige Männer von Wadnoor verkauft, welche für jeden 80 Thaler gaben.

Die Horde wurde jetzt von ihren Nachbarn in weit größerem Ansehen gehalten, als vor ihrer Wallfahrt. Für Scott aber war diese Reise eine Quelle des Elends, denn seitdem er sich geweigert hatte, ein Mahomedaner zu werden, behandelte man ihn weit grausamer, und gab ihm fast täglich Stockschläge. Zuweilen zog er sich diese Strafe durch sein langes Schlafen zu, wenn er des Morgens bei der Heerde hätte seyn sollen.

Die Araber bleiben gewöhnlich auf einem Lagerplatze so lange, bis das Vieh alle Kräuter aufgezehrt hat, oder solche aufgetrocknet sind. Alsdann ziehen sie weiter, bei welcher Gelegenheit einige Schafe und Ziegen geschlachtet und gegessen werden. Diesen werden die Felle, welche allezeit zu Schläuchen aufbewahrt werden, mit besonderer Sorgfalt abgezogen. Zuerst wird der Kopf herausgenommen, und während das Thier noch warm ist, fährt man

mit der Hand zwischen das Fell am Halse hinein, und wühlt so lange darin herum, bis die Vorderfüße heraus sind, wo dann dieß ganze Fell ohne einen einzigen Schnitt abgestreift wird.

Die ganze Bekleidung der Araber besteht aus einer um den Leib gewickelten Decke oder Shawl. Nur die Häupter der Horde, und überhaupt die Vornehmen, tragen den Turban. Die Frauen tragen dieselben Decken, nur daß bei ihnen zwei Ende durch ein silbernes Schloß über die Schultern und durch einen Gurt um die Lenden zusammen gehalten werden. Gewöhnlich tragen sie blaue Leinwand um den Kopf. Die Frauen unter den Nomadenstämmen tragen keine Schleier. Sie sind von Person schlank, die alten besonders runzlicht. Die Heirathen unter diesen Arabern gehen sehr einfach von statten. Der Mann hält beim Vater um die Tochter an, und giebt ihm mehrere Kameele, zuweilen 10. Hierauf nimmt er das Mädchen zu sich, und die Heirath ist vollzogen. Es schien Scott, daß die Gatten sich nach Belieben von einander trennen können, und ein Mann nimmt so viele Weiber, als er erhalten kann. Die Haut der Knaben und Mädchen ist weit lichter, als bei den erwachsenen Personen. Die Geschlechter kommen frühzeitig zur Reife, und die Mädchen werden zuweilen im 10. oder 12. Jahre verheirathet. Die Begräbnisse sind von keinen Feierlichkeiten begleitet. An demselben Tage, wo Jemand stirbt, wird der Körper gewaschen, und ins Grab gelegt, welches man mit Zweigen und Steinen belegt, um es gegen wilde Thiere zu verwahren. Die Kinder lernen Schreiben vermittelst schwarzer, aus Kohle und Milch gemachter Dinte, welche sie mit einem gespaltenen Rohr auf ein glattes Brett anlegen. Auch Scott ward auf diese Art unterrichtet, gewann aber nicht viel dabei, indem er die Buchstaben alle zu nennen, aber nicht zu schreiben wußte.

Zehn oder zwölf Tage nach der Ankunft der Horde in El Ghiblah ging sie auf eine Streiferei aus, worin

sie Scott begleiten mußte. Die Waffen bestanden aus Flinten und kurzen, aber breiten Säbeln mit messingnen Scheiden und Griffen. Der Befehlshaber der Horde hatte ein Paar Pistolen und einen Säbel, welche zu dem Schiffe Monteguma gehört hatten, das an der afrikanischen Küste gescheitert war. In 3 Tagen erreichten sie die Zelte, welche sie zu plündern wünschten, und bereiteten sich, solche in der Nacht anzugreifen; die wachsamen Hunde aber verhinderten den Ueberfall, und am Morgen kam es zwischen beiden Horden zum Gefecht. Scott's Horde schlug die andere, tödtete mehrere davon, nahm ihre Kameele und verbrannte ihre Zelte. Fünf Tage nachher aber wurde sie von ihren Gegnern angegriffen, und mit dem Verlust ihrer ganzen Habe in die Flucht getrieben, worauf sie sich dicht an das Meer zurückzog. Hier blieb sie 2 Monate lang und wurde einmal beinahe vom Hunger aufgerieben.

In dieser schlimmen Lage leistete Scott den Seinigen einen Dienst, der fur sie besonders wichtig war. Die Araber haben nämlich einen solchen Widerwillen gegen das Seewasser, daß sie ihre Füße nicht damit naß machen wollen, wenn sie es vermeiden können. Und geschieht es ja einmal, so ergreifen sie die erste Gelegenheit, um sich wieder mit süßem Wasser abzuwaschen. Da aber jetzt Fische ihre einzige Aushülfe waren, so wurde Scott von den hohen Felsen am Ufer hinabgelassen, wo er Muscheln und Fische für sie auflas.

Endlich beschlossen die Araber, die unwirthbare Gegend am Meer wieder zu verlassen. Sie verschafften sich einen neuen Waffenvorrath, und suchten ihre alten Gegner auf, welche sie nach 14 Tagen fanden und angriffen. Scott bekam bei dieser Gelegenheit seinen Stand bei seinem Herrn, welcher ihn zu tödten drohte, wenn er (was er das vorige Mal unterlassen hatte) seine Flinte nicht abfeuerte. Der feindliche Befehlshaber kam auf Scott's Herrn zu, und dieser erschoß ihn mit einer

Pistole. Zu gleicher Zeit kam ein Anderer auf Scott los, und sein Herr befahl ihm zu schießen; er that es, und der Mann stürzte vom Pferde. Die Uebrigen wurden nun bald geschlagen und zerstreut. Bei dieser Gelegenheit hieß es, Scott habe den feindlichen Anführer getödtet, obgleich dem nicht also war. Indessen hielt man ihn eines besondern Namens würdig, da er einen Feind im Treffen erschlagen hatte; und statt ihn wie bisher Christian, oder, wie sie seinen Namen abzukürzen pflegten, Alewk zu nennen, nannten sie ihn jetzt Mahomed der Christ.

Ein andermal mußte Scott 3 Araber auf einem Raubzuge begleiten. Als sie bei den feindlichen Zelten angekommen waren, warteten sie bis gegen Tagesanbruch, wo sie ihren Raub zu begehen hofften. Das Bellen eines Hundes war aber ihr Verräther; sie wurden verfolgt, gefangen genommen, und nachdem man sich ihrer Waffen bemächtigt hatte, 3 Tage lang festgehalten. Scott, so war es vorläufig beschlossen, sollte getödtet werden. In der dritten Nacht bemerkten die Gefangenen, daß ihre Wache eingeschlafen war. Sie bestand aus 5 mit Flinten bewaffneten Männern; diese erschlugen sie, nachdem sie sich ihrer Waffen bemächtigt hatten, und ergriffen mit 27 Kameelen die Flucht. Sie wurden aber verfolgt und eingeholt; einer von Scott's Kameraden wurde getödtet, ein anderer verwundet, während er in Gesellschaft des Dritten mit großer Mühe davon kam. Fünf Tage lang streiften sie umher, ohne irgend eine andere Nahrung als die Kräuter, welche sie zuweilen fanden; erst am sechsten erreichten sie ihre Horde wieder.

Nicht lange nachher sah Scott, als er die Schaafe an dem Brunnen am Seeufer tränkte, ein Schiff im Meere, und fiel auf den Gedanken, zu entfliehen. Er lief wirklich davon; während der Nacht nahm er seine Zuflucht in einer Felsenhöhle, welche er, nach den Fußstapfen im Sande urtheilend, für den Aufenthalt eines Raubthie-

res ansah. Die Furcht, eingeholt zu werden, besiegte aber jede Bedenklichkeit; zum Theil verließ er sich aber auch auf ein wenig Schießpulver, das er bei sich hatte, dessen Geruch, wie er gehört hatte, selbst den Löwen im höchsten Grade zuwider ist. Indessen aber hatten die Araber, die Zeichen seiner Fußtritte verfolgend, seinen Schlupfwinkel erforscht; er wurde ergriffen und mit einer glühend heißen eisernen Stange auf die Fußsohlen so unbarmherzig bastonirt, daß es 2 bis 3 Monate dauerte, bevor er von seinen Wunden geheilt war.

Von dieser Zeit an, bis zu seiner endlichen Flucht, zog Scott mit der Horde umher. An Feindseligkeiten, blutigen Händeln und Kriegen fehlte es den Arabern nie; abwechselnd siegte bald die eine bald die andere Partei. Scott bemerkte, daß die Feindseligkeiten immer von den Arabern angefangen werden, denn die Schwarzen kommen nie in feindseliger Absicht unter sie. Einmal war sein Herr ein ganzes Jahr lang abwesend, vermuthlich um Beute zu machen, oder Handelschaft zu treiben. Die Araber reisen nämlich öfters an entfernte Orte, um Sklaven gegen Pferde einzutauschen. Für ein Pferd werden gewöhnlich 3 oder 4 Sklaven gegeben; die Sklaven aber werden dann wieder in andere Gegenden verkauft.

Als Scott einst, gegen das Ende Juli oder im Anfange des August 1816, wie gewöhnlich gemeinschaftlich mit der Tochter seines Herrn die Schaafe und Ziegen hütete, geschah es, daß beide zugleich schliefen. In der Zwischenzeit kam ein Wolf, zerriß 3 Schaafe und versprengte die übrige Heerde, so daß, als Scott und seine Gefährtin aufwachten, die todten Schaafe allein noch im Gesichte waren. Die Furcht vor der Strafe, welche ihn seiner Nachläßigkeit wegen erwartete, bewog ihn auf's Neue zur Flucht. Er sagte dem Mädchen, sie sollte die Schaafe nach einer Seite hin suchen, während er nach der andern ging. Er lief sogleich nach dem Seeufer, das er 4 Tage und 4 Nächte lang nach Norden hin verfolgte.

Während dieser Zeit fristete er sich das Leben mit etwas frischem Wasser. Am Morgen des fünften Tages erblickte er gegen Osten einen großen Rauch und ein hohes Gebirge, er ging schnell auf den Rauch zu und begegnete in einem Hohlwege nahe bei einigen steinernen Häusern einem Mauren, welcher seine Flinte auf ihn anschlug und ihm befahl, sein Messer und seine Kleider abzuwerfen, und als er sich weigerte, ihn zu erschießen drohte. Scott sagte, dieß möge er thun, wenn er Lust habe. Als ihn der Mann arabisch reden hörte, hob er die Flinte auf und fragte Scott, wer er sey? Diese Frage war bald beantwortet, und nun nahm ihn der Maure bei der Hand, mit der Versicherung, daß er nichts zu befürchten habe. Er führte ihn nach seinem Hause, und erquickte ihn durch eine Mahlzeit. Darauf schrieb Scott, nach dem Wunsche des Mauren, einen Brief an den englischen Konsul zu Mogador, Herrn Willshire. Diesen Brief versprach der Maure dem Konsul selbst zu überbringen, während er Scott der Sorgfalt seines Bruders und Schwagers übergab. Nach 8 Tagen kam er zurück, und brachte Scott nebst einer Einladung vom Consul, ein Pferd und 27 Thaler zum Einkauf von Lebensmitteln.

Scott blieb noch 3 Tage, um sich völlig zu erholen, und reiste dann mit seinem Wirthe nach Mogador ab, welches er nach 5 Tagen glücklich erreichte, da er jeden Tag wenigstens 30 englische Meilen zurücklegte. Er wurde, während seines Aufenthaltes zu Mogador, von dem Consul mit vieler Güte behandelt, der dem Mauren das Lösegeld für ihn, auf Rechnung der Londoner Eisenhändlerzunft, bezahlte. Am 31sten August war Scott nach Mogador gekommen, am 11ten November verließ er es auf einem englischen Schiffe, und am 19ten December 1816 kam er wieder in London an.

12.

Die Fahrt auf dem Lorenzofluß.

Aus dem Tagebuch eines Engländers.

Am 22sten April 1810 segelten wir, in einem großen Schooner von Fort-George ober der Stadt Niagara ab, und durchfuhren den See Ontario in 2 Tagen, nach denen wir Kingston erreichten, welches an der Spitze des Lorenzoflusses liegt, und etwa 208 englische Meilen von Niagara entfernt ist. Hier mietheten wir eine amerikanische Barke, ein großes Flachboot, welches uns noch 200 Meilen weiter bis Montrewal bringen sollte. Wir verließen Kingston am 28. April, und kamen am nämlichen Abend, nach einer Fahrt von 75 Meilen, bei Ogdensburg an. Den nächsten Abend erreichten wir Cornwall, und in der folgenden Nacht Pointe du Hac, am See St. François. Hier entließen wir unsere bisherigen Bootführer und schifften uns in eine andere Barke ein, welche viele Reisende am Bord hatte und schwer mit Potasche und andern Waaren beladen war. Etwa 100 Meilen über Montreal wird der Lauf des Lorenzoflusses durch heftige Strömungen und Wasserfälle unterbrochen, und von seichten und klippenvollen Kanälen oft eingeengt, durch welche

er mit schrecklicher Macht und furchtbarem Getöse einherrauscht und so unruhig ist, wie das Meer in einem Sturme. Viele ziehen, in Hinsicht der Größe des Anblicks, diese Wasserstürze und Strömungen den Fällen des Niagara vor. Sie sind von einer halben bis 9 Meilen lang und erfordern geschickte Lootsen.

Am 30sten April kamen wir an dem Dorfe der Cedere an, unter welchem sich gerade 3 sehr gefährliche Wasserfälle befinden, der Cederfall, der gespaltene Felsen und die Kaskaden genannt, die ungefähr eine Meile von einander entfernt sind. Am Morgen des 1sten Mai fuhren wir von dem Dorfe ab; das Boot war sehr leck, und ging sehr tief. Der Patron, ein rascher, kühner Wagehals, weigerte sich, einen Lootsen zu nehmen. Nachdem wir, nicht ohne Gefahr, über den Cederfall gekommen waren, rief der Patron nach Rum, und schwur, der allmächtige Gott selbst könne die Barke nicht besser regieren, als er. Bald darauf kamen wir durch einen unrechten Kanal in die Fälle des gespaltenen Felsen und fuhren pfeilschnell auf einen schrecklichen Strudel zu, den wir jedoch glücklich durchstrichen. Die Barke streifte leicht mit ihrem Boden über die Felsen hin und der Fall war so jäh, daß die Schnelle, mit der wir hinunter glitten, uns den Athem benahm. Hiebei schöpften wir eine Menge Wasser, dessen wir uns jedoch größtentheils entledigten, ehe wir zu dem nächsten Fall getrieben wurden, den die Kanadier den großen Siedekessel nennen. Als wir uns dieser Stelle näherten, ließ der Patron die Steuerruder fahren, und rief: „Bei Gott! hier sinken wir.“ Die Barke wurde fast jeden Augenblick von unermeßlichen, sich hoch emporbäumenden Wellen überfluthet, welche über die Seitenwände brachen und Planken, Ruder u. s. w. hinwegführten.

Zwischen dem Anfüllen der Barke und dem Sinken derselben, verging etwa eine halbe Minute, während welcher ich hinlängliche Geistesgegenwart sammelte, um mich

meiner 3 Kleider zu entledigen. Jetzt sank die Barke, und ich fand mich mitten unter meinen Gefährten, dem Gepäcke u. s. w. schwimmend. Ein jeder ergriff irgend eine Sache. Einer von den Matrosen packte mich und hielt mich unter Wasser; doch ließ er mich, ganz gegen meine Erwartung, wieder fahren. Als ich mich wieder auf die Oberfläche erhoben hatte, faßte ich eine Kiste, welche 2 andere gleichfalls ergriffen hatten. Gerade hier, wo der Fall des gespaltenen Felsen endete, sind die Ufer des Flusses stark bevölkert, und wir konnten die Weiber in großer Bewegung umherlaufen sehen. Ein Kanot fuhr ab, fischte 3 der Unsrigen auf, die sich auf dem Boden der umgestürzten Barke gerettet hatten, und brachten sie an's Land. Das Kanot fuhr wieder ab und näherte sich der Kiste, auf welcher ich mich nebst den beiden Andern erhielt. Aber die Nähe der Kaskaden, auf die wir jetzt zutrieben, erschreckte die Ruderer und verursachte, daß sie zurückfuhren, ob ich sie gleich auf englisch und französisch beschwor, näher zu kommen. Der schlechte Halt, welchen einer meiner Gefährten auf der Kiste hatte, unterwarf ihn einem beständigen Untertauchen. Um nun zu vermeiden, daß er mich erfasse, ließ ich die Kiste fahren, ergriff nebst noch einem Manne, die Segelstange, welche nebst der Querstange, den Segeln u. s. w. von dem Maste losgemacht worden war, um der Ladung Raum zu verschaffen, und so schwamm ich hinweg.

Ich hatte eben die Segelstange gefaßt, als wir die Kaskaden hinunter gestürzt wurden, in die ich augenblicklich versank und bald dabei erstickt wäre. Als ich wieder auf die Oberfläche kam, fand ich, daß ich die Stange noch fest mit einer Hand gepackt hielt, und mein Kamerade ebenso die Querstange. Kurz nachdem wir die Kaskaden hinabgestürzt waren, sah ich die umgekehrte Barke neben mir hertreiben. Es gelang mir, mich ihr zu nähern, und mich an einem Riß, der sich an einem Ende derselben befand, festzuhalten. Die Gewalt des Wassers und das

Herausfallen der Aschenfässer hatten das Fahrzeug beinahe zertrümmert. Eine lange Weile hindurch begnügte ich mich mit diesem Halt, da ich nicht getraute, mich auf den Boden zu schwingen, was mir dennoch endlich glückte. Von dieser meiner neuen Stellung herab rief ich meinem Gefährten zu, der sich noch immer an der Querstange festhielt. Er schüttelte den Kopf, und als die Wellen mir erlaubten, aufzublicken, war er verschwunden. Entweder konnte oder wollte er seinen Halt nicht fahren lassen und vertraute sich lieber den Wellen, die über ihn zusammenschlugen.

Die Kaskaden sind eine Art von Wasserfall über einen felsigen Kanal. Ihr Hinabfahren nennen die Franzosen springen (sauter). Zwei Meilen tiefer hinab ist der Kanal noch so sehr in Aufruhr, als die See im Sturme, und ich wurde öfters beinahe durch die Wellen von der Barke herabgespült. Jetzt gab ich alle Hoffnung zur Rettung auf, und ob ich schon mich bestrebte, meinen Platz zu behaupten, so war ich doch so sehr von der Kälte übermannt, daß ich mir einen schleunigen Tod wünschte und oft nahe daran war, den Kampf aufzugeben. Mir dünkte, als wäre ich zu der Größe eines Affen eingeschrumpft. Meine Hände schienen mir nur halb so groß, und ich würde, vor Kälte und Erschöpfung sicher eingeschlafen seyn, wären nicht die Wellen unaufhörlich über mich hereingebrochen, die mich zwangen, auf meine Lage zu achten. Ich war nie zuvor den Lorenzofluß heruntergekommen, aber ich wußte, daß sich noch mehrere Fälle und reißende Strömungen in demselben befänden, vielleicht noch eine Reihe von Kaskaden, sicher aber die Wasserfälle von la Chine, deren eigentliche Lage ich nicht genau kannte. Ich war in stündlicher Erwartung, hier das Ende meines Lebens zu finden, und wähnte oft Eisspitzen zu sehen, die von dem Ufer bis zu den Gipfeln der schäumenden Wasserstürze sich erstreckten. In einem der Augenblicke, in denen mir die Wogen erlaubten, um mich zu blicken, sah

ich in einiger Entfernung ein Kanot mit 4 Menschen auf mich zukommen, und horchte vertrauungsvoll auf das Plätschern ihrer Ruder. Doch, wie wurde ich getäuscht! Die Männer waren, wie ich in der Folge erfuhr, Indianer, ächte Abkömmlinge der Tartaren, die den Koffer eines der Verunglückten gewahrten, ihn auffingen und an das Land zurückkehrten, um denselben zu plündern; den Mann auf dem Boote überließen sie hingegen, wie sie nachher gestanden, seinem Schicksale. Sicher hatte ich mehr von ihrer Raubsucht zu fürchten, als von ihrer Menschlichkeit zu hoffen, und wahrscheinlich hätten sie mir das Leben genommen, um zum Besitz meiner Uhr und meines Geldes zu gelangen.

Das Unglück hatte sich Morgens um 8 Uhr zugetragen. Nach einigen Stunden schien die Sonne wärmer, der Wind blies aus Süden und das Wasser wurde ruhiger. Ich erhob mich auf meine Knie und sah, daß ich in dem kleinen See St. Louis war, der ungefähr 3 bis 5 Meilen Breite hat. Mit einiger Schwierigkeit gelangte ich zum Stehen, aber die Krämpfe und Zuckungen in allen meinen Sehnen belehrten mich bald, daß es unmöglich für mich seyn würde, die noch 2 Meilen entfernte Küste schwimmend zu erreichen. Jetzt trieben mich Wind und Strom dem Verderben entgegen, und obgleich ich hungrig, vor Kälte zitternd, und bis zum Tode ermüdet, mußte ich mich dennoch wieder in's Wasser setzen, als mir ein außerordentlicher Zufall eine große Erleichterung verschaffte. Während ich das Wrak genauer betrachtete, um zu untersuchen, ob es möglich wäre, ein Stück davon loszubrechen, mit dem ich steuern könnte, bemerkte ich etwas Loses, das sich in eine Spalte des Wraks eingezwängt hatte, und so mit fortgeschleppt wurde. Ich fand, daß es ein kleiner Koffer war, den ich mit einiger Mühe heraufzog. Nach einer Stunde Arbeit, während welcher ich versuchte, das Schloß mit einem Federmesser auszuschneiden, welches aber zerbrach, gelang es mir endlich dennoch,

ein Loch in den Koffer zu machen, aus dem ich, zu meiner höchsten Freude, eine Bouteille Rum, eine geräucherte Zunge, etwas Käse, und einen Sack mit Brod, Kuchen u. s. w., Alles durchnäßt, hervorzog. Von diesen Dingen machte ich augenblicklichen, aber mäßigen Gebrauch, und setzte mich dergestalt auf den Koffer, daß ich mich auf dem Wasser halten konnte.

Indem ich mich vergebens abmühte, das Wrak zu steuern und nach dem Ufer zu lenken, und stets mit meiner Weste und andern Dingen Nothzeichen nach dem Lande machte, glaubte ich in eine Bucht hineingetrieben zu werden; diese war aber, wie ich bald wahrnahm, nichts Anderes, als das Ende des Sees, und die Oeffnung in den Fluß, dessen Strom mich bald hinabführte. Ich kam bei verschiedenen kleinen, unbewohnten Eilanden vorüber, allein die Ufer des Flusses schienen von Häusern bedeckt zu seyn. Ich machte auf's Neue Nothzeichen mit meiner Weste und einem Hemde, das ich aus dem Koffer hervorgezogen hatte, und hoffte, man werde sie da, wo der Fluß schmäler wird, bemerken; aber die Entfernung war zu groß. Die reißende Schnelle, mit der ich hinabfuhr, überzeugte mich von der Nähe der fürchterlichen Strömungen von la Chine. Die Nacht kam heran und mein Untergang schien unvermeidlich, doch kümmerte es mich wenig, der Gedanke an den Tod hatte seine Neuheit verloren und ich war ganz vertraut mit demselben geworden. Da ich sah, daß meine Signale vergeblich waren, begann ich so laut als möglich zu rufen, und der Wind trieb mein Nothgeschrei nach dem Lande, wo man endlich meine Stimme vernahm. Nun sah ich ein Boot auf mich zurudern, welches ich, da es klein und sein Boden weiß angestrichen war, anfangs für einen Vogel mit weißer Brust hielt.

In dem Boote, welches nun herankam, befand sich Kapitain Johnston, der mich von dem Wrak erlöste, nachdem ich 10 Stunden im Wasser gewesen war. Mo-

brachte mich nach dem Dorfe la Chine, das 20 Meilen unterhalb der Stelle liegt, wo uns das Unglück betraf. Die Krümmungen des Stromes machten jedoch die Länge des Wegs noch weit größer. Ich fühlte keine andere Ungemächlichkeit, als einige kleine Quetschungen an den Knien und an der Brust, und ein leichtes Erkältungsfieber; aber 7 bis 8 Nächte hindurch war ich äußerst unruhig, und träumte von nichts Anderm, als von Wasserfällen, von reißenden Strömungen und von ertrinkenden Menschen.

13.

Abentheuer eines englischen Offiziers zu Wasser und zu Land.

In den Jahren 1812 und 1813.

Ich befand mich als erster Lieutenant am Bord des Shrewsbury von Masulipatam, der auf der Rhede von Bushire im persischen Meerbusen lag. Wir waren am Tage vorher, den 13ten Oktober 1812 von Bassaro angekommen, uud machten Anstalt, die Ladung auszuschiffen, weßwegen auch der Kapitain ans Land gegangen war. Nachdem ich die erste Wache gehabt hatte, begab ich mich zur Ruhe, und erwachte nicht eher, als bis der Tag anbrach.

Meiner Gewohnheit gemäß eilte ich jetzt sogleich auf das Verdeck, und sah in Südwest ein großes Schiff vor Anker, das, nach Flagge und Wimpel zu schließen, ein englisches zu seyn schien. Allein in dem Augenblick fing es an, seine Boote zu bemannen, was mir natürlich bedenklich vorkam. Als es nun vollends diese Boote mit Rudern und Segeln auf uns anlegten, konnte ich nicht länger zweifeln, daß jenes Schiff ein feindliches sey. Eilends ließ ich nun die Geld- und Juwelenkisten in die Pinasse laden und schickte sie nach dem Lande zu uns

Agenten ab. Sie hatte gerade noch Zeit genug, sich unter die Küstenbatterien zu legen, als das Schiff, von den Booten umringt, uns in wenig Minuten genommen wurde. Ich hatte in allem nur 10 europäische Matrosen, und mit diesen konnte ich natürlich gegen 50 Mann keinen Widerstand versuchen. So befanden wir uns denn auf einmal in der Gewalt des französischen Kapers la Fortune, Kapitain Vigier.

Als die Franzosen von dem Schiffe Besitz genommen hatten, wurde ich an Bord des Kapers gebracht. Ich muß der Wahrheit gemäß versichern, daß ich an dem genannten Kapitain einen Ehrenmann fand. Er gab mir nicht nur mein ganzes Eigenthum, nebst Karten, Instrumenten und Büchern zurück, sondern er überließ mir auch, mich an das Land zu begeben, was wirklich meine Erwartung übertraf. Voll Freude machte ich daher sogleich von diesem Antrage Gebrauche, und wurde mit noch 2 Engländern in weniger als einer Stunde nach Busbire übergeführt. Meine Gefährten waren der Kapitain Robert Youl, von dem gleichfalls genommenen Packetboot the Fly, und ein Herr Richard Flower, der Passagier darauf gewesen war. Wir beschlossen beisammen zu bleiben, fanden bei unserm Agenten die beste Aufnahme, und vereinigten uns schon nach wenigen Tagen zu einer Unternehmung, die großen Vortheil versprach.

Als nämlich das Packetboot genommen wurde, hatte Kapitain Youl den Augenblick zuvor den Briefbeutel versenkt. (Der Briefbeutel ist gewöhnlich in der Kajüte aufgehängt, und für dergleichen Fälle mit einer Kanonenkugel beschwert). Dieß war in der Nähe der Insel Kenn, auf einer wohl bemerkten Stelle geschehen. Allem Anscheine nach befanden sich Depeschen von großer Wichtigkeit in dem Briefbeutel; ein Tartar hatte dieselben von Konstantinopel zu Lande überbracht. Kapitain Youl vertraute uns daher seinen Plan, den Briefbeutel wieder aufzufischen, und lud uns auf Gewinn und Verlust zur

Theilnahme ein. Wir fanden den Vorschlag annehmlich, schossen jeder die nöthige Summe bei, kauften eine wohl ausgerüstete Buggoole (ein großes, flachgebautes inländisches Schiff), bemannten sie mit 16 Matrosen, worunter zwei Europäer, versahen uns mit einem starken, vierarmigen Fischdreg, (eine Art Anker, dessen 3 oder 4 Haken, ohngefähr wie bei einem Quirle, nach oben stehen), und segelten so am 21sten Oktober mit günstigem Winde von Bushire ab. Kapitain Youl hatte den Meerbusen seit 13 Jahren befahren; er kannte so zu sagen jeden Punkt darin. Wir kamen daher schon am 25sten bei der Insel vor Anker, und zwar ganz nahe bei der Stelle, wo der Briefbeutel versenkt worden war. Sogleich begann nun die Arbeit, wiewohl im Anfang ohne den mindesten Anschein eines Erfolgs. Allem Vermuthen nach steckte der Beutel zu tief im Sande, oder war zwischen Korallen eingeklemmt. Indessen beharrten wir fest auf unserm Vorhaben, und munterten die Mannschaft durch reichliche Portionen von Rum und Taback auf. So gelang es endlich nach 60stündiger Bemühung, den Beutel anzuhacken, worauf die Kanonenkugel davon getrennt und derselbe vollends herausgezogen wurde.

Voll Freude über diesen Fund, gestatteten wir nun der Mannschaft einige Tage Ruhe, trockneten die Briefschaften mit möglichster Sorgfalt, und lichteten endlich am 30sten die Anker, um den Meerbusen hinab, gerade nach Bombay zu gehen. Wir befanden uns am 1sten November gegen Mittag auf der Höhe von Kap Musseldom, als wir 2 große Dows (Landesfahrzeuge, nach Luggerart gebaut) von der arabischen Küste hersteuern sahen. Wir hielten sie Anfangs für Landesschiffe und waren daher ganz unbesorgt. Allein plötzlich wendeten sie, zeigten eine roth- und schwarzgestreifte Flagge und segelten in gerader Richtung auf uns zu. Kapitain Youl erkannte sie nun für arabische Seeräuber und bot Alles auf, um zu entkommen. Allein vergebens setzten wir Segel über Sege

bei; sie hatten uns bereits den Wind abgewonnen, und näherten sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Bald sahen wir, daß jedes der Fahrzeuge ganz mit bewaffneten Leuten angefüllt war. Schnell zeigten wir nun die englische Flagge, wovon sich Kapitain Y o u l wenigstens einige Wirkung versprach. Doch diese Barbaren schienen sich an nichts zu kehren, vielmehr schwangen sie ihre Speere und Krisse (eine Art großen, zweischneidigen, gekrümmten Dolches, der auch als Messer und Säbel gebraucht werden kann) sehr drohend gegen uns.

Als sie uns endlich auf Pistolenschußweite nahe gekommen waren, sprangen an 60 derselben aus beiden Fahrzeugen in das Meer, und schwammen, die Mordgewehre zwischen den Zähnen, vollends auf uns zu. In einem Augenblicke war unsre Buggala geäntert und das ganze Verdeck von den Räubern angefüllt. Wüthend und mit schrecklichem Geschrei hieben sie nun mit den Krissen ohne Schonung auf uns ein, so daß die Hälfte der Besatzung, worunter ich selbst, verwundet wurde. Es blieb uns daher nichts übrig als über Bord zu springen, was eben von den Räubern beabsichtigt wurde. Da wir indessen zum Glück das große Boot nachschleppten, so retteten wir uns in dasselbe, hieben das Tau ab, und ruderten aus Leibeskräften der persischen Küste zu. Allein kaum hatten dieß die Räuber bemerkt, so setzten sie uns mit vollen Segeln nach. Wenige Minuten, so waren wir wieder in ihrer Gewalt. Sie rissen uns hierauf alle Kleider, ja selbst die Hemden vom Leibe, zwangen uns an Bord der einen Dow zu steigen, und trieben uns unter wüthenden Verwünschungen in den Raum hinab; hier lagen wir 5 volle Stunden, ohne daß man weiter auf uns zu achten schien. Doch endlich warf man einem Jeden wieder ein Hemd und grobe Matrosenhosen hinab. Zu gleicher Zeit erhielten wir etwas Wasser und schimmliges Gerstenbrod. Erst jetzt konnten wir uns gegenseitig unsere Wunden verbinden, von denen zum Glück keine ge-

fährlich war. So fand uns der Abend in der schmählichsten Gefangenschaft!

Zwei Tage waren wir an Bord, dem bittersten Mangel und selbst wiederholten Mißhandlungen ausgesetzt. Es mochte, nach den Sternen zu schließen, ungefähr um 2 Uhr Morgens seyn. Der Thau war so stark, daß er wie ein Regen niederfiel. Vergebens sahen wir uns nach einem Obdache um, unsere Wache zwang uns, still zu liegen, und zündete nicht einmal Feuer an. Als die Sonne aufging, sahen wir in Osten das Meer, in Westen den elenden Flecken, in Norden die Wüste und im Süden eine Palmenpflanzung vor uns. Bald wurden wir nun von einer Menge Araber aus Egmaum und der Nachbarschaft umringt. Zwei der ältesten hatten ein langes Gespräch mit unsrer Wache, die uns ihnen zu übergeben schien. Wirklich wurden wir sogleich darauf mit einer gewissen Feierlichkeit in ihre Mitte geführt, worauf der ganze Zug mit uns aufbrach. Es ging indessen nicht weiter, als ungefähr eine Viertelstunde der Wüste zu. Hier wies man uns in eine verfallene Hütte hinein, in deren Nähe sich eine Quelle befand, und zählte Jedem 10 Datteln zu. Einige Stunden lang wurden wir von der versammelten Menge angegafft, bis endlich die Sonne höher stieg, und die Hitze Jedermann nach dem Flecken trieb.

Wir eilten nun vor allen Dingen, die Hütte von dem Unrath zu säubern, womit sie über und über angefüllt war. Bei dieser Gelegenheit entdeckten wir einige Gefäße, in unsrer Lage ein unschätzbarer Fund. Als wir jedoch das Wasser versuchten, fanden wir es salzig und von höchst widerlichem Geschmack. Indeß bemerkten wir 100 Schritte weiter eine andere Quelle, die unter einem Steine hervorkam. Sie war zu unsrer Freude ganz vortrefflich, und reichte überflüssig zu unserm Bedürfniß hin. Bloß mit Hülfe dieses herrlichen Wassers würgten wir auch die trockenen, schmutzigen Datteln hinab. So war

der Tag vergangen; wir saßen um ein spärliches Feuer von Kameelmist herum. Keiner sprach ein Wort, wir waren in düsteres Nachdenken versenkt. Plötzlich rief mein Bedienter: "Hier ist Geld!„ und zog ein Dutzend Piaster hervor. Er hatte sie zwischen dem Futter seiner Pelzmütze verborgen, die ihm glücklicher Weise gelassen worden war. Wir beschlossen, diesen kostbaren Schatz unter uns zu vertheilen, er konnte uns einst von großem Nutzen seyn. Dasselbe geschah mit einigen Perlen, die Herr Flower unter der einen Achsel verborgen hielt. Der ganze Fund erhob uns außerordentlich; wir sahen ihn als eine gute Vorbedeutung an.

Am folgenden Morgen war neues Gedränge um unsre Hütte, während man uns nichts, als einige Datteln gab. Wir waren der Sprache eigentlich nicht unkundig, allein dieses verdorbene Arabisch, mit dem ganz eigenen Accente, verstanden wir nicht. Nur so viel ward uns endlich klar, daß wir uns in der Gewalt des Scheiks von Egmaum befänden, und daß dieser uns zu verkaufen Willens schien. Ein Paar junge Weiber setzten verstohlener Weise einige kleine Schüsseln mit Reis und Fischen für uns hin. Wir dankten ihnen mit beredten Blicken, und hielten nach Entfernung der Menge ein köstliches Frühstück davon. Nachmittags kamen 2 alte Männer in unsre Hütte, die wir für Fischer ansahen. Der Eine hatte eine Muschel in der Hand, führte dieselbe einigemal an seine Lippen, und deutete dabei auf das Meer. Wir verstanden ihn augenblicklich; es gab am Strande Schaalthiere im Ueberfluß. Man erlaubte uns, davon nach Belieben zu sammeln, weil unser Unterhalt dem Scheik zu kostbar zu werden begann. Ungehindert begaben wir uns demnach an die Küste, und versahen uns mit einer herrlichen Abendmahlzeit. Dieß ward von nun an alle Tage wiederholt, so daß es uns nicht an reichlicher Nahrung gebrach. Zuweilen erhielten wir auch von einigen mitleidigen Weibern und Mädchen etwas Gemüse und Reis. Um die Mu=

scheln braten zu können, sammelten wir eine Menge trockenes Seegras auf, das von den Wellen ausgespült worden war.

So waren nun 16 Tage vergangen, und wir fingen allmählich an, unsere Besucher besser zu verstehen. Ich beschloß daher, etwas zur Verbesserung unsrer Lage zu versuchen, und gab mich für einen Arzt, oder Hakim aus. Natürlich erhielt der Scheik sogleich Nachricht davon. Da er nun an einem hier sehr gewöhnlichen Augenübel litt, befahl er, mich nach Egmaum zu führen, wo ich ihn also zum Erstenmal zu sehen bekam. Die Augen waren sehr stark entzündet, ich versprach ihm jedoch, ein Mittel zu bereiten, dessen Wirkung ganz untrüglich sey. Er entließ mich hierauf mit 5 Datteln, worüber mein Führer ganz verwundert schien. Jetzt kam es darauf an, mit Ehren zu bestehen, was wirklich keine Kleinigkeit war. Indessen schlug sich der Zufall auch dießmal in's Mittel, und zwar auf eine ganz eigene Art. Kapitain Youl hatte mehrere Jahre zu Bridge-Town auf Barbados gelebt, und bei einer Augenentzündung einmal Kakaobutter mit großem Nutzen gebraucht. Dieß brachte mich auf die Idee von einer ähnlichen Salbe von irgend einer lindernden Feuchtigkeit. Ein Blick auf das Feuer, wo wir unsere Muscheln brateten, und ich war aus aller Verlegenheit. Man erräth leicht, daß ich die Muscheln auspreßte, und eine öligte Gallerte davon erhielt. Diese wendete ich nun als Augensalbe an. Einige Linderung konnte natürlich durchaus nicht fehlen, aber von Grund aus wurde das Uebel freilich nicht geheilt. Schon nach 10 Tagen fing der Scheik an ungeduldig zu werden, und warf mir Mangel an gutem Willen vor. Dieß konnte für uns gefährlich werden; ich nahm daher zu einem neuen Mittel Zuflucht. Es war ein Fontanell am Arme, wodurch sich vielleicht die Schärfe ableiten ließ. Der Scheik machte anfangs große Schwierigkeiten, zumal, da ich aus Mangel an Erbsen ein silbernes Kügelchen nöthig fand. Eine Rupie aufzuopfern,

schien ihm an das Leben zu gehen. Doch endlich gelangte ich zu Allem, und sah nach einigen Tagen die beste Wirkung davon. Ich rieth nun dem alten Mann, das Fontanell offen zu halten, wobei er sich vortrefflich zu befinden anfing.

Diese glückliche Kur erwarb mir die ganze Gewogenheit des Scheiks. Er ließ mir meinen Sextanten nebst einigen Kleidungsstücken zurückgeben, erlaubte auch meinen Gefährten, sich ihre Ueberröcke zu nehmen, und schickte uns endlich einen sehr schmackhaften Hühnerpillau (Hühner mit Reis gekocht). Zugleich bewirkte ich, daß wir einige Segel erhielten, woraus denn eine Art Zelt verfertigt wurde. Ich half hierauf noch vielen Augenkranken, wofür ich mich jedesmal mit Reis, Gemüsen, Fischen, Geflügel u. dergl. bezahlen ließ. In unsrer Lage allerdings eine wesentliche Verbesserung.

Auf diese Art waren 7 volle Wochen vergangen, und noch sahen wir unsere Befreiung weiter als jemals entfernt. Der Scheik verlangte nämlich ein ansehnliches Lösegeld, oder wenigstens Sicherheit dafür. Vergebens stellte ich ihm die Unmöglichkeit vor. "So werde ich euch an Sklavenhändler verkaufen," war die einzige Antwort, die er mir gab. Wirklich erschien er einige Tage darauf mit einem derselben, der unsern kafferischen Koch und den hindostanischen Zimmermann mit sich nahm. Dasselbe Schicksal mußten auch wir erwarten, wobei die Trennung das Schrecklichste für uns war.

Kummervoll saßen wir am Weihnachtsabend um unser spärliches Feuer, als uns ein Bote des Scheiks eilig nach Egmaum rief. Es war Vollmond, wir langten in weniger als 10 Minuten daselbst an. Beim Eintritt in das Gemach erblickten wir mit Verwunderung einen Anführer der Wahabis, der uns dreien sehr wohl bekannt war. Besonders hatte ihn Kapitain Youl häufig bei Herrn Manesti, unserm Residenten zu Bassora, gesehen. Abdallah, dieß war sein Name, sprach etwas Englisch, wir

erneuerten daher die Bekanntschaft in einem Augenblick. Er sagte aus, daß er auf die bloße Nachricht, englische Gefangene zu finden, nach Egmaum gekommen sey. Es mache ihm Freude, uns dienen zu können; er werde Alles für unsre Befreiung thun. Wirklich begann er auch sogleich mit dem Scheik in einem Tone zu sprechen, der etwas mehr als ernsthaft war. Besonders machte er ihn auf die Folgen dieser Beleidigung unsrer Flagge aufmerksam. Ihre Schiffe werden kommen, sagte er, und Tod und Flammen gegen dich speien. Ihre Krieger werden an's Land stürzen, deine Wohnung umringen, dich in Fesseln schlagen und an derselben Stelle erwürgen, wo du ihre Landsleute geplündert hast.»

Diese Rede, begleitet mit den lebhaftesten Geberden, verfehlte ihre Wirkung nicht. Dennoch bestand der Scheik wenigstens auf einiges Lösegeld. «Lösegeld? rief Abdallah mit funkelnden Augen, indem er von seinem Sitze aufsprang, Lösegeld? Ja, bei meinem Barte! ich will dir's bezahlen, und zwar in Begleitung von 12,000 Mann! Joe Hassem, bis zum nächsten Monde sind diese frei, so will es Abu Matoz Abdallah!» — Erstaunt sahen wir einander an. «Ja, sie sind frei, sagte der Scheik und kreuzte die Arme über die Brust; sie sind frei, ich schwöre es dir!» Hierauf reichte uns Abdallah die Hand. «Ihr seyd frei, sagte er, Joe Hassem hat es geschworen! Ziehet im Frieden, und grüßet eure Brüder von Abdallah!» Hiermit endigte diese Unterredung; wir aber eilten voll Freude in unser Zelt zurück.

Am folgenden Morgen schickte uns der Scheik einen Hühnerpillau, und ließ uns sagen, wir sollten uns bis am dritten Tage bereit halten; er wollte einen neuen Raubzug unternehmen, und uns auf der Insel Kenn aussetzen, von wo es leicht war, vollends nach Bushire zu gehen. Jetzt aber kam es darauf an, von ihm den Briefbeutel zu erhalten, der sich nebst allem Uebrigen in seinen Händen befand. Nach vielem Hin- und Herreden beka-

men wir ihn endlich für unsern Sextanten zurück. So verließen wir am 27ten December das traurige Egmaum, man kann leicht denken, mit welchen Empfindungen. Noch größer aber war unsre Freude, als wir am 29sten auf der Westküste der Insel landeten, und uns außer aller Berührung mit jenen Räubern sahen. Mit wunden, blutenden Füßen mußten wir nun 2 volle Stunden weit bis zu dem einzigen vorhandenen Flecken gehen. Hier wohnte der vornehmste Mann der Insel, der Scheik Usept. Er empfing uns sehr gastfrei, und versah uns vor Allem mit neuer Fußbekleidung. Wir ersuchten ihn hierauf, eine Buggala für uns auszurüsten, um damit nach Thorack auf der persischen Küste überzusetzen, das uns die meisten Hülfsmittel darbot. Kapitain Youl hatte nämlich von unserm Residenten zu Bushire ein Empfehlungsschreiben an den dortigen Scheik, Namens Birkat, der wegen seiner Vorliebe für die Engländer bekannt war. Auch diese unsre Bitte fand günstiges Gehör; Scheik Usept versprach uns eine von seinen 2 eigenen Buggalas.

Der Briefbeutel hatte auf unsrer Fahrt von Egmaum nach der Insel einige Feuchtigkeit an sich gezogen; wir wendeten daher den folgenden Tag zum Trocknen der Papiere an. Eben waren wir damit fertig geworden, als in dem Dorfe ein großer Lärm entstand. Zu gleicher Zeit sahen wir eine Menge Flüchtlinge darauf zustürzen, deren Anzahl mit jedem Augenblick wuchs. Eilends verließen wir das Dach, worauf wir die Briefschaften getrocknet hatten, und stiegen in den Hof hinab. Hier fanden wir Scheik Usept, und hörten von ihm mit Entsetzen, daß die große Flotte der Surdis, (der Name dieser arabischen Seeräuber) an der Westküste vor Anker gegangen sey. "Gern wollte ich euch retten, sagte er, allein ich kann nicht. Ihr wißt, ich habe selbst nur 2 Buggalas. Eine ist in der Ausbesserung, die andere reicht kaum für meine Weiber, Kinder und besten Sachen hin. Ich steure nach Cheru hinüber, Allah wird mir gnädig seyn! Ver-

bergt euch in den Felsenhöhlen an der Südküste, ihr findet dort einige Sicherheit. Sobald die Surdis abgesegelt sind, komme ich zurück und hole euch ab.» Mit diesen Worten reichte er uns die Hand, folgte seiner Familie nach und schiffte sich ein.

Das Geschrei in dem Flecken war unterdessen immer furchtbarer geworden; Alles rüstete sich zum Widerstand. Indessen eilten wir die Höhlen zu gewinnen, ehe vollends die Nacht einbrach. Wirklich gelangten wir auch nach einer kleinen halben Stunde daselbst an, und fanden die Gegend wüst und traurig genug. Eine der größten Höhlen, auf einem der höchsten Felsen, schien uns der sicherste Aufenthaltsort. Zu gleicher Zeit konnten wir von da aus die ganze Ebene, nebst dem Flecken und der Ostküste übersehen. An Lebensmitteln hatten wir indessen, außer einem kleinen Sacke Datteln, nicht das Mindeste bei uns. Die ganze Nacht durch hörten wir von dem Flecken her heftig schießen; doch schien es nicht, als wären die Surdis bereits angelangt. Um 3 Uhr Morgens ging der Mond auf. Jetzt erblickten wir eine Menge Segel an der Ostküste, und merkten bald, daß die Flotte um die Insel herum geschifft war. Wirklich sahen wir sie auch mit Tages Anbruch gerade dem Flecken gegenüber vor Anker, worauf in Kurzem die Ausschiffung vor sich ging.

Das gräßliche Geschrei, der gen Himmel aufsteigende Rauch und die Menge Unglücklicher, die sich in das Meer stürzten, kündigten uns das allgemeine Morden und Plündern an. Zu gleicher Zeit bemerkten wir zwei englische Schiffe, die in dem Golf genommen worden waren, und deren Mannschaft in Ketten auf dem Verdecke lag. Wir beschlossen jetzt, den Briefbeutel in die Erde zu vergraben, was auch, wiewohl nicht ohne viele Mühe, mit unsern Händen bewerkstelligt wurde. Abends sahen wir den ganzen Flecken in Feuer stehen; während das wilde Toben der tanzenden und singenden Räuber bis zu uns erscholl. Einen Tag und 2 Nächte hatten wir nun in diesem

unsern Zufluchtsorte fast ohne alle Nahrung zugebracht. Allein nunmehr wurden wir von dem brennendsten Durste gequält. Wir beschlossen daher, sobald es nur etwas stiller werden würde, zum Aufsuchen einer Quelle auszugehen. Unser Blut war in solcher Wallung, daß es in den Adern zu kochen schien. Indessen mußten wir noch bis 3 Uhr Morgens warten, ehe der Lärm der Räuber ein Ende nahm. Jetzt, den Tod auf den Lippen, traten wir unsere gefahrvolle Wanderung an.

Der Mond sah durch zerrissene Regenwolken, die öde Gegend lag in trüber, wallender Dämmerung. Langsam, mit leisen, bebenden Schritten, den Athem an uns gehalten, stiegen wir in die Ebene hinab. Einer unserer Lascars (indischer Matrose), der im Wasserauffinden besonders geübt war, eröffnete den traurigen Zug. So suchten wir gegen eine halbe Stunde, jedoch ohne allen Erfolg. Endlich aber blieb der Lascar stehen, warf sich auf die Erde, schien einige Minuten zu horchen, sprang plötzlich wieder auf und zog uns eilends zu einem Gebüsche hin. Da hörten wir's in der Tiefe rieseln, stiegen hinab und fanden das herrlichste Wasser im Ueberfluß. Nachdem wir uns nun in langen Zügen satt getrunken hatten, eilten wir in unsre Höhle zurück, und beobachteten die Bewegungen der Räuber mit verdoppelter Aufmerksamkeit. Die beständige Furcht, entdeckt zu werden, war das Peinlichste für uns. Beinahe wäre dieß auch am Morgen des dritten Tages wirklich geschehen.

Kapitain Youl war nämlich in der Dämmerung in die Ebene hinabgestiegen, die völlig menschenleer zu seyn schien. Er dachte einige Feigen für uns zu pflücken, womit ein dichtbelaubter alter Baum im Ueberfluß bedeckt war. Plötzlich lassen sich von dem Flecken her Stimmen vernehmen, und bald darauf kommen 2 Araber mit ihren Speeren zum Vorschein. Sie sprachen sehr heftig mit einander, deuteten wiederholt auf den Baum, näherten sich demselben und blieben zuletzt in geringer Entfernung

von demselben stehen. Kapitain Youl hatte sie nicht sobald bemerkt, als er sich eiligst hinter dem Stamme verbarg. Zum Glück zogen sich dichte Ranken von wilden Reben an demselben hinauf, und bildeten eine grünende Wand um ihn. Plötzlich fliegt einer der Speere mitten in den Stamm und Youl wird mit fallendem Laube bedeckt. Einen Augenblick darauf folgt der zweite Speer, sinkt aber, mit geringerer Kraft geworfen, an dem Stamme herab. Eilends rennen die Araber herbei; Youls Tod scheint gewiß zu seyn. Aber sie nehmen nur ihre Speere zurück, und setzen ihren Weg mit wildem Geschrei fort. Halb todt vor Schrecken kam unser Gefährte wieder in der Höhle an. Vier Feigen für jeden war Alles, was sich bei der Austheilung fand.

Noch einen Tag hielten wir es unter diesen qualvollen Entbehrungen aus. Allein am Morgen des 5ten Tages beschlossen wir, irgendwo Nahrung aufzusuchen, und sollte es mit Gefahr unsers Lebens geschehen. So brachen wir um 2 Uhr nach Mitternacht bei klarem Sternenschimmer auf. Mühselig schleppten wir uns fort, doch nach einer fast dreistündigen Wanderung kamen wir endlich bei einem alten, verfallenen Hause an. Es lag in einer Vertiefung, rings mit Gebüschen und Bäumen umgeben, und schien uns auf den ersten Augenblick ein vollkommener Zufluchtsort zu seyn. Nachdem wir es einigemal umgangen hatten, ohne einen Laut zu vernehmen, glaubten wir uns endlich hineinwagen zu können, vergaßen aber dennoch die nöthige Vorsicht nicht. Es war indessen gänzlich unbewohnt, und, wie der Augenschein lehrte, schon seit langer Zeit. Wir nahmen daher von dem nördlichen Theile Besitz, wo der größte Theil des eingefallenen Gemäuers aufgethürmt lag. In der Nähe rieselte eine Quelle, deren Becken nur zur Hälfte zertrümmert war, und die uns das herrlichste Wasser darbot. Als der Tag anbrach, hörten wir Ziegen meckern, und sahen bald darauf einige 20 Stück vor uns. Wahrscheinlich hatten

sie sich bei der Plünderung des Fleckens hieher geflüchtet, denn ihre Euter strozten von Milch. Der Instinkt gab uns augenblicklich das beste, leicht zu errathende Mittel an die Hand. So saugten wir neues Leben in die Adern, und lindernde Kühlung in die brennende Brust. Zufrieden blieben die freundlichen Thiere in unsrer Nähe und grasten; sie gewährten uns an diesem Tage noch zweimal einen so stärkenden Labetrunk. Alles war still, die Gegend schien ausgestorben, wir legten uns ruhig zum Schlafe nieder. Plötzlich wurden wir, ungefähr um Mitternacht, durch Pauken- und Cymbelschall geweckt. Es war ein Haufen Räuber; sie zogen mit Fackeln und unter wildem Geschrei vorüber. Unser Schrecken war groß, doch bemerkten wir bald, daß der Zug seitwärts ging. Zugleich deuteten die immer wiederkehrenden Worte: "In See! In See das Schiff gewandt!" ihre baldige Abfahrt an.

Dieß sollte denn auch am folgenden Tage zu unsrer großen Freude in Erfüllung gehen. So wie die Sonne aufging, hörten wir noch mehrere Kanonenschüsse, das gewöhnliche Zeichen zur Einschiffung. Mehrere von uns, worunter ich selbst, kletterten auf Bäume, von deren Gipfeln wir die ganze Flotte in Bewegung sahen. Um 10 Uhr hatten sie sich am Horizont verloren, und wir athmeten zum ersten Male wieder mit freier Brust. (Den 7ten Jan. 1813).

Vor allen Dingen entstand nun die Frage, was weiter anzufangen sey? Nach einiger Berathschlagung kamen wir einstimmig auf unsern alten Plan zurück, nach Charack auf der persischen Küste zu gehen. Da wir aber kein Fahrzeug hatten, beschlossen wir ein Floß zu bauen. Zu diesem Ende begaben wir uns in den Flecken, wo sich halb verbranntes Balkenwerk im Ueberfluß fand. Wir gingen so fleißig an die Arbeit, daß das Floß mit Sonnenuntergang fertig war. Freilich konnte es nur 5 von uns fassen, allein auch dafür gab es leichten Rath. Wir looßten nämlich um die Ueberfahrt, wobei die höchste Zahl

Herrn Flower nebst 4 Matrosen traf. Er mußte sich verpflichten, sogleich ein Boot für uns zu besorgen, was er denn auch mit Hand und Mund versprach. Da es indessen schon spät war, blieb die Abreise bis zum folgenden Morgen ausgesetzt. Am Abend desselben Tages (8ten Januar) kam eine Buggala von Collat, ungefähr 3 Stunden westlich von Charak an. Die Mannschaft hatte die Absicht, in dem verlassenen Flecken aufzusuchen, was etwa von den Surdis übrig gelassen war. Als Engländer wurden wir indessen sehr freundlich behandelt, und mit mehreren Lebensmitteln versehen. Es schien uns hierauf am besten, mit dieser Gelegenheit nach Collat überzusegeln, und so das Gewisse dem Ungewissen vorzuziehen. Wirklich wurden wir auch des Handels, um 4 Piaster in Allem, sehr bald einig, gruben hierauf unsern Briefbeutel wieder aus, und schifften uns am folgenden Nachmittag um 4 Uhr ein.

Der Wind war günstig, schon nach einer dreistündigen Fahrt langten wir glücklich in Collat an. Allein hier erfuhren wir, daß der Scheik von Charak in einem Seetreffen mit den Surdis geblieben, und diese Stadt von ihnen verbrannt worden sey. Dieß änderte unsern ganzen Plan. Es wurde daher beschlossen, längs der Küste zu Fuß nach Cheru, östlich von Collat, zu gehen. Dort konnten wir hoffen, eine Buggala nach Busbire zu finden, was in Collat unmöglich war. Wir brachten die Nacht in dem Hause einer guten alten Wittwe zu, die uns mit Datteln und Gerstenbrod im Ueberfluß versah. Von Herrn Flower erhielten wir, trotz aller Erkundigungen, nicht die mindeste Nachricht.

Am folgenden Morgen in aller Frühe brachen wir nach Cheru auf. Der Küstenweg war um ein Drittel länger als der durch das Innere des Landes, allein wir zogen ihn dennoch vor, weil er nicht zu verfehlen war. Die ersten paar Stunden ging es ziemlich gut; das Ufer war flach und meistens mit feinem Kies bedeckt. Bald

aber fing es an sich zu erheben, und allmählig reihte sich Hügel an Hügel an. Gegen Mittag endlich befanden wir uns am Fuße einer ungeheuren Bergkette, die wie ein großes Bollwerk vor uns lag. Der Muth entsank uns, schweigend starrten wir die aufgethürmten Felsenmassen an. Indessen mußten wir das Aeußerste versuchen, und sollte es unser letztes Wagstück seyn. Es wurde daher beschlossen, einige Stunden auszuruhen, wobei uns der mitgenommene Dattelnvorrath trefflich zu Statten kam. Zugleich fanden wir in der Nähe herrliches Wasser im Ueberfluß. So brachen wir um 3 Uhr Nachmittags wieder auf, um dem Leben oder dem Tode entgegen zu gehen.

Mit unsäglicher Mühe arbeiteten wir uns nun zwischen regellosen Granitgeschieben aufwärts. Zur Linken hatten wir das Meer; aus dem furchtbaren Abgrunde schlug die schäumende Brandung empor. Je höher wir kamen, desto weiter hiengen die Felsen über die Fläche hinaus. Das Meer hatte ihre Seiten ausgehöhlt, donnernd brauste es in den Höhlungen unter uns. Jeder Schritt machte uns zittern; wir schwindelten, wenn wir in die schwarze Tiefe hinabsahen. So stiegen wir 3 volle Stunden lang. Endlich waren wir auf der höchsten Spitze angelangt. Eben ging die Sonne unter, und in glänzendem Abendroth lag ein liebliches Thal vor uns. Die Freude beflügelte unsre Schritte; in weniger als einer Stunde hatten wir es erreicht. Es war völlig dunkel geworden, doch im duftigen Blau schwamm die Sichel des Mondes am Himmel und beleuchtete unsern Weg. Zwischen Gersten- und Gemüsefeldern wanderten wir längs eines kleines Flusses hin. Wir hörten das Drehen und Rauschen der Schöpfräder; es kündigte uns die Nähe von Cheru an. Bald gesellten sich einige Kameeltreiber zu uns. Sie sangen ein fröhliches persisches Lied, und die schwerbeladenen Thiere schritten leicht und munter daher. Endlich, ungefähr um 9 Uhr, langten wir höchst ermüdet in Cheru an, und wurden sogleich zum Scheik geführt.

Er empfing uns, dem Anscheine nach, sehr freundlich, und befahl, uns mit Speise und Trank zu versehen. Da es indessen angeblich an Platz fehlte, so brachten wir die Nacht unter freiem Himmel auf Teppichen zu.

Am folgenden Morgen ließ uns der Scheik zu sich rufen, und verlangte umständlich zu wissen, wie es uns bis daher ergangen sey. Nachdem wir ihm Alles erzählt hatten, ersuchten wir ihn, uns ein Boot zu überlassen, um damit nach Bushire zu gehen. Er versprach sofort, eines ausrüsten zu lassen, und wies uns indessen ein benachbartes Haus zur Wohnung an. Hier fanden wir nicht nur einige Bequemlichkeiten, sondern wurden auch reichlich mit Lebensmitteln versehen. Vier Tage waren auf diese Art vergangen, als Nachricht von den Surdis einlief. Die Räuberflotte hatte alle beträchtlichen Flecken und Städte auf der persischen Küste in Brand gesteckt, und war endlich in ihre Häfen zurückgekehrt. Dieß versprach uns bei unsrer bevorstehenden Fahrt nach Bushire desto größere Sicherheit. Eben beschäftigten wir uns mit dieser erfreulichen Aussicht, als der Scheik in unsre Wohnung trat.

« Vier Tage habe ich euch ernährt, hub er ernst und finster an, sagt, wer bezahlt mich dafür? » Wir verwiesen ihn an unsern Residenten, und zeigten ihm unsern Briefbeutel der ostindischen Gesellschaft. « Ihr seyd Lügner, fuhr er fort, ich glaube euch nicht. Augenblicklich räumt mein Haus. Dort, indem er auf den Strand zeigte, dort ist Platz für Hunde, wie ihr seyd! » Mit diesen Worten entfernte er sich, während einer seiner Begleiter uns mit noch heftigern Scheltworten aus dem Hause trieb.

Traurig begaben wir uns demnach an den Strand, und lagerten uns in den Schatten einer halb verfaulten Buggala. Noch konnten wir nicht errathen, warum der Scheik auf einmal so umgestimmt worden war; doch bald erfuhren wir es von einem Banian, der einigen Theil an uns zu nehmen schien. Aga Mohamed, dieß war der Name des Scheiks, hatte ebenfalls einen Angriff befürch-

tet, sich aber herzhaft zu vertheidigen gedacht. Er hatte dabei besonders auf unsre Hülfe gerechnet, und uns daher große Freundschaft gezeigt. Jetzt aber, nach verschwundener Gefahr, suchte er uns auf jede Art wieder los zu werden, und untersagte sogar den Einwohnern jede Berührung mit uns. Diese Nachricht brachte uns zu einem entscheidenden Entschluß. Wir verkauften dem Banian eine unserer Perlen für 40 Goldstücke, versahen uns dafür mit Kleidern und Schuhen, und brachen noch denselben Nachmittag von Cheru auf. Der Scheik war hierüber so erfreut, daß er uns noch ein Lebewohl sagen ließ.

Der nächste Ort war ungefähr 5 Stunden entfernt, wir nahmen abermals den Weg an der Küste hin. Das flache, kiesige Ufer bot uns einen ziemlich bequemen Fußsteig dar. Wir langten daher noch vor Sonnenuntergang an, fanden Obdach in einer Fischerhütte, kauften uns einen Hammel, ließen denselben braten und hielten davon eine stattliche Abendmahlzeit. Am andern Morgen wurden wir vor den Scheik geführt, und trugen auch diesem unsre Bitte um ein Fahrzeug nach Buschire vor. Allein er antwortete darauf so unbestimmt und begegnete uns zugleich so verächtlich, daß ich auf die weitere Reise nach Nakilu antrug. Da indessen die Uebrigen keine Lust dazu bezeugten, so machte ich mich mit unserm Bootsmann Bonnet allein auf den Weg. Wir erreichten Nakilu ungefähr Nachmittags um 4 Uhr, fanden bei dem Scheik eine unerwartet freundliche Aufnahme, und wurden bald darauf von Herrn Flower und seinen Begleitern überrascht.

Herr Flower war glücklich in Chareck angekommen, hatte jedoch sehr bald gefunden, daß von dort keine Hülfe für uns zu hoffen sey. Er war deßhalb gerade nach Nakilu gesegelt, das unter der Botmäßigkeit des Scheiks von Busbib, eines den Engländern ergebenen Mannes stand. Eben sprachen wir nun davon, einen Boten an unsere Gefährten abzusenden, als wir sie zum Orte herein=

kommen sahen. Sie hatten sich wenige Stunden nach mir auf den Weg gemacht. Die Freude, uns jetzt alle wieder beisammen zu finden, war außerordentlich groß. Der Scheik wies uns eine Wohnung an, und bewirthete uns auf eine treffliche Art. Am folgenden Morgen unterhandelten wir wegen einer Buggala nach Bushire, und erhielten eine freundliche Zusage von dem Scheik. Nur müsse er vor allen Dingen, hieß es, die Befehle seines Vorgesetzten, des Scheiks von Bushib, einholen. Dieß könnte ein Paar Tage aufhalten, indessen sollten wir guten Muthes seyn. Die Mehrheit war mit diesem Bescheide sehr zufrieden, nicht so Kapitain Youl, Herr Flower und ich. Wir vermutheten auch dießmal eine Tücke im Hinterhalt.

Vier Tage vergingen, ohne daß Nachricht von Bushib einlief, ob dieß gleich in weniger als 24 Stunden geschehen konnte. Unser Verdacht nahm zu, wir glaubten deutlich zu sehen, daß der Scheik uns nur hinhalten wollte. Endlich am fünften Morgen erschien er mit einem Briefe in der Hand. "Scheik Rameh hat ein Boot gesandt, hub er an, und mir Befehle ertheilt. Einer von uns soll nach Bushib kommen, dann wird er sehen, was zu thun ist." Wir sahen einander an, die Hinterlist schien uns offenbar. "Nur Einer? sagte ich; vergieb, das kann nicht seyn, wir gehen unsrer zwei, oder wir bleiben alle da. Dieß ist so Sitte bei uns!" Er schüttelte den Kopf. "Was wollt ihr? Scheik Rameh befiehlt. Es darf nur Einer von euch gehen." Dieß letztere wiederholte er einigemal, und entfernte sich, wie es schien, in großem Unmuth. Wir berathschlagten einige Zeit; es blieb bei unserm ersten Entschluß. Zugleich wurden Youl und ich zur Botschaft bestimmt. So verging auch dieser Tag. Am folgenden Morgen machte uns der Scheik zu wissen, das Boot sey bereit; und es können ihrer zwei damit abgehen. Wir nahmen daher eilig Abschied, empfahlen den

Briefbeutel dem Herrn Flower, und begaben uns an den Strand. Das Boot lag segelfertig, der Scheik stand ruhig dabei.

Wir bemerkten, daß die Brandung sehr hoch ging, und es also unmöglich war, in das Boot zu steigen. Plötzlich faßte der Scheik, der eine ungewöhnliche Stärke hatte, den Kapitain Youl um den Leib, trug ihn durch die Brandung, setzte ihn in das Boot und befahl, eiligst abzudrehen. Ich erstaunte, ich wollte rufen; vergebens, meine Zunge war wie gelähmt. Unterdessen eilte das Boot mit großer Schnelligkeit fort. Als ich endlich die Kraft zu sprechen hatte, wendete ich mich zornig zu dem Scheik. "Was ist das? sagte ich. Warum brichst du auf diese schändliche Art dein Wort?" — Sey ruhig, erwiederte er mit gleißnerischer Milde, du siehst, die Brandung geht zu hoch. Auf den Abend sollst du ein Boot haben, worin du nachsegeln kannst." Mit diesen Worten verließ er mich; ich aber eilte in großer Entrüstung nach unsrer Wohnung zurück.

An der Thüre fand ich Herrn Flower. "Wie, nicht abgesegelt? rief er, und ich sandte euch doch den Briefbeutel zu." — "Den Briefbeutel? sagte ich, den Briefbeutel mir?" — und durchschaute nun die Verrätherei. In der That hatte der Scheik denselben in meinem Namen abholen lassen, so daß Herr Flower ganz getäuscht worden war. "Wie es auch enden möge, rief ich, wir müssen ihn wieder haben, und sollte Alles darüber zu Grunde gehen!"

In dieser heftigen Stimmung begab ich mich zu dem Scheik. Meine Anrede war nicht zierlich, wie man denken kann. Er stellte sich indessen ganz erstaunt, und versicherte mich mit vieler Kälte, er habe den Beutel durchaus nicht. Zornig schalt ich ihn einen Lüger und berief mich auf Herrn Flowers Zeugniß. "Wohl, erwiederte er mit verächtlichem Lächeln. Und wenn ich ihn hätte, wen

kümmert es? Ja, ich habe ihn und ich werde ihn behalten, denn so beliebt es mir.„

Bei diesen Worten hielt ich mich nicht mehr. „Wie, nichtswürdiger Schurke, rief ich, und packte ihn bei der Kehle. Er aber sprang auf, stieß mich zurück und zog einen Dolch. „Halt ein! rief er, oder du hast gelebt!„ In diesem Augenblick faßten mich 4 von seinen Leuten an, und schwangen ihre Säbel über meinem Kopf. Ich gestehe es, ich hatte zu viel gewagt; doch einzulenken, war eine Unmöglichkeit. „Gieb mir den Beutel zurück, fuhr ich noch heftiger fort, oder ich schiffe mich nach Mascate, oder von da nach Bombey ein. Dann wehe dir! Ehe 6 Monate vergehen, wird eine von unsern Flotten erscheinen, und Nakilu in Feuer stehen!

„Nur zu! erwiederte er kalt; schiffe dich ein, aber bei dem ersten Schritt, den du an das Ufer thust, lebst du nicht mehr! Glaubst du denn, ich sey ein Kind? Nein, bei dem Propheten, ich bin Mehemet Agi, der euch alle sterben lassen kann. Man soll keine Spur von euch finden, ich stehe dir dafür. Entferne dich, Wahnsinniger. Hier bin ich der Herr!„

Ich verließ ihn, vor Zorn und Heftigkeit außer mir. Alle meine Gefährten theilten dieß Gefühl, wir brachten zwei der unglücklichsten Tage unsers Lebens zu. Endlich am dritten Abend kam eine Buggala von Bushib mit Befehlen an den Scheik und einem Briefe von Youl an uns. Er hatte die beste Aufnahme gefunden, unsre Ueberfahrt war festgesetzt. In der That fand sich auch Mehmet Agi noch denselben Abend bei uns ein. „Ihr werdet morgen abreisen, sagte er, wir wollen als Freunde scheiden! Nehmt den Beutel! Ich gebe ihn euch freiwillig zurück.„ Ein trefflicher Pillau und ein köstliches Fischgericht besiegelten die Versöhnung; wir sahen, daß es ihm Ernst damit war.

So verließen wir Nakilu am folgenden Vormittag,

kamen nach einer fünfstündigen Fahrt auf der Insel Buschib an, und fanden bei Scheik Ramah zuvorkommende Gastfreundschaft. Endlich am 30. Januar hatte er die Freude, uns nach Buschire einzuschiffen, von wo aus ich mit Youl und Flower über Bombay nach England zurückging.

14.

Eine Bergreise auf den Pic von Teneriffa.

Zu den höchsten Bergen der alten Welt gehört der Pic de Tride, auf der Insel Teneriffa, der wichtigsten unter der canarischen Inselgruppe, die einen Flächenraum von 330 Quadrat-Meilen, und auf diesem gegen hundert tausend Einwohner zählt. Der Berg ist ein Vulkan, denn ob er gleich seit dem Jahr 1704 keine Feuerausbrüche mehr hatte, so stößt er doch unaufhörlich einen Schwefelrauch von sich. Nach den neuesten Messungen ist er 11,394 Fuß hoch über das Meer erhaben, und der schimmernde weiße Bimsstein, aus welchem sein Girfel besteht, giebt ihm das Ansehen, als sey er mit Schnee bedeckt. Er steigt so steil empor, daß er in der Ferne eine ungeheure Pyramide zu seyn scheint, die sich aus dem Meere erhebt. Der Schatten des Berges reicht über die nahe gelegenen Inseln hinweg, und der Berg selbst erscheint den Seefahrern schon einer Entfernung von vielen Meilen. Umher liegen mehrere Berge, die alle die Spuren vulkanischer Revolutionen an sich tragen, und größtentheils dürre und unfruchtbar sind.

Am Fuße des Pic liegt die gut gebaute Stadt Oratawa, mit einem sichern Hafen. Von hier aus unternahm der Engländer Bennot im Jahr 1814 eine Reise nach der Spitze des Berges, und was er davon erzählt, ist im Wesentlichen folgendes.

Die ersten 3 bis 4 Meilen weit geht es sanft aufwärts, und die Gegend, welche man zu durchwandern hat, ist sehr wohl angebaut. Oestlich von der Stadt Oratawa findet man Ueberreste eines Vulkans, dessen Kegel und Krater noch sehr kenntlich sind. Bald kommt man in eine tiefe Schlucht, durch welche man etwa eine Stunde lang steil hinauf zu steigen hat. Nun tritt man in einen, aus alten Kastanienbäumen und der, hier 18 bis 20 Fuß hoch werdenden, Crica arborescens bestehenden Wald ein, und befindet sich nun auf der Fläche der, die Centralkette der Insel ausmachenden, Hügel. In den geborstenen Schluchten sind keine andern Felsengestalten bemerkbar, als Lava und Bimsstein. Abermals geht es 2 Stunden lang über grünende Hügel hinan, und dann wird bei einem Orte, el Barranco del pino della meruenda, Halt gemacht, um die Maulthiere zu tränken. Hier fließt eine nach Seewasser schmeckende Quelle.

So wie man noch höher hinauf steigt, fängt die Vegetation an zu verschwinden, und den Schlacken und der Lava Platz zu machen. Bäume und Gesträuche werden klein und verkrüppelt, und der Spanish broom ist die einzige Pflanze, die man in dieser Gegend noch antrifft. Mehrere Stunden lang geht jetzt der Weg über einen steilen, aus gewaltig großen, hin und wieder gar seltsam und phantastisch geformten Lavamassen bestehenden Abhang hinauf. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als einen einförmigen und zusammenhängenden Strom von Lava, welche, je weiter man aufwärts kommt, desto dichter mit feiner Asche bedeckt ist. Endlich sieht der Wanderer eine ungeheure Ebene sich fächerartig vor seinen Augen entfalten. Südwestlich ist diese Fläche von den

Regionen des Pics begränzt, gegen Osten und Nordosten aber in einem Umfange von mehreren Stunden von senkrechten Abgründen, welche die Spanier las Faldas nennen. Diese riesenhafte Mauer bildet offenbar die Seitenwand eines unermeßlichen Kraters, aus welcher vermuthlich alle Lava auf der ganzen Insel ausgeflossen ist. In dieser Gegend, wo man sich bereits in einer Höhe von 7 bis 8000 Fuß über dem Meere befindet, und die zweite Region des Pics erreicht hat, findet man nur noch sehr schwache Spuren von Vegetation. Das Klima ist ein ganz anderes, als das in der Tiefe, und gleicht demjenigen von England im Spätjahr. Alles ist traurig und öde; überall waltet ein tiefes, einsames Schweigen. Nur von fern erblickt der Wanderer noch die fruchtbaren, mit den vor ihm liegenden Verwüstungsscenen angenehm kontrastirenden Ebenen der Küste.

Am äußersten Ende jener Ebene mußten die Reisenden einen abschüssigen Hügel hinauf reiten, wo die Maulthiere mit jedem Schritte bis an die Knie in Asche und zertrümmerte Lava einsanken. Abends um 5 Uhr gelangten sie an die Stelle, wo der, von der obersten Höhe der zweiten Region des Pics herabkommende Lavafluß sich in 2 Arme theilt. Bei einem aufgeschichteten Haufen ungeheurer Lavablöcke spannten sie ein Tuch über ihre Köpfe, zündeten unter demselben ein Feuer an und übernachteten. Die Nacht war schön, aber kalt, und das Licht des Vollmonds, in diese Bergwüste hineingegossen, that eine höchst malerische Wirkung.

Zwischen 2 und 3 Uhr des Morgens begaben die Reisenden sich wieder auf den Weg. Da man von hier aus einzig zu Fuß weiter gelagen kann, so wurden die Maulthiere zurückgelassen. Nachdem die Reisenden zu wiederholten malen, um Athem zu schöpfen, Halt gemacht hatten, erreichten sie die oberste Höhe des Bimsstein-Kraters, welcher die beiden Lavaströme von einander trennt. Auf dem Lava-Arm, auf welchem sie nunmehr eintraten,

wurde das Gehen immer beschwerlicher. Oft trafen sie auf ganz ungeheure Treppen von Lava, deren Tritte aus eben so vielen, hohen, fast unübersteiglichen Mauern zu bestehen schienen. Die Form dieser vulkanischen Produkte hat ihren Grund in dem geringen Grade der Flüssigkeit, welche die Lava zur Zeit ihres Hervorbrechens aus dem Krater gehabt hat. Die Länge des Lavaschubes von dem Fuße des Kegels bis zu der Stelle, wo er sich in 2 Theile theilt, beträgt ungefähr drittehalb Meilen, und die größte Breite etwa 2 Meilen. Hin und wieder, wo die Masse Einschnitte hat, erscheint sie 60 bis 100 Fuß dick.

Nach mehrern abermaligen Halten gelangte die Reisegesellschaft zu einer Höhle, der größten unter den vielen, die sich in diesen Gegenden befinden. Hier trafen sie auf Schnee und vortreffliches Wasser. Einer der Reisenden ließ sich an einem Stricke in die Höhle hinab, allein die darin herrschende Dunkelheit gestattete ihm nicht, sie ganz zu untersuchen. Nach Aussage soll sie 300 Fuß lang und das Wasser 60 Fuß tief seyn. Während eines an diesem Orte gemachten Aufenthaltes von anderthalb Stunden sahen die Reisenden die Sonne aufgehen, und bemerkten nicht ohne Erstaunen die Schnelligkeit, mit welcher der Tag auf die Nacht folgt. Kaum eine Spur von Dämmerung war bemerkbar. Das Thermometer stand bei dem Eispunkt.

Von dieser Stelle aus (so fährt der Verfasser des Reiseberichts fort) mußten wir abermal, zwar nicht lange, aber sehr steil hinaufsteigen, um die oberste Höhe der zweiten Region zu erreichen. Unser Weg ging nun durch eine kleine, mit Lavastücken bestreute Ebene von weißem Bimsstein, und dann gelangten wir an den Fuß des Kegels, das ist, der dritten Abtheilung des Gebirges, die eigentlich der Pic heißt. Seine Gestalt gleicht dem dermaligen Krater des Vesuvs, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer aus schwarzer Asche gebildet ist, während der Krater des Pics von Teneriffa aus einer Mischung von

weißem Bimsstein, Schlacken und Lava besteht, auf welcher man hin und wieder einzelne, vermuthlich zur Zeit eines Ausbruches ausgeworfene Lavablöcke liegen sieht. Aus mehreren Schlünden in den Seitenwänden des Berges sah man sehr warme Dünste emporsteigen.

Erst hier fängt die Bergreise an, eigentlich mühsam und beschwerlich zu werden. Der Abhang ist außerordentlich steil: bei jedem Schritte vorwärts tritt der Fuß tief ein, und die Bimsstücke rollen auf den Wanderer zu. Indessen überwanden wir die vorkommenden Schwierigkeiten alle, und erreichten endlich den obersten Krater. Diese höchste Berggegend hat einen Flächeninhalt von nicht mehr denn anderthalb Morgen. Die Lava gleicht vollkommen derjenigen der Außenseite des Kegels, nur daß sie durch die Ausdünstungen der Schwefelsäure eine weiße Farbe erhalten hat. Uebrigens hat dieser Platz die Gestalt eines kleinen Kraters, dessen Saum vom Fuße des Berges in die Runde umher sichtbar ist. Inwendig befindet die Lava sich in dem Zustande einer schnellen Auflösung, und sieht aus wie Kreide. Sehr fühlbar war die Hitze des Bodens unter unsern Füßen; auch gaben unsere Führer nicht zu, daß wir lange an dergleichen Stellen verweilten. Einige von unsrer Reisegesellschaft versanken bis an die Knie in das warme Schwefelmagazin. Dieser Schwefel ist sehr fein und rein, und wird zu Oratawa theuer verkauft. Wenn man mit dem Fuße stampfte, so tönte es hohl. Der letzte Ausbruch des Pics im Jahr 1797 erfolgte mit einer bemerkenswerthen Langsamkeit. Die Lava war so wenig flüssig, daß sie mehrere Tage brauchte, um eine Strecke von 3 Meilen zu durchlaufen. Ganz anders strömte die Lava aus dem Vesuv, die bei dem Ausbruche von 1794 einen Zwischenraum von 8 Meilen in 8 Stunden durchfloß. Die Basis des Kegels, welche den eigentlich sogenannten Pic ausmacht, mag ungefähr eine Stunde im Umfang haben. Die Aussicht vom Gipfel des Pics ist zum Verwundern schön. Sehr deutlich un-

terscheidet man die Gestalt von ganz Teneriffa, nebst den Richtungen aller ihrer Bergketten und Lavaströme. Die Empfindung, welche die große Höhe, auf der wir uns befanden, in mir erweckte, ist die außerordentlichste, die ich jemals verspürt habe. Ob ich gleich von jenem heftigen, von der verdünnten Luft herrührenden Schmerz, der mich einstens auf den Gebirgen Savoyens geplagt hatte, auf dem Pic nicht ergriffen wurde, so befand ich mich doch auch hier nichts weniger als wohl. Neben der heftigen und durchdringenden Kälte war der Athem kurz und schnell; alle Augenblicke mußte Halt gemacht werden, und ich hatte ein ungleich genaueres und bestimmteres Gefühl von der Höhe, auf der wir uns befanden, als ich zu jener Zeit in Savoyen auf einem ebenfalls etwa 12,000 Fuß hohen Berggipfel verspürt hatte. Freilich waren an letzterm Orte die Umgebungen ganz anders und nahe beisammen; auch veränderte sich durch den Anblick des, die übrigen Bergspitzen beherrschenden Montblanc die Natur des Eindrucks, welcher durch das Isolirtstehen des Pics einen ganz eigenthümlichen Charakter erhält.

Wir verweilten auf dem Gipfel des Pics etwa drei Viertelstunden. Zum Besteigen desselben hatten wir noch 4 Stunden gebraucht, und schon vor 7 Uhr des Morgens befanden wir uns auf dem Gipfel. Das Herabsteigen ist theils wegen der äußersten Steilheit des Kegels, theils wegen der dem Wanderer nachrollenden Lavablöcke, keineswegs leicht. Als wir den Theilungspunkt des großen Lavastromes wieder erreicht hatten, folgten wir zur Abwechslung seinem westlichen Arme. Auf dieser Seite sind die Schluchten und Schlünde noch zahlreicher und furchtbarer, und mehr als einmal mußten wir von einem Felsen zum andern gleiten, was mit ziemlicher Gefahr verbunden war. In dieser Gegend gleicht die Oberfläche der Erde einem wüthenden und plötzlich versteinerten Meere. Nahe bei der oben erwähnten Höhle stößt man auf ein Lavathal, dessen Wände nicht weniger als 100 bis 150

Fuß hoch sind, und das mit isolirten, regellos zerstreuten Lavablöcken besäet ist. Wir brauchten etwas mehr als 2 Stunden, um auf den Platz zu kommen, wo unsere Maulthiere standen. Abends um 4 Uhr befanden wir uns wieder an dem Orte und bei dem Freunde, von welchem wir ausgegangen waren.

Die mit der Besteigung des Pics verbundenen Schwierigkeiten sind lange nicht so bedeutend, als man behaupten wollte. Um den Theil der Wege, der zu Fuße zuruckgelegt werden muß, zu machen, sind höchstens 4 Stunden erforderlich, und was die Strapazen betrifft, so kommt die ganze Reise mit den Alpen-Expeditionen in keine Vergleichung. Bei Hagel und Schneeschauern würde sie vielleicht etwas gewagt seyn; doch dieß ist dann manche anere, nicht über Berge gehende Expedition, ebenfalls. Ueberhaupt giebt es kaum einen etwas hohen Berg, der so leicht zu ersteigen seyn dürfte, als der Pic von Teneriffa.

15.

Die letzten Abentheuer des Königs Joachim von Neapel, bis zu seiner Hinrichtung.

Joachim Murat, der Sohn eines Gastwirths zu la Bastide, einem kleinen Orte unweit Cahors im Departement du Lot, übernahm eine Rolle, der er nicht gewachsen war, als ihn sein Schwager, der Kaiser Napoleon, am 15. Junius 1808 auf den Thron von Neapel setzte. Es schmeichelte dem Ehrgeize Napoleons, alle seine Brüder und Verwandte, mit Kron' und Scepter geschmückt zu sehen, und Murat hatte diese Belohnung von seinem hohen Beschützer für den Eifer verdient, mit dem er jedem Gewaltstreiche seines kaiserlichen Schwagers bereitwillig seinen Arm und seinen Namen geliehen hatte. Allein wie bei Napoleon, hieß es auch bei Joachim: Hochmuth kommt vor dem Falle. Sieben Jahre hatte sich der Letztere auf dem Throne von Neapel behauptet, als der Sturz des Kaisers auch ihn in's Verderben dahin riß.

Im Mai 1815 mußte Joachim, von den Oesterreichern gänzlich besiegt, sein Königreich mit dem Rücken ansehen, und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen, wohin Napoleon aus Elba zurückgekehrt war. Seine Gemahlin, die Königin Karoline, Napoleons Schwester,

erhielt von Oesterreich die Erlaubniß, unter dem angenommenen Titel einer Gräfin von Lipano, sich innerhalb der österreichischen Monarchie aufzuhalten. Sie begab sich mit ihren Kindern an Bord eines englischen Geschwaders, und nahm ihren Aufenthalt zu Triest. Nicht lange nachher kam der König Ferdinand der Vierte von Palermo nach Neapel, und nahm sein Königreich aus den Händen derer, die es erobert hatten, gegen Ersatz der Kriegskosten in Besitz. Murat, nunmehr ein zweiter Johann ohne Land, hatte inzwischen, verkleidet und mit falschen Pässen, die französische Küste erreicht, und war nach Paris geeilt. Allein Napoleon, dessen Sache er treulos verlassen hatte, wollte anfangs gar nichts von ihm wissen. "So geht es den Verräthern!„ sprach er, als er von den Vorgängen in Neapel Nachricht erhielt. Es kostete viele Mühe, bevor Murat, der sich im strengsten Incognito in der Nähe von Fontainebleau aufhielt, eine Aussöhnung mit Napoleon bewirken konnte. Aber ein Kommando übergab er ihm nicht, als er sich zum Kriege gegen die verbündeten Mächte rüstete. Die glänzenden Hoffnungen, die sich Napoleon gemacht hatte, wurden durch die Schlacht bei Waterloo vernichtet. Von den Preußen und Britten ganz besiegt, verlor er zum Zweitenmal die Krone, und gerieth in die Hände der Engländer, die ihn nach St. Helena in sichere Verwahrung brachten.

Nach diesen entscheidenden Vorgängen, und nach der Rückkehr der Bourbons, konnte der König Joachim nicht länger in Frankreich bleiben. In strengster Verborgenheit kam er nach Toulon, und suchte von da nach Korsika, dem Geburtslande seiner Gemahlin, zu fliehen. In dieser Absicht ließ er zu Toulon ein Kauffarteischiff miethen, und befahl seinen Equipagen und Adjutanten, denen er eine Summe von 200,000 Franken anvertraute, sich an Bord desselben zu begeben. Sobald dieß geschehen war, bestieg er ein Boot, um sich mit ihnen zu vereinigen. Er

war nur noch eine kleine Strecke vom Schiffe entfernt, als sich dasselbe wendete und — davon segelte.

Joachim, im Stiche gelassen, mußte an's Ufer zurückkehren. Die Furcht, entdeckt zu werden, erlaubte ihm nicht, hier zu verweilen. Zwei Tage irrte er in den Wäldern und Weinbergen der Gegend umher, in steter Furcht, von den ausgesandten Patrouillen überfallen zu werden. Endlich zwangen ihn Ermüdung und Bedürfniß nach Nahrung, in eine kleine Hütte einzutreten, und dort ein Asyl für die Nacht zu begehren. Die Hütte war von einer alten Frau bewohnt, die des Königs Vorgeben, er gehöre zu der Garnison von Toulon und habe sich verirrt, leicht glaubte, und mit aller Bereitwilligkeit ihm Obdach und Nahrung zusagte. "Ich werd' euch reichlich dafür bezahlen," sagte der König. Die alte Frau erwiederte: "Ihr sollt alles erhalten, was wir zu geben vermögen; diese Hütte ist das Eigenthum eines ehemaligen Soldaten, der sich glücklich fühlen wird, einem Kameraden einen Dienst geleistet zu haben; aber hütet euch ja, von Geld und Bezahlung zu reden, denn da würd' er böse werden." Das Mahl bestand aus einigen Eiern und Obst, die der hungrige Flüchtling begierig verschlang.

Da saß nun der Mann, der die königlichen Säle zu Caserata in Neapel bewohnt, der in den Schlössern zu Neuilly, Elisee Bourgon, zu Bemrath als Monarch gelebt hatte, am einfachen hölzernen Bauerntische, der alten Bäuerin gegenüber, in einer Hütte, die vielleicht einen königlichen Thron mit seinen Stufen nicht hätte fassen können.

Während dem war der Eigenthümer des Hauses zurückgekommen. Er war erfreut, einen Kameraden zu sehen, und setzte sich an seine Seite, um mit ihm zu trinken. Bald ruhte sein Auge auf des Königs edler Gestalt; bald blickt er ihn forschend an. So wie dieser sich da benimmt, so wie er sich bewegt, ist ihm noch keiner seiner Kameraden vorgekommen. "Sie sind's — nicht wahr,

Sie sind der König von Neapel, der in dieser Gegend sich verbirgt, und dem man nachstellt?„ Und mit diesen Worten wirft sich der Mann zu des Königs Füßen, bietet ihm sein Haus und Hof und seine Hülfe an, um ihn zu retten. Die erstaunte Bäuerin läßt vor Schrecken den Topf am Feuer fallen, und stürzt sich ebenfalls zu den Füßen des Königs, ihn um Verzeihung bittend, daß sie ihn so ohne Respekt behandelt habe.

Joachim höchst bewegt über diese seltene Scene, in seinem Unglück solche Freunde noch zu finden, giebt sich ihnen zu erkennen und sinkt weinend an die Brust des alten Soldaten. Durch dessen Hülfe erhielt er eine Korespondenz mit einigen seiner in Toulon zurückgebliebenen Freunde. Die Bäuerin wachte über die Sicherheit des Königs, und sorgsam ward er in der Hütte verborgen. Bald verbreitete sich die Kunde von Nachforschungen, von Seiten der Ortsbehörden, in der umliegenden Gegend. Von diesem Augenblick an ward für Joachim ein Schlupfwinkel ausgemittelt, mit Holz und Rebenstöcken bedeckt, um sich im Nothfalle darin zu verbergen. Die vorsichtige, stets für den König wachende Bäuerin erblickte einst in der Nacht in der Ferne im Felde ein Licht, das sich der Hütte stets mehr und mehr näherte. Nicht zweifelnd, daß es dem König gelte, der sich angekleidet auf ein Bett geworfen hatte, weckt sie ihn und verbirgt ihn durch Oeffnung einer Hinterthüre in den für ihn bestimmten Schlupfwinkel. Sie hatte sich nicht getäuscht, denn kaum hatte sie das Bett wieder zurecht gemacht, als man heftig an die Thüre der Hütte pochte. Ein Peleton von 60 Mann, von dem Officier Mocau, dem Sohne eines Generals, befehligt, trat ein. Die kleine Hütte war bald durchsucht, und mehrere Male gingen die Suchenden nahe an dem Orte vorüber, wo der König versteckt war, ohne zu ahnen, daß gerade dort der Fluchtling sich verborgen habe. Der König hörte die Flüche der Suchenden. Indeß, dießmal ging die Gefahr vorüber, und die National-

Garden verbreiteten sich in den die Hütte umgebenden Weinbergen, und setzten ihre Nachforschungen anderwärts fort.

Einer solchen peinlichen Existenz überdrüssig, beschloß Joachim, sich in eine kleine Barke zu werfen, um entweder nach Korsika zu segeln, oder sich auf Gerathewohl den Winden zu überlassen, und zu versuchen, irgend ein Schiff ansichtig zu werden, das ihn an Bord nehmen würde. Von 3 Seeoffizieren begleitet, die ihm in seinem Unglück treu blieben, führte er diesen Plan aus. Sie hatten sich 10 bis 12 Stunden von der französischen Küste entfernt, als ein Bombardierschiff ganz nahe an ihnen vorüber kam. Joachim erhob seine Stimme, um die Equipage zu bitten, ihn aufzunehmen; aber der Kapitain achtete nicht auf sein Bitten und die Bombarde segelte so hart an der Barke vorbei, daß diese in Gefahr war umzuschlagen. Der Tag neigte sich, und der Wogengang drohte die Flüchtlinge zu verschlingen, als sie das Postschiff von Korsika gewahr wurden, welches sie an Bord nahm, ohne sich nach ihren Namen und Stand zu erkundigen. Sie langten glücklich zu Bastia an, und ohne sich daselbst aufzuhalten, eilte Joachim 3 Stunden weiter nach Vescovata zu dem General Franceschetti, der bei seinem Heere gedient, und nach dem Umsturze des neapolitanischen Thrones sich zu den Seinigen nach Korsika begeben hatte. Als ein Unbekannter, ließ sich Joachim bei dem General melden. Es stellte sich ihm ein Mensch vor mit einem starken Barte, mit einem Ueberrocke umgeben, den Kopf in eine schwarze seidene Mütze verhüllt, mit langen Beinkleidern, Gamaschen und Schuhen eines gemeinen Soldaten, von Müdigkeit ganz entkräftet. Wie groß war das Erstaunen des Generals, als er unter dieser groben Hülle den König Joachim erblickte. Ein Schrei entfuhr seinem Munde, und er lag zu den Füßen des Ankömmlings. Dieser hob ihn auf, drückte ihn an seine Brust, und sagte: "Man muß mir

Gastfreiheit geben, man muß mich retten. Werd' ich wohl noch einen treuen Unterthan finden? Ich überlasse mich Ihnen.»

"Sire, antwortete Franceschetti in tiefster Bewegung, ich werde an ihrem Vertrauen nicht zum Verräther werden. Mein Vermögen gehört Ihnen, Sie können darüber verfügen. Ihre Rechte auf mich sind immer die nämlichen, und meine Familie hat nie die Unglücklichen verachtet.»

Die Nachricht von der Ankunft Joachims auf Korsika blieb nicht lange ein Geheimniß, und bald hieß es, er habe den Plan gefaßt, sich der Insel zu bemächtigen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieser Vorsatz ihn bewegte, denn wozu konnte ihm die Eroberung eines Landes dienen, das er ohne Einwilligung der verbündeten Mächte nicht zu behaupten hoffen durfte? Ihm gelüstete nach Neapel, wo er eines großen Anhanges unter dem Volke gewiß zu seyn schien. Sehr oft sprach er von seinem Königreiche Neapel, von den Mängeln der ehemaligen Regierung, den Vorurtheilen des Hofes, dem Zustande des Adels, der Vernachläßigung des Volkes, oft erwähnte er des Druckes, in welchem man den Landmann gehalten, der ihm einen verbesserten Zustand verdankte, und zog daraus die Hoffnung, daß, wenn er sich auf Neapels Küsten nur sehen ließe, das Volk haufenweis zu ihm hinströmen, und das Heer wieder unter seine Fahnen sich sammeln würde. Einem englischen Offizier, der nach Vescovato kam, um ihn über die Absicht seines Aufenthaltes auf der Insel zu befragen, antwortete er: "Das Schicksal der Waffen hat mich gezwungen, mein Königreich zu verlassen, und ein Zusammenfluß von unvorhergesehenen Umständen hat mich auf diese Insel geworfen. Ich bin nicht gekommen, hier Zwietracht und Unruhe zu stiften, sondern bloß um Gastfreiheit zu suchen. Ich war des guten Empfanges gewärtig, den ich bei ihren Einwohnern gefunden habe, weil das Unglück bei diesem gast-

freundlichen Volke geheiligte Rechte besitzt. Ich lebe hier als bloßer Privatmann, und werde nie gestatten, daß mein Name zum Vorwand diene, die öffentliche Ruhe zu stören. Uebrigens erwarte ich Päße von den verbündeten Mächten, und sobald ich diese erhalte, werde ich die Insel verlassen.»

In den 20 Tagen, welche sich Joachim zu Vescovato aufhielt, kam eine Menge von Fremden nach diesem Dorfe, um ihn zu sehen. Die Einen hatten unter seinen Befehlen gedient und sich, vom Gefühle der Dankbarkeit geleitet, hier eingefunden; die Andern waren durch jene Neugierde und durch jenes Interesse angezogen, welches ein von seiner Größe herabgesunkener König einflößt.

Am 17ten September verließ Joachim Vescavato, um sich nach Ajaccio zu begeben, und daselbst Anstalten zu seiner Abreise zu treffen. Als sich an diesem Tage eine Menge von Fremden versammelte, um die Gegenwart des unglücklichen Fürsten noch einmal zu genießen, sagte er zu ihnen: "Empfangen Sie meinen Dank für Ihr Bestreben, mich zu sehen und mir nützlich zu seyn; es war mir angenehm, erkenntliche Herzen zu finden und einige Theilnahme einzuflößen. Ich werde das Benehmen nie vergessen, welches die Korsen, und besonders die Einwohner von Vescovato gegen mich beobachtet haben. Es wird vielleicht ein Tag kommen, wo ich Ihnen werde beweisen können, daß die Gefühle, die Sie mir einflößen, nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden. Kehren Sie zu Ihren Familien zurück, und leben Sie in Frieden unter der Regierung des Königs von Frankreich, der Sie beherrscht.» Die Menge zerstreute sich, und am 23sten September hielt Joachim mit den Getreuen, die sich um ihn gesammelt hatten, seinen Einzug zu Ajaccio. Die ganze Volksmasse drängte sich auf alle Schritte des Fürsten, welcher im Triumph bis zu seinem Logis, einem mittelmäßigen Gasthause, begleitet wurde.

Eine der ersten Sorgen Joachims war, die Lokal-

behörden der Stadt zu benachrichtigen, daß er in keiner andern Absicht nach Ajaccio gekommen sey, als um sich einzuschiffen. Er ließ sie zugleich seiner Achtung gegen die Regierung des Königs von Frankreich versichern, und dem versammelten Volke erklärte er, daß er nichts als Gastfreiheit verlange. Sollte seine Gegenwart zu den mindesten Unruhen Anlaß geben, so werde er sogleich die Stadt verlassen. Der Tag verstrich, ohne daß die öffentliche Ruhe nur einen Augenblick getrübt wurde. Des Abends zog sich Joachim von Franceschetti begleitet, der immer um seine Person war, auf sein Zimmer zurück. Er war im Nachdenken versunken, und die Empfindungen, die seine Seele bewegten, drückten sich auch in seinem ganzen Aeußern aus. Auf einmal sagte er mit lebhafter Stimme zu seinem Begleiter: "Wie sehr rührt mich die Aufnahme, die ich bei den Einwohnern von Ajaccio gefunden habe! Großer Gott, welche Erinnerungen erwachen in meiner Seele. Neapel und mein Volk sind mir noch lebhaft gegenwärtig. Ich habe die Volksmenge und ihre Freude gesehen, habe ihr Freudengeschrei vernommen. So wurd' ich jedesmal in meiner Hauptstadt empfangen, so oft ich von der großen Armee zurückkehrte." Einige Thränen entflossen seinen Augen. Er nahm Franceschetti's Hände, und, indem er sie mit Heftigkeit drückte, setzte er hinzu: "Es ist vorbei; ich will nirgend mehr leben oder sterben, als unter meinem Volke. Wir werden Neapel wieder sehen; beschleunigen wir unsre Abreise."

Franceschetti erschrak über diese Rede, die mit der hülflosen Lage des königlichen Flüchtlings in dem auffallendsten Widerspruche stand. Freimüthig äußerte er seine Mißbilligung eines Entschlusses, der einen höchst kläglichen Erfolg befürchten ließ. Auf alle Fälle, meinte er, müßte man zuvor alle möglichen Erkundigungen einziehen, und zu dem Ende die Rückkehr eines geheimen Agenten abwarten, den Joachim an einen ihm ergebenen General nach Neapel gesandt hatte. Vernunftgründe, Thränen

Bitten, alles bot Franceschetti auf, um den König von seinem Vorhaben abzubringen. Bald zeigte er ihm den Abgrund, der sich ihm bei dem ersten Schritte öffnete, mit dem er ein Land zu betreten wagen würde, das einer andern Regierung als der seinigen unterworfen wäre. Er stellte ihm einen Tod ohne Ruhm, einen Ueberfall auf der Küste, die Ermordung seiner Gefährten vor, die, als Opfer einer verzweifelten Sache, zu seinen Füßen ihren Geist aufgeben würden. Bald entwarf er ihm ein schmeichelhaftes Gemälde von seiner Gemahlin, seinen Kindern, ihrer Zärtlichkeit und ihren Liebkosungen, und suchte sein Herz für diese Gefühle zu erwärmen. Er war gegen alle Rathschläge taub; weder die Besorgnisse, die ihm Franceschetti einzuflößen suchte, noch das Glück, das er ihm vorstellte, machte einen Eindruck auf sein Gemüth. Zwanzig Jahre hatte das Glück ihm gelächelt. Vom Soldaten bis zum Feldherrn, zum Großherzoge, sogar zum königlichen Throne sich emporschwingend, hatte er den blutigsten Schlachten Napoleons beigewohnt, durch seine Tapferkeit, seinen Muth den Namen des französischen Achilles erworben, und so wie dieser hielt er sich für unverwundbar. Man sah ihn stets im Treffen dort, wo es am heißesten war, und nichts konnte seinen Muth lähmen. Die kurze Episode seines Mißgeschicks hatte den Unbeugsamen nur noch kühner gemacht. Der Empfang, den er auf Korsika gefunden, hatte ihn bethört und ihm die lachende Perspektive seines Glücks in Neapel gezeigt. "Der Tod, sagte er, hat mich stets im Kriege verschont. Dreht das Glück mir den Rücken, so wird man mich gefangen halten, gerade so wie ich in Oesterreich Gefangener geworden wäre. Ein härteres Verfahren wäre nicht allein ungerecht, sondern auch dem Völkerrechte zuwider. Napoleon hatte dem französischen Throne entsagt, und wollte ihn wieder erringen. Er war Gefangener. Ich aber, ich habe nicht entsagt; ich habe das Recht,

mein Königreich wieder zu erobern. Aber beruhigen Sie sich nur, Neapel wird unser St. Helena seyn.„

So sprach Joachim und beharrte hartnäckig bei seinem Vorsatze, obgleich seine pekuniären Hülfsmittel zu einem solchen Unternehmen völlig unzureichend waren. Mit Ungeduld betrieb er die Anstalten zur Abfahrt, die auf den 28sten September festgesetzt wurde. Er hatte wirklich Eile nöthig, denn schon wußte man in Frankreich, daß er auf Korsika Anhang finde, und schon waren französische Truppen eingeschifft, die Korsika vollständig in Besitz nehmen sollten.

Ehe der zur Abfahrt bestimmte Tag kam, hatte der Kaiser von Oesterreich mit rühmlicher Sorgfalt das letzte versucht, den König von seinem tollkühnen Plane abzuhalten. Er hatte einen englischen Ordonanzoffizier nach Korsika gesandt, um dem Flüchtlinge einen sichern Aufenthalt in den österreichischen Staaten anzubieten, unter folgenden Bedingungen: “Der König nimmt den Titel einer Privatperson an. Da die Königin den einer Gräfin von Lipano gewählt hat, so meint man, Se. Mäjestät könnten den entsprechenden Titel annehmen. Der König hat die Freiheit, nach Belieben eine Stadt in Böhmen, Mähren oder Oberösterreich zu seinem Wohnorte zu wählen. Zöge er den Aufenthalt auf dem Lande dem Aufenthalt in besagten Provinzen vor, so wird von Seiten des Kaisers keine Einwendung dagegen gemacht werden. Der König wird sich in Gegenwart Sr. kaiserlichen Majestät auf sein Ehrenwort verpflichten, die österreichischen Staaten ohne Einwilligung Sr. Majestät nicht zu verlassen. Er wird versprechen, seine Lebensart so einzurichten, wie es einer Privatperson von ausgezeichnetem Stande zukommt, und sich den im österreichischen Staate geltenden Gesetzen unterwerfen.„ Zugleich mit dieser Erklärung übergab der Offizier dem bisherigen Könige Pässe, um sich auf einer in der Rhede von Bastia liegenden brittischen Fregatte nach Triest einzuschiffen.

*

Joachim nahm die Pässe an, und die Einschiffung nach Triest auf der englischen Fregatte schien nun bestimmt zu seyn. Urplötzlich aber weigerte er sich, sie zu besteigen, weil der brittische Schiffskapitain ihn ungeziemend aufgefordert habe, sich reisefertig zu machen, und als ihm Franceschetti zu den erhaltenen Pässen Glück wünschte, sprach er mit Stolz: "Nein, ich will dem österreichischen Hause kein freiwilliger Gegenstand des Triumphes seyn; ich entsage der Freistätte, die es mir unter solchen Bedingungen anbietet; ich werde die Königin nur auf dem Throne von Neapel wieder sehen." An den englischen Offizier hingegen schrieb er: "Ich nehme die Pässe an, die Sie den Auftrag haben, mir zuzustellen, und denke mich derselben zu bedienen, um mich an den Bestimmungsort zu begeben, der mir darin angezeigt ist."

Die Flotille, welche zu Ajaccio für Joachims Rechnung insgeheim gemiethet worden war, bestand aus 6 Barken, die nicht im Stande waren, das offene Meer zu halten. Diejenige, welche der König bestieg, wurde von dem Baron Barbara, Fregattenkapitain in neapolitanischen Diensten, kommandirt. Auf allen 6 Barken befanden sich 250 Mann, theils Soldaten, theils Matrosen. Am 28sten September, Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, stach die Flotille in die See. An den englischen Ordonanzoffizier ließ Joachim ein Schreiben zurück, worin es unter andern hieß: "Die Erklärung, daß ich mich nach Triest begeben wolle, war von den Umständen diktirt; aber ich bin es mir selbst, der Wahrheit und Ihrer edlen Biederkeit schuldig, Ihnen meine wahren Absichten zu verkündigen. Ich schätze die Freiheit über alles, und die Gefangenschaft ist mir so viel als Tod. Welche Behandlung dürft' ich aber von den verbündeten Mächten erwarten, die mich 2 Monate lang unter den Dolchen der Meuchelmörder des Südens ließen? In den Wäldern herumirrend, in den Gebirgen versteckt, verdanke ich mein Leben bloß dem großmüthigen Mitleiden, welches mein Unglück

in der Seele dreier französischer Offiziere erregte. Diese haben mich mit der größten Gefahr ihres Lebens nach Korsika gebracht. — Die Bedingungen, welche mir der Kaiser von Oesterreich anbieten läßt, nehm' ich nicht an. Ich sehe in denselben nichts, als eine reine und herzliche Thronentsagung unter der einzigen Bedingung, daß man mir erlaubt, in einer ewigen Sclaverei, und unter der Willkühr einer despotischen Regierung zu leben. Wo ist hier Mäßigung und Gerechtigkeit? Wo ist hier die Achtung, die man einem unglücklichen Monarchen schuldig ist, den ganz Europa förmlich anerkannte? Ich eile, mich wieder mit meinen Truppen zu vereinigen, die vor Verlangen brennen, mich an ihrer Spitze zu sehen. Sie haben sämmtlich, so wie alle übrigen Klassen meiner geliebten Unterthanen, mir ihre Liebe bewahrt. Ich habe dem Throne nicht entsagt; ich habe das Recht, mir meine Krone wieder zu erobern, wenn Gott mir die Kraft und die Mittel dazu verleiht. Meine Existenz auf dem Throne von Neapel kann keine Besorgniß mehr einflößen, denn man darf von meiner Seite keine geheime Korrespondenz mehr mit Napoleon befürchten, der sich auf St. Helena befindet. England und Oesterreich könnten im Gegentheil von mir einige Vortheile erlangen, die sie umsonst von demjenigen Souverain zu erhalten hoffen, den sie statt Meiner auf den neapolitanischen Thron gesetzt haben. — Wenn man Ihnen, mein Herr, diesen Brief einhändigen wird, so werd' ich schon ein gutes Stück Weg nach meiner Bestimmung zurückgelegt haben. Entweder werd' ich meinen Zweck erreichen, oder mein Unglück mit meinem Leben endigen. Ich habe tausend und tausendmal dem Tode getrotzt, indem ich mich für mein Vaterland schlug: wird es mir nicht erlaubt seyn, demselben auch einmal für mich selbst zu trotzen? Ich zittere bloß für das Schicksal meiner Familie.» —

Die Flotille war anfangs, um ihre eigentliche Absicht zu verbergen, gegen Tunis gesegelt; erst nach 2 Tagen

befahl Joachim, nach Kalabrien umzuwenden. Er glaubte, durch diese Täuschung der Verfolgung auf der See zu entgehen, und an der Küste von Kalabrien erwartete man ihn bereits. Er hätte seine Emissairs dort einschleichen lassen, und schmeichelte sich eines großen Anhanges, weil der wiedergekehrte König Ferdinand die Erwartungen des Volkes nicht sogleich hatte erfüllen können oder mögen.

Ein heftiger Windstoß, der die Schiffe zerstreute, warf sie an die Küste von Sardinien, wo sie beinahe gescheitert wären. Sie vereinigten sich wieder, und langten am 6ten Oktober Abends 2 bis 3 Stunden von Parla auf der Seite des dießseitigen Kalabriens an. Barbara, welcher die Flotille kommandirte, befahl die Feuer auszulöschen, um dem Feinde jede Art von Vermuthung über die Bestimmung der Fahrzeuge zu benehmen, welche leicht für Barken von Korallenschiffen gehalten werden konnten. Ein neuer Windstoß warf die Schiffe ins offne Meer zurück, und zerstreute sie. Als der Tag anbrach, legte sich die Barke, auf der sich Joachim befand, mit einer zweiten, die allein noch bei ihm war, auf die Rhede von St. Lucido, um dort das Konvoi zu erwarten. Der König befahl dem Bataillonschef Otaviari, mit einem Matrosen an's Land zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen. Beide wurden überfallen, und gefangen fortgeführt. Da man Ankergrund hatte, befahl Joachim dem Patron Cecconi, auf die Entdeckung der übrigen Schiffe auszulaufen. Cecconi stach in See, und da er die Barke fand, welche der Bataillonschef Courrand kommandirte, überbrachte er ihm den Befehl, ihm zu folgen, und führte ihn gegen Abend auf den Ankerplatz, wo sich der König befand. Man fragte Courrand um Nachricht von den übrigen Barken, und erhielt zur Antwort, daß er sie seit dem letzten Windstoß nicht mehr wahrgenommen hätte. Es wurde der Vorschlag gemacht, umzuwenden und über die Landspitze von Parla hinauszusegeln, wo man den Barken zu begegnen hoffen konnte. Der Kapitain Bar-

bara widersetzte sich aber, indem er vorgab, daß man Gefahr liefe, von den an der Küste stationirten bewaffneten sizilianischen Barken arretirt zu werden.

Da dem Könige insgeheim eröffnet wurde, daß der Bataillonschef Courrand, im Einverständniß mit seiner Equipage, die Absicht zu haben scheine, sich von der Küste Kalabriens zu entfernen, um der Landung auszuweichen, ließ er ihn an Bord rufen. Statt ihm Vorwürfe zu machen, erinnerte er ihn an die Wohlthaten, die er ihm erwiesen hatte, und ermahnte ihn, in diesen kritischen Augenblicken Beweise seiner Ergebenheit und Treue zu geben. Er befahl ihm, ganz in der Nähe zu bleiben, und ein wachsames Auge auf diejenigen von seiner Mannschaft zu haben, die vorhätten, sich zu entfernen. Courrand betheuerte, seine Pflicht zu erfüllen, und ging an sein Bord zurück. Dem Kapitain Barbara wurde befohlen, die Barke Courrands, auf der 50 Mann, lauter alte Soldaten, auf die Joachim sehr rechnete, eingeschifft waren, ins Schlepptau zu nehmen.

Nachdem dieß alles in Ordnung gebracht war, wurde die Fahrt fortgesetzt, und gegen Mitternacht erreichten die Barken Amantea. In dem Augenblicke, als man die Richtung gegen das Land nahm, um auszuschiffen, ließ Courrand das Tau, welches ihn bugsirte, losmachen und entfernte sich. Man sah ihn nie wieder. Er hatte die Feigheit, seinen Souverain, unter dessen Gnade er 7 Jahre gedient hatte, im Augenblick der gräßlichsten Gefahr, im Stiche zu lassen. Er nahm seinen Weg nach Korsika und überredete seine Soldaten, die er unter dem scheinbaren Vorwande, daß sie vom Feinde wahrgenommen werden könnten, in der That aber, aus Furcht, daß sie seine Absicht entdecken möchten, beständig unter dem Verdecke bleiben ließ, daß der König Joachim befohlen habe, wieder nach Korsika zurückzukehren, weil seine Absicht sey, nach Triest zu gehen. Hätten die Soldaten seine

Unredlichkeit nur vermuthen können, so würden sie ihn wahrscheinlich ins Meer geworfen haben.

Joachim gerieth in Verzweiflung über Courrands Treulosigkeit. Diese Gemüthsstimmung glaubte Franceschetti benutzen zu müssen, um ihn von seinem Vorhaben, in Kalabrien zu landen, zurückzubringen. Er wiederholte alle die Vorstellungen, die er ihm schon auf Korsika gemacht hatte, und bat ihn, sich zu seiner Gemahlin nach Triest zu begeben. Der König hörte ihn aufmerksam an, und nachdem er sich gesammelt hatte, sprach er: "Meine Absicht war, meine Hauptstadt und meine Unterthanen wieder zu sehen, und sie der Reaction einer Regierung zu entziehen, die sie strafen wird, weil sie meine Bemühungen für die Verwaltung meines Königreichs Neapel unterstützt haben. Der Gedanke, daß so viele Männer von Verdienst, so viele brave Menschen wegen ihrer Meinungen und ihrer Verdienste verfolgt werden, läßt mir keine Ruhe. Das Schicksal meiner Freunde macht mich unglücklich; aber ich sehe jetzt ein, daß mein Unternehmen verwegen wäre. Die Winde haben meine Schiffe zerstreut; es bleibt mir nur eine Handvoll Menschen übrig. Gehen wir nach Triest; ich genehmige die Freistätte, welche mir die österreichische Regierung in ihren Staaten darbietet.»

So lange Joachim entschlossen war, in Kalabrien zu landen, segelte der Kapitain Barbara auf diese Provinz zu; sobald er aber hörte, daß man nach Triest segeln wollte, gab er die Unmöglichkeit zu erkennen, die Reise fortzusetzen. Er sagte dem König, daß es an Lebensmitteln und an Wasser mangle; daß die Schifffahrt lang, und daß es nothwendig sey, in einen Hafen vor Anker zu gehen, und sich mit Lebensmitteln zu versehen. Er erbot sich, mit der zweiten Barke bei Pizzo zu landen, um dort einzukaufen, was man zur Fortsetzung der Reise bedürfe.

Der Kapitain Barbara galt für einen trefflichen

Seemann; er kannte die Küsten der beiden Kalabrien und des adriatischen Meeres vollkommen. Joachim billigte seinen Vorschlag, bei Pizzo zu landen. Er ließ ihm durch seinen Kammerdiener eine Liste von den Gegenständen einhändigen, die er für die Bedürfnisse des Königs und der Equipage einkaufen solle, und befahl ihm zugleich, einen Sack ins Meer zu versenken, der 500 Exemplare einer Proklamation enthielt, die an die Bewohner des Königreichs Neapel gerichtet waren. Diese Proklamation, welche das Land in Bewegung setzen sollte, lautete also:

Joachim Napoleon, König beider Sizilien, an seine getreuen Unterthanen. Brave Neapolitaner, euer Joachim ist euch wieder gegeben. Von dem Augenblicke an, da er sich wieder mitten unter euch befindet, hört seine und eure Betrübniß auf. Indem euer König euch seine Rückkunft anzeigt, ist indessen von Verzeihen und Vergessenheit gar die Rede nicht. Ihr habt euch nie gegen ihn vergangen, daher erneuert er euch, seinen Kindern, den früher geleisteten Eid: daß er euch glücklich machen will, heute von neuem. Von ihm habt ihr keinen Meineid zu befürchten. Seines Herzens wohlbekannte Gesinnungen und eure erprobte Treue bürgen euch für die Zuverläßigkeit seiner Verheißungen, und daß er nicht, so wie Ferdinand, seine Rache nur vorläufig aufzuschieben gesonnen ist. Ich hatte mir in der Abgeschiedenheit einen stillen Zufluchtsort gewählt, den ich unter meinem tugendhaften Volke stets wieder zu finden gewiß bin, und konnte dort mit Verachtung auf den Mordstahl der kannibalischen Marseiller hinsehen, die sich während der ganzen französischen Revolution in dem Blute ihrer Mitbürger gebadet haben. In der Verborgenheit gedachte ich zu bleiben, bis die Fieberhitze, in welcher Frankreich jetzt die Revolution von sich wirft, voruber-gegangen seyn würde; dann erst wollte ich hervortreten, meine Staaten wieder erobern, und in euren Herzen einen Zufluchtsort suchen gegen das Unglück, welches mich

auf eine so unglaubliche, und so unerhörte Weise verfolgt. Als mir aber das Schreiben Ferdinands an den General Bianchi zu Gesichte kam, empörte sich mein Innerstes, und ich konnte mich nicht länger zurückhalten, denn ich kann und darf nicht dulden, daß ein Fürst, der sich den König und Vater nennt, dieser Nation öffentlich und feierlich ein Schandmal setze. Ich darf und werde es nimmermehr dulden, daß die Armee, welche aus der Blüthe aller Volksklassen besteht, daß die tapfere Armee, deren Schöpfer und Anführer ich gewesen bin, und die so vielfältige Beweise ihrer Tapferkeit gegeben, der neapolitanischen Nation einen Rang unter den übrigen Nationen verschafft hat, und deren militärisches Mißgeschick lediglich durch die Proklamation feindlicher Mächte, so wie durch die fälschlich ausgestreuten Gerüchte von meinem Tode, veranlaßt worden ist — daß diese Armee im Angesichte der Welt "eine feindliche Horde," genannt werde.

Ueber diese Beschimpfung von Zorn entbrannt, nahm ich all meinen Muth zusammen, warf mich in einen schlechten Fischerkahn und landete in Korsika, wo ich gastfreie Aufnahme und von den Tapfern, die in den Reihen der neapolitanischen Armee gefochten hatten, die Zusage ihres Beistandes erhielt. Da ich auf die Liebe meiner Völker sichere Rechnung machen konnte, und gewiß war, in ihrem Andenken zu leben, so beschloß ich, meine Staaten wieder zu erobern, und den der Nation widerfahrnen Schimpf zu rächen.

Soldaten und Bürger, ihr alle, die edlen Herzens und patriotisch gesinnt sind, schließt euch an euren König an, laßt uns gemeinschaftliche Rache nehmen! Ein Fürst, der im Stande ist, neapolitanischen Soldaten die ehrlose Benennung einer "feindlichen Horde" beizulegen beschimpft die ganze Nation, hat sein Anrecht an den Thron verwirkt, und schon durch das Schreiben, welches er an den Baron Bianchi erließ, dem Throne entsagt.

Ja, geliebte und tapfere Neapolitaner, wir sind be-

leidigt, und die Beleidigung trifft ohne Ausnahme uns alle. Deßhalb müßt ihr mit eurem Könige gemeinschaftlich einen Fürsten aus dem Lande jagen, der sich schon mehrmals meineidig bewiesen, mehrmals Verzeihung verheißen, und dennoch seiner Rache freien Lauf gestattet. Nieder mit dem Schlosse von Casa-Lanza, aus dem Ferdinand ein Denkmal der Schmach machen will, welche er der Nation angethan hat! Nieder mit diesem Schlosse bis auf den Grund, und an der nämlichen Stelle erhebe sich eine Säule, deren Inschrift der Mitwelt und der Nachwelt verkünde, daß auf eben diesem Platze die neapolitanische Armee, nach errungenen ausgezeichneten Siegen, der Zahl ihrer Feinde nicht widerstehen konnte, aber doch keinen andern als einen ehrenvollen Frieden einging, und Ferdinanden, deßhalb — weil er vorgedachtes Schloß für ein Lehngut der Krone erklärte, aus demselben ein Denkmal ihrer Beschimpfung machte; und die Armee eine "feindliche Horde" nannte — sich der Regierung unwürdig und des Thrones auf immer für verlustig erklärt hat. Ja, die ganze Nation ist beschimpft! Wer könnte jetzt noch im Angesicht des ganzen Europa ein Neapolitaner heißen wollen? Auf denn, greift zu den Waffen und erhebt euch in Masse! Jeder ächte Neapolitaner, der auf Ehre hält, eile zu meinem Feldlager! Ueberall trete die Provinzial-Miliz zusammen; was zur Armee gehört hat, stelle sich wieder zur Fahne, und die eben so brave als treue Nationalgarde von Neapel rette die Hauptstadt von neuem; sie nehme meine Schlösser, nehme alle meine Einwohner und deren Eigenthum in Schutz! Ihr, wackere und getreue Kalabresen, ihr Bewohner von Basilicata, so wie der Provinzen Salerno und Avellino, mit euch die braven Samniten, das Volk in Apulien und in der Terra di Lavoro, deren Anhänglichkeit ich so oft erprobt habe, sammelt euch um euren König und euren Feldherrn. Stoßt Ferdinanden von euch aus, der euch so entehrend begegnet hat — mag er nach Sicilien zurückwandern! Unter

dem zweifachen Paniere des Kreuzes und der Freiheit wollen wir nach der Hauptstadt aufbrechen, das Glück und die Unabhängigkeit der Nation von neuem und für immer sicher stellen. Besorgt nicht, daß die verbündeten Mächte ihre Waffen gegen euren König wenden sollten. Euer Joachim hat nie dem Throne entsagt. Ein militärisches Mißgeschick kann sein Anrecht an die Krone von Neapel nicht aufheben.

Indem ich nach dem Wiederbesitz meines Thrones strebe, thue ich ja nichts anderes, als was auch die verbündeten Monarchen ihrer Seits thun. Die Königin und meine Kinder werden uns herausgegeben werden, und weit gefehlt, daß euer König fortan seinen Nachbarn Besorgnisse einflößen sollte, wird er vielmehr für ihren zuverläßigsten Freund anerkannt werden. Der Kaiser von Oesterreich wird einsehen, worin die wahre Politik von Neapel besteht. Von dem Irrthume zurückgekommen, daß er mich, als einen Anhänger Napoleons, bekriegen müsse, wird er aus meinem Widersacher sicherlich wieder ein Bundesgenosse werden. Um eures Königs willen habt ihr von keiner Seite her etwas zu befürchten, insofern man ihn nicht mehr in Verdacht haben kann, daß er sich auf Kosten des römischen oder irgend eines andern Staates von Italien zu vergrößern trachten werde: und so fällt auch aller Grund weg, um deßwillen die europäischen Mächte gegen ihn aufstehen sollten.

Man müßte an der Rechtlichkeit und an der Weisheit der brittischen Regierung zweifeln, wenn man nicht annehmen wollte, daß sie sich angelegen seyn lassen werde, das Unheil wieder gut zu machen, welches sie sich selbst dadurch zugezogen hat, daß sie uns hastiger Weise den Krieg erklärte, da doch, den bestehenden Verträgen zufolge, die Feindseligkeiten erst 3 Monate nach vorhergegangener Erklärung wieder ausbrechen sollten. Wir erklären hiemit vor dem gesammten Europa, daß die betrübten Folgen des Krieges uns lediglich deßwegen betroffen haben, weil

wir unabläßig bei unserm Grundsatze beharrten: "Keinen Krieg mit Großbritannien!" Wir begannen den Rückzug mit unserm Heere nicht eher, als nachdem uns Lord Bentink, von Genua aus, schriftlich angezeigt hatte, daß, da wir mit Oesterreich in Krieg begriffen wären, er mit der englischen Land- und Seemacht gegen uns zu agiren genöthigt seyn würde, sobald der österreichische General ihn dazu auffordern sollte. Ich erwiederte darauf, daß, da ich mit England nicht brechen wolle, ich augenblicklich die Feindseligkeiten gegen Oesterreich einzustellen, und meiner Armee den Rückzug nach Neapel anzutreten befohlen habe. Zugleich bat ich den englischen General, diesen meinen Entschluß dem kommandirenden österreichischen General mitzutheilen, und durch seine Vermittlung den Feldmarschall Bellegarde zu bewegen, ebenfalls in den von mir vorzuschlagenden Waffenstillstand einzuwilligen.

Meiner Seits trat ich nun den Rückmarsch nach meinen Staaten augenblicklich an; allein der von mir angetragene Waffenstillstand ward nicht angenommen, und so kann ich, ohne Widerspruch zu befürchten, behaupten, daß alles militairische Mißgeschick, welches ich erfahren habe, einzig und allein von meinem freiwillig angetretenen Rückzuge herrührt, denn ohne allen Zweifel würden uns die Oesterreicher in der Stellung, die wir inne hatten, nicht angegriffen haben, und das Wiener Kabinet würde, wenn es sich überzeugt hätte, daß wir diese Stellung blos deßwegen genommen hätten, um mit seiner Armee gemeinschaftliche Sache zu machen, den Waffenstillstand ohnfehlbar angenommen und die Allianz mit mir beibehalten haben, weil Oesterreich und Neapel natürliche Bundesverwandte seyn müssen.

Faßt neues Zutrauen, so wird eine heitere Zukunft euch erwarten. In tiefem Frieden wird euer König die Plane, die er mitten unter den Drangsalen des Krieges zur Begründung eures Glückes entwarf, ausführen. Die öffentlichen Bauten, die jetzt ruhen, sollen mit verdoppel-

ter Thätigkeit wieder vorgenommen, und alles, was jetzt stockt, mit neuer Kraft wieder in Gang gebracht werden. Der Armee soll der Sold und allen Civilbeamten sollen ihre Rückstände ausgezahlt werden. Die seit dem einundzwanzigsten Mai ihres Postens entsetzten öffentlichen Beamten treten ihre Stellen wiederum an, und jeglicher aus irgend einem Niesbrauch Verdrängte tritt wiederum in den Genuß desselben. Alle seit dem einundzwanzigsten Mai von Ferdinand verfügten Ernennungen zu Aemtern und Diensten sind hiermit für null und nichtig erklärt, vielmehr muß alles wieder in das Geleise und auf den Fuß hergestellt werden, als es zur Zeit meiner Entfernung aus meinem Reiche war. Gegeben im Oktober 1815.

Joachim Napoleon.„

Es war eine harte Nothwendigkeit, als Joachim dem Kapitain Barbara befahl, diese Proklamation, die den Weg zu dem ersehnten Throne bahnen sollte, ins Meer zu versenken. Ehe aber Barbara ans Land gehen wollte, bat er den König, ihm die Pässe zu geben, die er von Oesterreich erhalten hatte, um nicht, wie er sagte, von den Ortsbehörden angehalten zu werden. Diese Bitte setzte den König in Erstaunen, und er weigerte sich, die wichtigen Papiere aus den Händen zu geben. Da Barbara erklärte, daß er außerdem nicht landen würde, so warf Joachim einen verdächtigen Blick auf den Kapitain, und rief mit starker Stimme, indem er sich an Franceschetti wandte: "Man verweigert mir den Gehorsam, weil die Nothwendigkeit mich zwingt, ans Land zu gehen! Ich will daher selbst landen; Sie werden mir zur Seite seyn. Mein Andenken ist im Königreich Neapel gewiß noch nicht erloschen; ich habe seinen Bewohnern Gutes gethan, sie werden mir ihren Beistand nicht versagen.„

Joachim sprach diese Worte mit einem so festen Tone, daß es Franceschetti nicht wagte, abermals eine Gegenvorstellung zu machen. Der Wind trieb das Fahrzeug gegen Pizzo. Sobald es am Lande war, machten die Offi-

ziere eine Bewegung, sich an das Ufer zu begeben. Joachim hielt sie zurück und sprach: "An mir ist es, zuerst auszusteigen!„ und so sprang er am achten October gegen Mittag ans Land, begleitet von sechsundzwanzig Militairpersonen und drei Bedienten.

Das Städchen Pizzo ist nur zwölf Meilen von der Residenz Neapel entfernt. Hätte Joachim bei seiner Landung unter den Kalabresen schnell einen Anhang gefunden, oder wären auch nur die übrigen Barken mit ihm bei Pizzo gelandet, so konnte er in drei Tagen vor der Hauptstadt stehen, und den König Ferdinand zittern machen. Sein Schicksal eilte aber einer schnellen Entscheidung entgegen. Als er mit seiner kleinen Begleitung ans Land trat, eilte eine Menge Neugieriger herbei, und kaum hatten die Seeleute ihren bisherigen Monarchen erkannt, so riefen sie laut: "Es lebe der König Joachim!„ Landleute, die herbei kamen, schienen unentschlossen zu seyn, wie sie sich benehmen sollten. Ohne sich aufzuhalten, eilte Joachim an der Spitze seines kleinen Korps nach Pizzo, erschien auf dem Marktplatze, ließ sich als den rechtmäßigen König ausrufen, und suchte das Volk zu entzünden.

Das Gerücht von der Ankunft des Königs verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und zog immer mehr Leute herbei. Fünfzehn Kanoniere, als Küstenbewahrer aufgestellt, traten bewaffnet aus ihrem Wachthause. Als sie Joachim erblickte, rief er: "Sieh da, meine Soldaten!„ Er wandte sich an sie mit der Frage: "Erkennt ihr euren König?„ Fünf antworteten, daß sie ihn erkennten, und boten ihre und ihrer Kameraden Dienste an. Mehrere Einwohner von Pizzo, die bei dieser Unterhaltung zugegen waren, betrachteten die Ankömmlinge mit Gesichtern, die zu gleicher Zeit ihr Erstaunen und die sie bewegende Leidenschaft ausdrückten; im Augenblick waren sie verschwunden. Der König redete nun zu andern Bürgern, die unbeweglich vor Erstaunen ihn mit glühenden Augen ansahen. Zwei junge Leute, aus der Gegend von Monte-Leone, sagten zum

Könige: "Sire, verlassen Sie Pizzo, denn hier sind Sie von Feinden umringt. Eilen Sie nach Monte-Leone; wir wollen Ihre Führer seyn. Sie sind gerettet, wenn Sie das Glück haben, diesen Ort zu verlassen." Der König befahl den Kanonieren, ihm zu folgen. Man verließ Pizzo, und erkletterte den Berg, über den der Weg nach Monte-Leone führt. Der Marsch war so eilig, daß Joachim, der seit zwölf Tagen auf der Barke keine Bewegung gehabt hatte, sich übel befand und stille halten mußte, um Athem zu schöpfen. Da nur zwei Kanoniere nachgefolgt waren, so fragte er: wo ihre Kameraden wären. "Sie folgen nach," war die Antwort. Wirklich sah man die Kanoniere den Berg hinansteigen, und Joachim beschloß sie zu erwarten. Franceschetti bemerkte aber dagegen, daß man viele bewaffnete Bauern bei ihnen sehe, die ihnen zuvorzukommen suchten, und daß andere ihnen ganz nahe folgten. Die beiden Kanoniere äußerten ebenfalls ihre Besorgnisse, und setzten hinzu, wenn man sich nicht schleunig entferne, so würden die Einwohner von Pizzo Zeit gewinnen, den König einzuholen. Sie baten ihn daher von neuem, weiter zu gehen und sich gegen Monte-Leone zu wenden, wo er getreue Unterthanen finden werde. Joachim blieb jedoch bei seinem Entschlusse, die Kanoniere abzuwarten, in der Ueberzeugung, daß sie sich mit seinen Truppen vereinigen und ihn nicht verlassen würden. Da man fortfuhr, ihm Vorstellungen zu machen, sagte er unwillig: "Ich verlange Gehorsam." Kaum hatte er dieß gesagt, so sah man von einer andern Seite der Straße Landleute herbei kommen, die sich mit starken Schritten näherten.

Der König, nur seinem Muthe Gehör gebend, stürzte den Ankommenden entgegen, und sagte: "Meine Kinder, bewaffnet euch nicht gegen euren alten Souverain. Ich bin in Kalabrien nicht gelandet, um euch Uebels zuzufügen; ich will nur von den Behörden zu Monte-Leone Unterstützung haben, um zu meiner Familie zu kommen.

Hättet ihr mir auf dem Marktplatze zu Pizzo Zeit gelassen, mich euch zu erklären, so würdet ihr erfahren haben, daß ich Päſſe bei mir führe, die von der größten Bedeutung sind, und die selbst der König Ferdinand respektiren muß.»

Während Joachim diese Worte sprach, kam der Gensd'armerie-Hauptmann Trenta-Capilli an, ein Anführer jener Massen, welche während der Unruhen Kalabrien verwüsteten. Mit verstellter Ehrerbietung und Ergebenheit nahete er sich dem Könige, der ihn für einen seiner vorigen Obersten hielt, und erbot sich, ihn nach Monte-Leone zu begleiten. Der König ließ sich hintergehen, und machte sich mit ihm auf den Weg. Seine Begleiter suchten ihn zurückzuhalten, weil sie befürchteten, er möchte ermordet werden. Joachim entgegnete aber: ein Oberster seiner Armee sey nicht fähig, eine solche Niederträchtigkeit zu begehen. Heftig verließ er seine Begleiter, die es beklagten, ihn in der Mitte seiner Feinde zu sehen. Während Franceschetti mit dem General Natali und einem Kammerdiener dem Könige nachfolgte, blieben die Offiziere und Soldaten auf der Spitze des Hügels, um die Einwohner von Pizzo in Respekt zu erhalten, die sich schußfertig machten. Als Franceschetti den Trenta-Capilli fragte: wer er wäre? antwortete er: "Ich bin der Kapitain der Gensd'armerie Trenta-Capilli, und der König sammt Ihnen müssen mir nach Pizzo folgen.»

Jetzt erst sah Joachim ein, aber freilich zu spät, daß er sich geirrt hatte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, stellte sich Franceschetti vor ihn hin, und drohte seine gespannte Pistole auf Trenta-Capilli loszubrennen, wenn er nur einen Augenblick zaudere, den König in Freiheit zu setzen, Der Verräther mußte nachgeben. Seine Leute, die den König umringt hatten, verließen ihn alsbald, um sich auf Franceschetti zu werfen. Der König nutzte diesen Umstand, und entkam glücklich zu seinem kleinen Trupp. Franceschetti vertheidigte sich so

gut er konnte gegen die Menge, und war glücklich genug, wieder zum Könige zu kommen. Er erreichte ihn in dem Augenblicke, wo er noch unentschlossen war, was er thun sollte. Franceschetti rieth ihm, die Leute von Pizzo anzugreifen und den Berg zu gewinnen, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Allein Joachim verbot ihm, auch nur einen Schuß zu thun. "Ich will nicht, sagte er, daß meine Landung auch nur einem einzigen meiner Unterthanen das Leben koste.„ Aber schon schoß man von allen Seiten auf den König und sein kleines Gefolge. Bald wurden sie umringt, und Joachim kam von neuem in Gefahr, seinen Feinden in die Hände zu fallen. Jetzt umgaben ihn alle Offiziere, und entrissen ihn den Händen, die ihn angreifen wollten. Alles wich zurück, und trotz des Feuers von der zugelaufenen Menge, erreichten die Flüchtlinge das Ufer des Meeres. Dort bemächtigten sie sich einer Barke, die zufällig am Strande war, und nachdem sie den König aufgenommen hatten, machten sie vergebliche Versuche, dieselbe ins Meer zu bringen. Sie hofften zu der Barke zu gelangen, die sie ans Land gesetzt hatte, und auf welcher sich der Kapitain Barbara befand. Aber dieser hatte sich treulos vom Ufer entfernt, trotz der Befehle, die ihm der König gegeben hatte. Würde er diese befolgt haben, oder hätte er gegen die zusammengelaufene Menge den Vierpfünder abgefeuert, so würde sich diese wenigstens zum Theil zerstreut haben, und dieses Manöver hätte wahrscheinlich die Einschiffung des Königs erleichtert.

Die Menge, welche den König verfolgte, war im Begriff ihn zu ergreifen. Seine Begleiter boten alle ihre Kräfte auf, und setzten ihr Leben daran, ihn vor den Streichen zu schützen, die man mit allen Arten von Waffen auf ihn führte. Da er sah, daß er doch in Kurzem unterliegen müßte, rief er seinen Vertheidigern zu: "Laßt ab, Kinder, eure schwachen Kräfte daran zu setzen, mich zu schützen.„ Nach diesen Worten reichte er den Feinden

seinen Degen und sprach: "Einwohner von Pizzo, nehmt diesen Degen hin, der sich mit Ruhm in den Armeen gezeigt, und der für euer Vaterland gestritten hat. Ich überreiche ihn euch, aber schont des Lebens der Braven, die mich umgeben." Ohne auf diese Vorstellungen zu achten, verdoppelten die Wüthenden ihre Streiche. An der Seite des Königs wurden zwei Offiziere getödtet, und mehrere andere verwundet und zu Boden geworfen. Dasselbe Schicksal hatten auch die Soldaten, die auf der Anhöhe geblieben waren, Alle, ohne Ausnahme, die gelandet thaten, wurden gefangen genommen, und in die Gefängnisse von Pizzo geschleppt.

Der König war der schlechtesten Behandlung derjenigen Preis gegeben, die ihn gefangen hatten. Unbarmherzig und unter den heftigsten Schmähungen zerrte man ihn auf dem Boden umher, den er sonst beherrscht hatte, und wüthende Weiber warfen den Fürsten mit Koth, der einst dieses Landes Purpur trug. "Tödtet mich, wenn's euch glücklich macht, aber mißhandelt mich nicht," schrie der unglückliche Joachim. Er konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten, und ging nur mit großer Anstrengung in einem ganz langsamen Schritt. Franceschetti, beinahe wie der König gekleidet und dekorirt, ging ungefähr fünfzehn Schritte vor ihm her. Plötzlich kommt ein Mann mit einem Beil in der Hand, dem ungefähr dreißig Leute, mit allerlei Werkzeugen bewaffnet, folgen, herbeigelaufen, und fragt: "wer ist der König?" Franceschetti rief: "Ich bins! Der General hinter mir ist unschuldig, schont ihn." In dem Augenblicke schwebte das Beil über Franceschetti's Kopf, um ihm den tödtlichen Streich zu versetzen. Doch die Leute, die den Ermatteten führten, und die ihn bisher hatten mißhandeln lassen, wendeten den Schlag ab, indem sie riefen: "das werden wir nie zugeben." Nun wendet sich der Mann mit dem Beile um, und geht auf den König los, aber auch er wird von seinen Umgebungen in Schutz genommen.

Als man, unter zahllosen Mißhandlungen der Verhafteten in Worten und Thaten, zu Pizzo angekommen war, wurden alle zusammen in ein Gefängniß gesperrt. Der König setzte sich, seine Offiziere umgaben ihn stumm, und die gleichfalls verhafteten Soldaten legten sich untereinander auf den Boden, knirschend vor Zorn und laut klagend, daß sie abgehalten worden wären, Feuer auf ihre Feinde zu geben, und in der Vertheidigung ihres Herrn zu sterben. Der König ward alles dessen beraubt, was er bei sich hatte. Trenta-Capilli bemächtigte sich seiner Päße, seiner Brillianten, des Geldes, das er besaß, und eines Kreditbriefes von sechzigtausend Franken, den er auf ein Bankiershaus in Neapel hatte. Man fand auch bei ihm ein Exemplar jener Proklamation, die ins Meer versenkt worden war, und die ohne Zweifel aus Nachläßigkeit sich bei seinen Papieren befand. Alles ward nach Neapel, an den König Ferdinand, gesandt.

Die Dunkelheit des Gefängnisses, das Blut, womit die Gefangenen bedeckt waren, die Seufzer, die ihnen von Zeit zu Zeit entschlüpften, machten diese Scene zu einer wahrhaft gräßlichen. Die herrschende Stille ward oft durch das wilde Geschrei der Einwohner unterbrochen, die das Leben des Königs bedrohten. Trotz dieser Drohungen und Verwünschungen verlor Joachim seine Fassung nicht. Er vermochte es, seine Unglücksgefährten zu trösten und sie zur Ergebung zu mahnen. "Laßt uns den Einwohnern von Pizzo verzeihen; sie sind blind durch die Tiger, die sie in Bewegung setzen. Wir wollen sie vielmehr bedauern, daß sie sich vor dem neapolitanischen Volke entehren, für dessen Glück ich so viel Opfer gebracht habe." Die ganze Nacht hindurch währte das Geschrei, und indem der empörte Pöbel seine Dolche wetzte, konnte er nur mit Mühe abgehalten werden, in das Gefängniß zu dringen, um die Verhafteten seiner Wuth aufzuopfern. Es fehlte aber doch auch nicht an einigen Bessergesinnten, die ihren Schmerz zu Tage legten, den König in einer solchen Lage zu sehen.

Einer derselben, der Geschäftsträger des Herzogs von Infantado, sandte dem König sein Mittagessen, reichte den Offizieren und Soldaten Kleidungsstücke aller Art und Nahrungsmittel, deren sie so sehr bedurften. Auch dem König ließ er Wäsche und die nöthigen Kleidungsstücke bringen.

Inzwischen kam der General Nunziante, Kommandant der beiden Kalabrien, in Pizzo an, ein Mann, der zwar dem Könige Ferdinand treu ergeben war, aber sich auch menschlich gegen die Gefangenen bewies. Er mißbilligte das schändliche Betragen der Einwohner von Pizzo und versprach dem Könige Joachim, ihm alles zu gewähren, was sich mit seiner Dienstpflicht vertrage. Schleunig befahl er, den Gefangenen Matratzen und Decken zu bringen, und sandte einen Chirurg, der ihre Wunden verband, die zwar schwer, aber nicht tödtlich waren. Mehr Schmerzen, als ihre Wunden, verursachten ihnen die Schläge, die sie empfangen hatten. Die Soldaten ließ Nunziante in ein abgesondertes Gefängniß bringen, für den König aber und seine beiden vertrautesten Begleiter, die Generale Franceschetti und Natali, wurde ein anständiges Gemach eingerichtet, wohin man sie am Morgen des zehnten Octobers brachte. Nunziante selbst hatte dafür gesorgt, daß für den König ein gutes Frühstück in einem Gemache bereitet wurde, das nahe an das seinige stieß. Verschiedene sizilische Offiziere nahmen in tiefem Schweigen das Frühstück mit dem Könige ein. Sie waren sehr bewegt, als sie den in Fesseln vor sich sahen, der vier Monate zuvor der legitime Monarch von Neapel war. Dieser Glückswechsel mußte sie ja wohl über den Unbestand menschlicher Dinge nachdenkend machen.

Das Frühstück war bald geendigt, der König zog sich in sein Gemach zurück, und die sizilischen Soldaten, die als Schildwache bei seinem Durchgehen dastanden, zogen aus eigenem Antriebe das Gewehr vor ihm an. Im Laufe des Tages schrieb Joachim an seine Gemahlin, an den österreichischen Generalkommandanten von Neapel und an

den englischen Gesandten, um diese von seiner Landung und seiner Verhaftung zu Pizzo zu benachrichtigen. Seine Briefe wurden dem Könige Ferdinand übersandt, der es gerathen fand, sie nicht eher abgeben zu lassen, als bis sein Befehl, den König zu tödten, vollzogen sey. Er fürchtete ohne Zweifel, daß die Minister der verbündeten Mächte sich der Ausführung seiner Befehle widersetzen möchten. Indessen suchte der Kommandant Nunziante, der regelmäßig mit Joachim speisete, diesen durch die Versicherung zu beruhigen, der König Ferdinand sey menschlich gesinnt, und werde sich beeilen, den Gefangenen seiner Familie in Oesterreich zurückzugeben. Joachim selbst äußerte bei dieser Veranlassung unter andern: "Ich hoffe, der König Ferdinand wird, im Gefühle des Glücks, sich wieder auf dem Throne Neapels zu finden, seinen Sieg nicht mißbrauchen." Allein diese Hoffnungen verschwanden auf einmal, als ein Courier von Neapel den Befehl brachte, den General Mürat vor eine Militairkommission zu stellen, ihn zum Tode zu verurtheilen, und eine halbe Stunde darnach hinrichten zu lassen."

Fünf sizilische Offiziere traten am Morgen des dreizehnten Octobers in das Gemach des Königs, und einer derselben kündete ihm an, daß er sich vor einer Militairkommission stellen müsse, die im nahen Zimmer versammelt sey, um dort Rechenschaft über die Ursachen seiner Landung in Kalabrien zu geben. "Mein Herr, sprach Joachim, sagen Sie dem Präsidenten, daß ich nicht vor seinem Gericht erscheinen werde. Menschen von meiner Klasse haben von ihren Handlungen nur Gott Rede zu stehen; möge nun das Gericht ein Urtheil fällen; ich habe nichts mehr zu antworten." Er war sehr bewegt, indem er das sagte, und in seinen Augen lagen einige Thränen.

Der Kapitain Starage, ein Sizilianer von Geburt, wurde nun von Gerichtswegen ernannt, den König Joachim als Vertheidiger vor der Militairkommission zu vertreten. Mit Thränen im Auge eröffnete er dem Könige

seinen Auftrag, und setzte hinzu: "Ich soll Ew. Majestät vertheidigen, und vor welchen Richtern!" Schnell erwiederte Joachim: "Sie sind nicht meine Richter, sie sind meine Unterthanen, und es ist ihnen nicht erlaubt, ihren Souverain vor Gericht zu stellen. Eben so wenig ist es einem Könige erlaubt, über einen andern König zu richten, denn niemand kann eine Obermacht über seines Gleichen besitzen. Die Souveraine haben keinen andern Richter, als Gott und die Völker. Will man mich blos als Marschall von Frankreich betrachten, so begehre ich ein Gericht von Marschällen. Oder bin ich blos General, so führe man mich vor ein Gericht von Generalen. Nimmermehr werde ich ein Gericht wie das, vor welches man mich stellen will, als kompetent anerkennen." Als Starage ihn ersuchte, wenigstens einige Zeilen zu seiner Vertheidigung niederzuschreiben, erwiederte er: "Das wäre ganz überflüssig, denn hier handelt es sich nicht von einem Gericht, sondern von einer Verurtheilung. Diejenigen, welche die Militairkommission ausmachen, sind nicht meine Richter, es sind meine Henker. Herr Kapitain, ich befehle Ihnen, daß Sie nichts zu meiner Vertheidigung sprechen."

Einige Augenblicke nachher kam der Berichtserstatter der Kommission, um den König zu verhören. Er fragte ihn nach seinem Namen, Alter, Vaterland u. s. w. Der König unterbrach ihn mit den Worten: "Ich bin Joachim Napoleon, König beider Sizilien; gehen Sie, mein Herr." Nachdem sich dieser entfernt hatte, sprach Joachim zu den vier Offizieren, die ihn bewachten: "Ich hätte den König Ferdinand für größer und menschlicher gehalten. Ich an meinem Theile hätte großmüthiger gegen ihn gehandelt, wenn er in meinen Staaten gelandet wäre, und wenn ihn das Waffenloos in meine Hände gegeben hätte. Nur durch Waffengewalt habe ich meine Hauptstadt verlassen, und ich habe nie auf irgend eine Weise den Rechten entsagt, die ich auf das Königreich Neapel erworben habe. Ich kam mit zwölf Millionen nach

Neapel, und nach einer siebenjährigen Regierung, die ich väterlich zu machen strebte, verließ ich diese Stadt mit 250,000 Franken, meiner ganzen Habe. Meine Unglücksfälle gewähren dem Könige Ferdinand den Genuß eines Königreichs, das nach einer Gesetzgebung regiert worden ist, die höchst verschieden von der war, nach welcher die neapolitanischen Staaten im Jahre 1806 regiert wurden, als er sich nach Palermo flüchtete. Ich hinterlasse ihm die Hauptstadt mit prächtigen Pallästen verschönert, und mit Allem, was er nur für den Glanz seines Hofes wünschen kann. In meinem jetzigen Zustande hat er nichts von mir zu fürchten, und mein Tod ist ihm keineswegs nöthig, um zu regieren. Statt solche grausame Befehle gegen mich zu erlassen, hätte er besser gethan, dem Beispiele der verbündeten Mächte zu folgen, die dadurch, daß sie mir Pässe ertheilt haben, mich zu meiner Familie zu begeben, ihm das Betragen bezeichnen, daß er gegen mich beobachten sollte. Dieses Betragen wäre eines Königs würdiger gewesen, als eine Politik, die nur ungegründete Furcht verräth, und die eines Tages eine Quelle von Rache werden kann. Seine Großmuth gegen einen wehrlosen Feind würde den Beifall der Mit- und Nachwelt erhalten haben.»

Der König sprach dann von seinen Feldzügen in Italien, Egypten, Oesterreich, Preußen, Spanien und Rußland. Er rief alles Gute zurück, was er im Königreich Neapel veranstaltet hatte, und die Gesetze, die er eingeführt, die neue gerichtliche, bürgerliche und Finanzverwaltung, die Policei und Ruhe, die er dem Lande gegeben haben wollte. Darauf erwähnte er der Anstalten für Ackerbau und National-Industrie, der Belohnungen aller Art, die er in allen Klassen von Bürgern den Verdientesten hätte angedeihen lassen, auf die sie unter Ferdinands Regierung nie hätten Anspruch machen dürfen. Er sprach von einer Armee von achtzigtausend Mann, die er zur Vertheidigung des Staates geschaffen, equipirt und besoldet habe; und endlich erinnerte er an das, was er für die

Kriegsflotte und den Handel des Königreichs gethan habe. "Ich habe," sagte er mit Heftigkeit, "alle erdenklichen Opfer gebracht, und meinen eigenen Vortheil dem Glück der Neapolitaner hintangesetzt." Er schwieg einen Augenblick, stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr dann lebhaft fort: "Am Hof wie in der Armee hatte ich nur das Wohl der Nation zum Augenmerk; ich habe die öffentlichen Einkünfte nur zu deren Vortheil verwendet; ich habe nichts für mich selbst gethan, und ich nehme beim Sterben keine andern Reichthümer mit, als meine Handlungen; das ist mein Ruhm und mein Trost."

Um zehn Uhr Vormittags, am dreizehnten October, sprach die Militairkommission ihr Urtheil über den König aus, welches also lautete: "In Betracht, daß Joachim Mürat, nachdem er vor vier Monaten, durch das Geschick der Waffen überwältiget, die Besetzung des Königreichs Neapel, die er durch Gewalt der Waffen erlangte, aufgegeben hatte, nachdem er solchergestalt wieder in seinen Stand als Privatmann, und jedem andern Individuum vor dem Gesetze gleich, zurückgekehrt war, nachdem der rechtmäßige Monarch bereits wieder auf dem Throne saß, bei hellem Tag, in Begleitung einiger weniger bewaffneten Leute, zu Pizzo gelandet, und den Aufruhr proklamirt hat. In Betracht, daß das angebliche Bedürfniß, frische Lebensmittel und ein anderes Fahrzeug zu holen, durch die That widerlegt wird, indem alles mögliche aufgeboten ward, die Einwohner dieser Gemeinde zum Aufruhr zu reizen, indem Mürat bereits am vorhergehenden Tage einen andern Landungsversuch bei St. Lucido gemacht hatte, indem seine Begleiter, lauter Fremde und bewaffnet, mit nichts zu entschuldigender Verletzung der strengen Sanitäts-Verordnung, in hastiger Eile ans Land stiegen, indem schlechterdings keine Lebensmittel und kein neues Fahrzeug gefordert wurden, vielmehr letzteres seine Fahrt fortsetzte — lauter Umstände, welche, weit entfernt von der Idee eines in einem gastfreundschaftlichen Lande gehofften Beistandes,

vielmehr sonnenklar einen feindlichen Einfall zum Umsturz der bestehenden Ordnung bezeugen. In Betracht, daß die von Mürats eigener Hand in Form von Decorten noch am Abend vor seiner Abfahrt aus Ajaccio geschriebenen Papiere beweisen, daß er seine Plane auf das Königreich nicht aufgegeben habe, und daß er, da es ihm an Mitteln fehlte, sein Unternehmen, die rechtmäßige und bestehende Regierung zu stürzen, auszuführen, Bürgerkrieg und Aufruhr erregen wollte, und die Einwohner aufforderte, sich für ihn zu bewaffnen, und solchergestalt die persönliche Sicherheit der ruhigen, gehorsamen und ihrem Monarchen ergebenen Bürger, seinen verbrecherischen Anschlägen aufgefordert — hat die Kommission Joachim Mürat einstimmig für schuldig erklärt, versucht zu haben, die Regierung umzustürzen, die Bürger, sich gegen den König und die öffentliche Ordnung zu bewaffnen, angeregt, und Aufruhr in der Gemeinde zu Pizzo, um ihn weiter im Königreiche zu verbreiten, erregt haben zu wollen. Sonach ist Mürat des Verbechens gegen die innere Sicherheit des Reiches schuldig und ein Feind des Staates. Demzufolge hat ihn die Militairkommission mit gleicher Einstimmigkeit verurtheilt, und verurtheilt ihn zur Strafe des Todes, mit Konfiskation seines Vermögens.„

König Joachim ein Mann, der dem Tode so oft dreist ins Auge gesehen hatte, verlor seine Besonnenheit nicht, als ihm das Todesurtheil bekannt gemacht wurde. Mit kaltem Blute und mit Verachtung hörte er den Offizier an, der ihm den Beschluß der Militairkommission eröffnete. Er benutzte die kurze Frist, die ihm noch vergönnt ward, und schrieb zuerst an seine Gemahlin einen Brief in folgenden Worten:

“Meine letzte Stunde ist erschienen, meine theure Karoline! In einigen Minuten habe ich aufgehört zu leben; in einigen Augenblicken hast du keinen Gemahl mehr. Vergiß mich nie! mein Leben war mit keiner Ungerechtigkeit besudelt. Adieu, mein Achilles, meine Lä-

titia, mein Lucian, meine Luise! Zeigt euch meiner würdig in der Welt. Ohne Königreich und ohne Güter lasse ich euch mitten unter meinen zahlreichen Feinden zurück. Seyd standhaft vereinigt! zeigt euch über das Unglück erhaben, denkt daran, wer ihr seyd und wer ihr gewesen, und Gott wird euch segnen. Flucht meinem Andenken nicht. Wisset, daß in den letzten Augenblicken meines Lebens es mein höchster Schmerz ist, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfanget meinen väterlichen Segen, meine Umarmungen und meine Thränen, und habt stets das Andenken an euren unglücklichen Vater vor Augen.

Pizzo, den 13 October 1815.»

Als Joachim diesen Brief geschrieben hatte, schnitt er einige Locken von seinen Haaren, wickelte sie in den Brief, und gab ihn unversiegelt dem Kapitain Staraga mit der Bitte, alles das treulich seiner Familie zu übermachen, so wie auch das Pettschaft von seiner Uhr, das man nach seinem Tode in seiner rechten Hand finden werde. Dieses Pettschaft war ein Karneol, der den Kopf seiner Gemahlin vorstellte. Dem nämlichen Offiziere trug er auf, seine Uhr, als ein Andenken, seinem Kammerdiener einzuhändigen. Er verlangte seine Vertrauten, die Generale Franceschetti und Natali noch zu sehen; nach einer Pause antwortete man ihn, er müsse auf diese Hoffnung verzichten. Beide waren schon früher in ein dunkleres Gefängniß gestoßen worden, in welchem sie bis nach Joachims Tode in enger Verwahrung gehalten wurden. Als ein Priester sich melden ließ, um dem König die Beichte zu hören, schrieb er auf ein Blatt Papier die Worte: "Ich erkläre, daß ich so viel Gutes gethan habe, als nur möglich war; Uebels habe ich nur den Bösen gethan; ich will im Arme der katholischen Religion sterben.» Dieses Blatt reichte er dem Priester mit den Worten: "Hier, mein Freund, ist eine sehr aufrichtige Beichte; nun bitte ich Sie, setzen Sie sich.» Er begehrte daß die Gre-

nadiere seiner Leibwache, davon ein Piquet in Pizzo sich befand, das Urtheil an ihm vollstrecken dürften; dieses Gesuch wurde ihm aber abeschlagen.

Abends um halb sechs Uhr wurde der König aus seinem Gefängnisse herausgeführt in einen großen Saal, wo eine Abtheilung von zwölf Soldaten mit geladenem Gewehr seiner warteten. Mit festem Schritt und lächelnder Miene ging er durch die Anwesenden hin, nahm von dem Geistlichen Abschied, und sagte zu den Soldaten: "Laßt mich nicht viel leiden; die Beschaffenheit des Orts selbst nöthigt euch, die Spitze eurer Gewehre auf meine Brust zu setzen." Darauf stellte er sich mitten in den Saal, öffnete den Rock zeigte auf die entblößte Brust, und kommandirte, indem er seine Blicke auf das Pettschaft heftete, das er in seiner rechten Hand hielt, mit lauter Stimme: "Feuer!" Von acht Kugeln getroffen, sank er augenblicklich zu Boden. Sein Leichnam, durch die Gewalt der Flintenschüsse verstümmelt, die er in solcher Nähe erhalten hatte, ward in einen Sarg gelegt und in ein Grabgewölbe der Hauptkirche von Pizzo gebracht. Der Ort ward von Ferdinand IV. auf ein Jahrhundert steuerfrei erklärt.

So fiel Joachim, aus dem Hause der Bonaparte, König beider Sizilien, Großherzog von Bery, Prinz von Frankreich, Marschall von Frankreich, Lieutenant des Kaisers, Grand von Spanien erster Klasse, Ritter des goldenen Vließes und Ritter der ersten Orden von Europa — ein Mann, der, vom Soldaten bis zum Throne gestiegen, die große Katastrophe der Napoleoniden im neunzehnten Jahrhundert glänzend durchlebt, und am Ende zu Pizzo in Kalabrien jene verhängnißvollen Kugeln fand die ihn in so manchen blutigen Schlachten verschont hatten.

16.

Napoleons Fahrt von Rochefort nach der englischen Küste.

Zum zweitenmale war es, nach dem Verlust der Schlacht bei Waterloo, mit Napoleon dahin gekommen, daß er die Krone niederlegen und Frankreich verlassen mußte. Er reiste nach der Hafenstadt Rochefort, um sich daselbst nach Amerika einzuschiffen. Bei seiner Ankunft fand er zwar zwei Fregatten bereit, ihn aufzunehmen, zugleich aber auch den Hafen durch das englische Linienschiff Bellerophon und einige andere Kreuzer versperrt. Der Wind war zum Auslaufen günstig, allein der helle Mondschein ließ ihm keine Hoffnung, der Wachsamkeit der Engländer sich zu entziehen. Er sandte deswegen den General Lallemand und den Staatsrath de las Cases an Bord des Bellerophon, um für seine Fregatten eine freie Fahrt zu verlangen. Das Gesuch ward jedoch von dem englischen Befehlshaber, dem Kapitain Maitland, mit der Erklärung verweigert, daß er die Schiffe angreifen würde, sobald sie in See zu stechen wagten; dagegen aber bot er dem Exkaiser einen Zufluchtsort auf den englischen Schiffen an, ohne jedoch wegen seines künftigen Schicksals irgend eine Verpflichtung zu übernehmen.

In Frankreich hatte Napoleon nichts mehr zu erwarten, und zur heimlichen Flucht sah er durchaus keine Möglichkeit. Daher ließ er durch die vorigen Abgeordneten den Kapitain Maitland benachrichtigen, daß er sich

unter den Schutz der englischen Gesetze begeben, und in England als Privatman leben wolle. Zugleich zeigte er selbst dem Prinzen-Regenten in einem Briefe sein Vorhaben an, und, ohne eine Antwort zu erwarten, verfügte er sich am fünfzehnten Junius 1815, nebst seinem Gefolge, an Bord des Bellerophon, der schon am folgenden Tage nach England unter Segel ging. Von dieser achttägigen Reise, und von Napoleons Benehmen während derselben, erstattet der Kapitain Maitland folgenden Bericht:

Als Napoleon an Bord des Bellerophon kam, wurde er ohne alle Ehrenbezeugungen empfangen, welche man gewöhnlich Personen von hohem Range erweiset; die Wache wurde auf der Spitze des Hintertheils des Schiffes ausgestellt, schulterte aber das Gewehr nicht. Die englische Regierung hatte blos Anweisung gegeben, im Falle man ihn gefangen nehme, daß er nach einem der königlichen Schiffe gebracht werden sollte, aber man hatte keine Befehle in Hinsicht seiner Behandlung bekommen. Da es jedoch am Bord eines englischen Kriegsschiffes nicht gewöhnlich ist, Jemanden eine solche Ehre, ehe die Flaggen Morgens um acht Uhr aufgezogen sind oder nach Sonnenuntergang zu erweisen, so machte ich die frühe Stunde zur Entschuldigung,, daß man sie bei dieser Gelegenheit versage.

Napoleons Anzug bestand in einem olivenfarbigen großen Ueberrocke über einer grünen Uniform mit scharlachrothem Kragen und eben solchen Aufschlägen, grünen Zippeln, die zurückgeschlagen und mit Scharlach verbrämt waren; mit rückwärts gezogenen Borden mit in Gold-gestickten Jägerhörnern; mit einfachen zuckerhutförmigen Knöpfen und goldenen Epauletten; es war die Uniform der Jäger zu Pferde von der Kaisergarde. Er trug den Stern oder das Großkreuz der Ehrenlegion; das kleine Kreuz desselben Ordens, der eisernen Krone und des Unionsorden hing im Knopfloche seines linken Rockflügels. Er trug einen kleinen aufgestülpten Hut mit einer dreifarbigen Cocarde, und einem einfachen Degen mit goldenem

Gefäß, und hatte Soldatenstiefeln und weiße Weste und Beinkleider an. Den darauf folgenden Tag erschien er in Schuhen mit goldenen Schnallen und in seidenen Strümpfen; der Rock war immer derselbe, so lange er bei mir war. Sobald er das Halbverdeck betreten hatte, zog er den Hut ab, redete mich in einem festen Tone an und sagte: "Ich begebe mich in den Schutz Ihres Fürsten und Ihrer Gesetze." Als ich ihn in die Kajüte führte, sah er sich allenthalben um und sagte, "dieß ist ein schönes Zimmer." Ich erwiederte: "So wie es ist, mein Herr, steht es Ihnen zu Diensten, so lange Sie am Borde des Schiffes bleiben, das ich befehlige." Er bemerkte jetzt ein Portrait, das darinnen aufgehangen war, und fragte: wer diese junge Dame sey. "Meine Frau!" gab ich zur Antwort. "Sie ist sowohl sehr jung, als sehr artig," erwiederte er. Dann fragte er mich, was sie für eine Landsmännin sey, wünschte zu wissen, ob ich Kinder habe, und that eine Menge Fragen über mein Vaterland und den Dienst an mich, der mir obläge. Hierauf bat er mich, ich möchte die Offiziere hereinkommen lassen und sie ihm vorstellen. Dieß geschah nach ihrem Range. Er that an Jeden verschiedene Fragen, z. B. über ihren Geburtsort, die Stelle, welche ein Jeder auf dem Schiffe bekleide, und die Treffen, denen er beigewohnt habe. Nachher äußerte er den Wunsch, im Schiffe herumzugehen. Da es aber die Leute noch nicht gereiniget hatten, so sagte ich ihm, es wäre Gebrauch, die untern Verdecke sogleich nach dem Frühstücke zu reinigen. Die Leute wären jetzt eben damit beschäftiget; wolle er den Besuch des Schiffes so lange verschieben, bis sie damit fertig seyen, so würde er es vortheilhaft betrachten können.

Nunmehr that ich ihm den Vorschlag, mir zu erlauben, mit ihm Englisch zu sprechen, da ich gehört hätte, daß er diese Sprache verstehe, und da es mir sehr schwer wurde, mich im Französischen auszudrücken. Er gab französisch zur Antwort: "Dieß ist unmöglich, weil ich kaum ein Wort von Ihrer Sprache verstehe." Und aus den Bemerkungen,

welche ich nachher zu machen Gelegenheit hatte, sah ich deutlich, daß dieß Wahrheit war. Wenn er in Bücher oder Zeitungen sah, so fragte er häufig nach der Bedeutung der gewöhnlichsten Wörter. Die französische Sprache redete er mit einer Schnelligkeit, daß man ihn anfänglich kaum folgen konnte, und es dauerte mehrere Tage, ehe ich an seine Sprechart so gewöhnt war, daß ich seine Meinung sogleich fassen konnte.

Dem Grafen de las Cases that ich den Vorschlag, die Hintercajüte in zwei Theile abzutheilen, damit die Damen von einem Theile derselben Gebrauch machen könnten. "Wenn Sie mir erlauben, versetzte er, meinen Rath zu geben, dem Kaiser wird es angenehm seyn, die ganze Hintercajüte für sich zu haben, weil er das Herumgehen liebt und sich auf diese Art mehr Bewegung machen kann." Ich versetzte: "Da es mein Wunsch sey, ihn mit aller möglichen Achtung zu behandeln, so lange er sich am Bord meines Schiffes befände, so wollte ich jede Anordnung treffen, die er für ihn am angenehmsten halte." Man hat irrig behauptet, Napoleon habe auf die brutalste Art von der Cajüte Besitz genommen, und gesagt: "Alles oder nichts für mich." Sein Benehmen war, so lange er sich am Bord meines Schiffes befand, stets das eines gebildeten Mannes. Nie bediente er sich eines groben Ausdrucks, nie machte er sich einer Unhöflichkeit schuldig.

Wir frühstückten um neun Uhr nach englischer Manier. Dieses Frühstück bestand in Thee, Kaffee, kalten Speisen u. s. w. Er aß nicht viel, oder schien es nicht zu lieben, und als ich auf Erkundigung hörte, daß er des Morgens an kalte Kost gewöhnt sey, so befahl ich meinem Proviantmeister, seinem Haushofmeister zu gestatten, Befehl zu geben, daß er immer auf seine gewöhnliche Art bedient würde. Nachmals lebten wir stets auf französische Weise, so viel ich dieß möglich machen konnte. Während des Frühstücks that er viele Fragen über englische Sitten und Gebräuche, und sagte: "Ich muß mich nunmehr dar-

an gewöhnen lernen, da ich wahrscheinlich den Ueberrest meines Lebens in England zubringen werde.„

So lange Napoleon am Bord des Bellerophon war, lebten wir ganz auf seine Weise, d. h. um zehn Uhr Morges ward warmes Essen aufgetragen, und so auch um sechs Uhr Abends. Beide Mahlzeiten glichen einander gänzlich, so daß, wenn ein Fremder dazu gekommen wäre, er schwerlich das Frühstück von dem Mittagsmahle würde haben unterscheiden können. Sein Haushofmeister nahm die Gerichte von der Tafel, zerschnitt seine Portionen, und reichte sie dann herum. Napoleon aß viel und gewöhnlich starke, nahrhafte Kost. Im Trinken war er äußerst mäßig, beschränkte sich fast blos auf Claret, und trank selten bei einer Mahlzeit mehr als ein Viertelchen. Sogleich nach dem Mittagstische ward starker Kaffee herumgegeben, und dann kam etwas Herzstärkendes. Hierauf stand er vom Tische auf, und die ganze Mahlzeit dauerte selten über zwanzig bis fünf und zwanzig Minuten. Man sagte mir, daß, so lange er an der Spitze der französischen Regierung gewesen, er nie länger als fünfzehn Minuten bei Tische zugebracht habe. Wurde zu Tische gerufen, so sah sich Napoleon als eine königliche Person an, und dieß that er, so lange er sich am Bord des Bellerophon befand. Er setzte sich in die Mitte auf die eine Seite des Tisches, und ersuchte Sir Heroy Hotham, sich ihm zur Rechten und Madame Bertrand zur Linken zu setzen. Diesen Tag saß ich wie gewöhnlich oben am Tische, aber am folgenden Tage, so wie die ganze Zeit über, so lange Napoleon an Bord war, saß ich auf sein Ansuchen ihm zur rechten Seite, und der General Bertrand nahm die obere Stelle ein. Zwei von den Offizieren der großen Cajüte speiseten auf seine Einladung, welche er durch Bertrand thun ließ, täglich mit am Tische. Er sprach viel, und verrieth keine Niedergeschlagenheit. Unter andern fragte er mich, wo ich geboren sey. Ich erwiederte, in Schottland. “Haben Sie ein Gut da.„ — “Nein,„ erwiederte ich, “ich bin ein jün-

gerer Bruder, und Leute dieser Art bekommen nicht viel.» — "Ist Ihr älterer Bruder an Bord?» — "Nein! Lord Lauderdale ist das Haupt unserer Familie.» — "Lord Lauderdale ist also Ihr Verwandter; ich kenne ihn gut, denn Ihr König schickte ihn als Botschafter an mich während Fox Minister war. Wenn dieser am Leben geblieben wäre, so würde es nie so weit gekommen seyn; aber sein Tod machte allen Friedenshoffnungen ein Ende. Mylord Lauderdale est un bon garçon, setzte er hinzu; ich glaube, Sie haben einige Aehnlichkeit mit ihm, ob er schon eine dunklere Hautfarbe hatte.»

Bei jeder Gelegenheit war Napoleon auf die englischen Seemanöuvers, auf die Einrichtungen eines englischen Kriegsschiffes u. s. w. sehr aufmerksam. Während der Bellerophon bei Rochefort die Anker lichtete und absegelte, blieb deswegen Napoleon auf der Spitze des Hinterheils, und achtete neugierig auf alles, was vorging. Er sagte zum Kapitain Maitland: "Ihre Methode, dieß Manöuver auszuführen, ist ganz von der französischen verschieden. Was ich am meisten auf Ihrem Schiffe bewundere, ist die außerordentliche Stille und die große Ordnung, die unter Ihren Leuten herrscht. Am Bord eines französischen Schiffes schreiet alles und ertheilt Befehle, und man schnattert, als ob eben so viele Gänse da wären.» Kurz vorher, ehe er den Bellerophon verließ, machte er dieselbe Bemerkung und sagte: "Auf diesem Schiffe, wo sechshundert Mann sind, ist, so lange ich darauf gewesen, nicht so viel Lärm, als es an Bord meiner Fregatte, mit blos hundert Mann Besatzung, gab.

An dem Tage, an welchem der Bellerophon Rochefort verließ, erzählte Napoleon bei Tische mehrere Anekdoten von sich, unter andern eine, welche Bezug auf Sir Sidney Smith hatte, so fragte er mich: "Hat Ihnen Sir Sidney Smith niemals die Ursache seines Streites mit mir erzählt?» — "Nein,» erwiederte ich. — "Nun,» versetzte er, "so will ich es thun. Als die französische Armee

St. Jean Acre in Syrien belagerte, hatte er insgeheim unter den Offizieren und gemeinen Soldaten einen Aufsatz ausgetheilt, um sie zum Aufruhr und zum Ausreißen zu veranlassen. Hierauf erließ ich einen Aufruf, erklärte den befehlshabenden englischen Offizier für einen Verrückten, und verbot allen Verkehr mit ihm. Dieß erbitterte Sir Sidney so sehr, daß er mir eine Ausforderung zum Zweikampfe in der Bucht des Kaisers zuschickte. Meine Antwort war, daß, wenn Marlborough in dieser Absicht erschiene, ich ihm zu Diensten stehen würde, allein ich hätte andere Pflichten zu erfüllen, als daß ich mich mit einem englischen Commodore in einen Zweikampf einlassen könnte.„

Napoleon setzte das Gespräch über Syrien fort und sagte, indem er mich, der ich zunächst bei ihm saß, auf den Kopf tippte: "Wäret ihr Engländer nicht gewesen, so würd' ich Kaiser des Morgenlandes geworden seyn. Aber wo ein Wasser ist, auf dem ein Schiff schwimmen kann, da kann man sicher auf euch rechnen.„

Sonntags den 23. Juli fuhren wir ganz in der Nähe von Uschant vorbei. Der Tag war schön und Napoleon blieb einen großen Theil des Morgens auf dem Verdeck. Manchen Blick warf er auf die Küste von Frankreich, machte aber nur wenig Bemerkungen darüber. Er that mehrere Fragen in Hinsicht der Küste von England, verlangte unter andern zu wissen, ob man sich ihr sicher nähern könnte; wie weit sie entfernt sey, und wo wir etwa landen würden. Gegen acht Uhr Abends wurde das Hochland von Dortmoor entdeckt, wo ich in die Cajüte ging, und es ihm sagte. Ich fand ihn in einem Flanellschlafrocke, fast ausgezogen, und im Begriff zu Bette zu gehen. Er zog seinen großen Oberrock an, kam auf das Verdeck, blieb da eine Zeitlang, und sah nach dem Lande hin. Er fragte nach der Entfernung von Corbei, und nach der wahrscheinlichsten Zeit unserer Ankunft daselbst.

Mit Tagesanbruch, den 24 Julius, befanden wir uns nahe bei Dortmouth. Der Graf Bertrand ging in die Cajüte und unterrichtete Napoleon davon, der um halb vier Uhr aufs Verdeck kam, und auf dem Hintertheile des Schiffes blieb, bis dieses in Torbay vor Anker ging. Mit Bewunderung sprach er von der Kühnheit der Küste, und sagte: "Sie haben in dieser Hinsicht einen großen Vortheil über Frankreich, welches von Felsen und Gefahren umgeben ist.» Beim Eingange in Torbay fiel ihm die Schönheit der Gegend sehr auf, und er rief: "Was für ein schönes Land. Es hat sehr viele Aehnlichkeit mit der Bucht von Porto Ferrajo auf der Insel Elba.»

Bei Tische unterhielt er sich wie gewöhnlich, erkundigte sich nach den Arten von Fischen an der Küste von England und aß ein Stuck von einer Meerbutte, die sich auf der Tafel befand. mit großem Appetit. Dann sprach er von dem Charakter der Schiffer und Bootsleute an der englischen Küste und sagte: »Sie sind gewöhnlich eben so sehr Schleichhändler als Fischer; zu einer gewissen Zeit stand ein großer Theil derselben in meinem Solde, um Nachrichten zu erhalten, Geld nach Frankreich zu bringen, und den Kriegsgefangenen zu ihrer Flucht behülflich zu seyn. Sie erboten sich sogar für eine große Summe Geldes, sich Ludwigs XVIII. zu bemächtigen, und ihn mir zu überliefern. Da sie aber nicht für sein Leben stehen konnten, so gab ich nie meine Einwilligung zu dieser Maaßregel.»

Napoleon erfuhr zuerst durch die Zeitungen, daß er nach St. Helena gebracht werden sollte. Als ihm dieß schriftlich eröffnet wurde, beklagte er sich in starken Ausdrücken über die Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel. Er ließ mich zu sich kommen, zeigte mir die Schrift, welche den Befehl zu seiner Verbannung enthielt und sagte: "Der bloße Gedanke daran flößt mir großes Grauen ein. Sein Leben auf einer Insel innerhalb des Wendekreises in einer großen Entfernung von jedem Lande, abgeschnit-

ten von allem Verkehr mit der Welt und von allem, was mir darauf theuer ist, zuzubringen, dieß ist schlimmer als Tamerlans eiserner Käfig. Ich wollte lieber an die Bourbons ausgeliefert werden.„ — Unter andern Beleidigungen, sagte er, "jedoch ist dieß eine Kleinigkeit, eine Nebensache, daß man mich General nennt. Man hat kein Recht, mich General zu nennen; eben so könnte man mich Erzbischoff nennen, denn ich war eben sowohl das Oberhaupt der Kirche, als der Armee. Wenn man mich nicht als Kaiser anerkennt, so muß man mich doch als ersten Konsul anerkennen; man hat an mich als solchen Großbotschafter geschickt und Ihr König nannte mich in seinen Briefen Bruder. Hätte man mich in den Tower in London oder in einer der Festungen Englands eingespert (ob ich gleich so etwas von der Großmuth des englischen Volkes nicht erwartet hätte), so würd' ich nicht so viel Ursache zu Beschwerden haben. Aber mich nach einer Insel unter dem Wendezirkel zu verbannen! Man hat eben so zu gleicher Zeit mein Todesurtheil unterzeichnet, als es für einen Mann von meinen körperlichen Gewohnheiten etwas Unmögliches ist, lange in einem solchen Himmelsstriche zu leben.„

Napoleon äußerte hierauf den Wunsch, noch einen Brief an den Prinzen-Regenten zu schreiben. Es geschah, und der Brief wurde sogleich nach London befördert, fand aber so wenig Beachtung, als der erste.

Der Graf de las Cases bezeugte mir sein Befremden darüber, daß Napoleon nach St. Helena gebracht werden sollte, da ich ihm doch versichert habe," der Kaiser solle in England gut aufgenommen werden, und man werde ihm daselbst einen Aufenthalt gestatten. "Ich begreife nicht, war meine Antwort, wie Sie mich so sehr haben mißverstehen können, da ich beständig in meinen Mittheilungen mit Ihnen behauptet habe, daß ich durchaus kein Versprechen machen könne; daß ich glaubte, meine Befehle lauteten dahin, ihn am Bord aufzunehmen und nach Englan

zu bringen; aber selbst in diesem Falle handle ich gar sehr auf meine eigene Verantwortlichkeit. Sie fragten mich oft um meine Privatmeinung, und da ich ganz und gar nichts von dem Gegenstande wußte, so konnte ich blos sagen, ich habe keine Ursache zu glauben, daß man ihn schlecht aufnehmen werde.„ Mein Beistand war aber ganz unnöthig, um Hoffnungen zu erregen, wie Napoleon in England würde aufgenommen werden. Denn Einer aus seinem Gefolge fragte mich während der Fahrt, ob ich glaube, daß ihm der Prinz Regent den Hosenbandorden ertheilen würde?

Niemand hatte größern Abscheu vor der Fahrt nach St. Helena, als die Gräfin Bertrand. Sie kam eines Tages zu mir in die Cajüte, und nachdem sie von mir das Versprechen der Verschwiegenheit gegen die Uebrigen von Napoleons Gefolge verlangt hatte, bat sie mich, ich möchte Maßregeln ergreifen, ihren Mann zu verhindern, Napoleon zu begleiten. Zugleich ersuchte sie mich, in ihrem Namen einen Brief an Lord Krith zu schreiben, damit er sich darein mische. Ich gab ihr zur Antwort, dieß würde äußerst zudringlich von mir seyn, wenn ich über einen solchen Gegenstand schreiben wollte. Das Einzige, was ich thun könne, bestehe darin, daß ich das, was sie schreibe, dem Lord Krith übergebe. Sie schrieb und brachte mir den Brief, allein Sr. Herrlichkeit schlug die Einmischung ab, und hielt es für die Pflicht jeder guten Frau, dem Geschicke ihres Mannes zu folgen. Während der oben erwähnten Unterredung ward sie so äußerst hitzig, und sagte, als sie von Napoleon sprach: er verdiene von unserer Seite nichts, und unter seinen Leuten gebe es nicht einen Einzigen, der ihn nicht mit Freuden verlassen würde. Wenn sie nun so in Eifer gerieth, und ihre Empfindung nicht schnell genug in englischer Sprache ausdrükken konnte (ob sie dieselbe schon sehr gut sprach, da sie Ihre Erziehung zum Theil in England erhalten hatte), so nahm sie immer ihre Zuflucht zum Französischen. Ob ich

sie nun gleich oft daran erinnerte, daß nichts als ein Stück Packleinwand zwischen uns und der großen Cajüte sey, wo gewöhnlich einige von den französischen Offizieren waren, so konnte ich den Ausbrüchen ihres großen Eifers doch nicht Einhalt thun. Die Folge davon war, daß man alles hörte und verstand, was sie sagte.

Als mich Madame Bertrand verlassen hatte, verlangte der Graf Montholon mit mir allein zu sprechen. Er führte mich hierauf in seine Cajüte auf dem Halbverdeck, wo ich die Generale Gourgaud und Lallemand fand. Sie sagten mir, es sey ihnen bekannt, was die Gräfin Bertrand zu mir gesagt hätte, und deßwegen fänden sie sich veranlaßt mir zu sagen, daß sie keineswegs wünschten Napoleon zu verlassen. Es gebe nicht einen Einzigen, der ihm nicht mit Vergnügen an jeden Ort folgen würde, wohin man ihn bringen könnte; ja sie seyen bereit, ihr Leben für ihn zu lassen, jedoch baten Sie mich, der Gräfin Bertrand nichts davon zu sagen. Ich antwortete: "Meine Herren, Ihr Verlangen ist mir auffallend. Sie behaupten alles zu wissen, was in einer geheimen Unterredung vorgefallen sey, die ich mit Madame Bertrand gehabt habe, und dann wollen Sie mich zur Verschwiegenheit verpflichten. Ich versichere Sie, daß ich mich in kein Versprechen einlassen kann, so lange ich nicht weiß, wie Sie diese Nachricht erhalten haben." — Sie sagten mir dann, Einer von ihnen sey in dem Halbverdecke gewesen, und habe alles mit angehört, was sie gesagt habe.

Die Gräfin Bertrand gerieth über die Beharrlichkeit ihres Mannes, mit Napoleon nach St. Helena zu reisen, so ausser sich, daß sie sich in der Verzweiflung über Bord stürzte; glücklicher Weise aber ward sie gerettet. Ich besuchte sie darauf, um zu sehen was sie mache, und fand sie im Bette. Auf die Frage: wie sie so unbesonnen hätte seyn können, sich selbst das Leben nehmen zu wollen? antwortete sie: "O ich bin vor Verzweiflung ganz ausser mir; ich weiß nicht was ich thue; es ist mir unmöglich mei-

nen Mann auf andere Gedanken zu bringen; er beharret bei dem Vorsatze, den Kaiser nach St. Helena zu begleiten.„ Hierauf schimpfte sie gewaltig auf Napoleon, und sagte: "Wenn er nur seine Absichten erreicht, so kümmert er sich nicht darum, was aus andern Leuten wird. Zwar hat er meinem Gemahl immer ehrenvolle und einträgliche Stellen gegeben, aber der Aufwand, den sie erfordern, ist so groß, daß man dabei unmöglich etwas ersparen kann. Nie hat er ihm ein Gut verliehen oder sonst etwas geschenkt, das unsere Vermögensumstände auf die Dauer verbesserte.„ Sie war höchst übler Laune, und fiel über die englische Nation und ihre Regierung bald in französischer, bald in englischer Sprache auf die heftigste Art her.

Der General Lallemand, der dabei zugegen war, stimmte in die Schmähungen ein, und sagte unter andern: es wäre abscheulich, Menschen an Bord eines Schiffes zu bringen, um sie niederzumetzeln. Ich drehte mich um, und sagte: "Herr Lallemand, was ein Frauenzimmer, wie Madame Bertrand, in einem höchst aufgereizten Zustande sagt, das seh' ich für unbedeutend an, und verzeih' es ihrer Lage recht gerne. Allein ich kann solche Ausdrücke nicht anhören, deren Sie sich gegen die Regierung meines Vaterlandes bedienen. Wenn Sie nicht aufhören, oder auf eine ehrfurchtsvollere Art sprechen, so muß ich Maaßregeln ergreifen, die für Sie eben so unangenehm seyn werden, als für mich.„ Diese Drohung brachte ihn zum Schweigen. Ich begab mich in meine Cajüte, war aber noch nicht lange daselbst, als die Generale Montholon und Gourgaud herein traten. Sie begannen sogleich mit mir ein Gespräch über ihre grausame Lage. Unter vielen andern Dingen sagten sie: "Sie können sich darauf verlassen, daß der Kaiser nicht nach St. Helena geht; er wird sich eher selbst umbringen; er ist ein Mann von entschlossenem Charakter, und was er sagt, das thut er.„ — "Hat er jemals gesagt, daß er sich selbst umbringen wolle?„ fragte

ich sie. «Nein,» gaben sie zur Antwort, «aber er hat gesagt, er gehe nicht, und dieß ist eben so viel, und sollte er ja selbst einwilligen, so sind ihrer drei von uns, die ihn daran zu verhindern entschlossen sind.» Ich sagte ihnen, sie sollten die Folgen wohl überlegen, ehe sie einen solchen Schritt wagten.

Den Tag darauf machte ich dem Lord Krith meine Aufwartung, und erzählte ihm, was vorgefallen war. Er erwiederte darauf: «Sagen Sie den Herren, die gedrohet haben, Napoleons Henker zu seyn, daß das englische Gesetz die Mörder mit dem Tode bestraft, und daß die gewisse Folge davon seyn werde, daß sie ihre Laufbahn am Galgen beschließen würden.»

Napoleon und seine Begleiter, die Nichtigkeit ihres Widerstandes erkennend, fügten sich doch endlich in die harte Nothwendigkeit, und machten Anstalten zur Abfahrt nach dem unangenehmen Verbannungsorte. Am siebenten August, Morgens um eilf Uhr, verließ Napoleon den Bellerophon, und begab sich an Bord des Northumberland, begleitet von den Generalen Bertrand, Montholon, Semonville und Gourgaud und dem Staatsrathe de las Cases, nebst Frauen, Kindern und Dienstboten, zusammen neunzehn Personen. Noch am Abend dieses Tages lichtete das Schiff die Anker, und ging in Begleitung von zehn andern Schiffen, die mit Truppen und Vorräthen für St. Helena versehen waren, unter Segel. Schon am dritten Tage hatte das Geschwader den Kanal verlassen und langte nach neunwöchentlicher Fahrt zu St. Helena an.

—⋙✣⋘—

17.

Der Reisende in einer Mördergrube.

Aus dem Reise-Journal eines Liefländers.

Vor einigen Jahren nöthigte mich eine Geschäfts-Angelegenheit, von dem Gut A. . . . in Liefland eine Reise nach dem Städtchen Walk, und von da nach Riga zu machen. Es war Winter und die Bahn gut. Alsdann ist es ein Vergnügen, in einem kleinen leichten Schlitten sich selbst zu fahren, und den Kutscher in einem ähnlichen hinten nachfahren zu lassen. Ich hatte bereits mehrere Meilen zurück gelegt, als eines Abends ein heftiges Schneegestöber eintrat, das, bei der Dunkelheit der Nacht, uns vom rechten Weg entfernte. So irrten wir mehrere Stunden, ohne einen Ausweg oder eine gastliche Wohnung zu finden, umher, als endlich, vom Schneelicht erhellt, sich später uns eine solche zeigte, die uns aber kein Gasthaus, sondern die Wohnung eines Privatmannes zu seyn schien. Wir klopften an und wurden von einem Manne in mittlern Jahren freundlich bewillkommt. Ich erzählte ihm meine Velegenheit und bat ihn, mir für die Nacht ein Obdach bei sich zu gönnen. Mit vieler Zuvorkommenheit traf er sogleich alle Anstalten, mich vor dem ungestümen Wetter zu sichern, führte mich in seine Wohnung und empfahl den irrenden Ritter der Pflege seiner Gattin. Sie schien, voll der größten Herzlichkeit und Theilnahme, zur Abhelfung jedes meiner Bedürfnisse bereit, und ich hatte alle Ursache, dem Schicksal zu danken, das mich hieher

führte. Bald war ich bei den lieben Menschen wie zu Hause. Ich war in der Meierei (dort Hoflage genannt) eines nahgelegenen, bedeutenden Gutes, und mein freundlicher Wirth war der Pächter desselben. Unter angenehmem Gespräche verging der lange Abend. Sich meines gehabten Ungemachs erinnernd, erzählte er mir beim Abendbrod eine ähnliche Geschichte, die ihm selbst vor mehreren Jahren begegnet war, und die ihn auf die wunderbarste Weise mit seiner gegenwärtigen Gattin zusammengebracht hatte. Ich war ganz Ohr und wiederhole hier dieselbe, wie er sie mir mittheilte.

Er war früher Geschäftsführer eines russischen Edelmannes, dessen Besitzungen in Weiß-Reussen am rechten Ufer der Düne sich befanden, gewesen, und mußte eine ziemlich entfernte Reise nach der Gegend von Narva unternehmen. Zu diesem Ende ging er, da es gerade war, um einen Umweg zu ersparen, über den Peipus-See, der die Grenze zwischen Liefland und dem eigentlichen Rußland bildet. Dieser See, der von bedeutender Länge ist, wird während des Frostes in verschiedenen Richtungen durchkreuzt, am meisten aber seiner Hauptlänge nach. Der Erwerbfleiß der Russen ist darauf bedacht, den Reisenden die Fahrt auf der Eisfläche zu erleichtern, indem Baraken in gewissen Stationen auf demselben erbaut sind, in denen man Aufnahme und Bequemlichkeit findet. Daß aber oft bei diesen anscheinenden Wohlthätigkeits-Anstalten Heimtücke und Verrath auf den Reisenden lauere, ist nur zu oft erwiesen worden, und wird durch nachstehende Erzählung bestätigt.

Es war ein dunkler Winterabend, als er in einem kleinen, leichten Schlitten, sich selbst fahrend, diesen See erreichte. Ein heftiges Schneegestöber machte dem, sonst an Mühseligkeiten und Strapazen gewöhnten, jungen Mann die Reise unerträglich. Er wünschte daher nichts sehnlicher, als eine von den Hütten zu erreichen, um Schutz vor dem schneidend kalten Wind auf der Eisfläche und dem

ungestümen Wetter zu finden. Die Fahrt ward immer mühseliger und beschwerlicher für das Pferd, indem das Schneegestöber zunahm und den Weg verbarg. Keuchend konnte das arme Thier nur Schritt für Schritt weiter schreiten, und der Führer watete in Mißmuth und Ungeduld nebenher im tiefen Schnee. Endlich schienen sie einen gebahntern Weg zu betreten, Pferd und Führer athmeten leichter. Noch immer wollte sich ihnen kein Obdach darbieten, nach dem beide so sehnlich harreten. Das Wetter tobte fort, eine heftige Kälte trat ein, und alle Schrecknisse einer nordischen Winternacht schienen sich zu vereinen, den armen Reisenden in die mißmuthigste Stimmung zu versetzen. Doch das Speichwort: Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten, bewährte sich auch hier. Er erreicht, zu seiner größten Freude, eine auf dem Eise erbaute Baracke.

Ermattet und halb erfroren trat er in die düstre, nur spärlich erhellte Wohnung. Er fand niemand vor, als den Wirth, der sich ziemlich dienstfertig bezeigte, sein Pferd unterbringen half, das Feuer auf dem Heerde in der Wirthsstube anfachte, und seinen Gast befragte: was er sonst zu seiner Bequemlichkeit thun könne? Dieser bat zuförderst, ihm sein Gepäck, seine doppelläufige geladene Flinte und Säbel zu bringen. Der Wirth lächelte und sagte ihm, daß er in seinem Hause sich ganz dem Gefühle der Sicherheit hingeben könne, doch entsprach er dem ihm gegebenen Auftrag. Diesem folgte der Wunsch, ein gutes Abendbrod und ein Nachtlager zu erhalten. Die Wirthin versprach es zu besorgen. Während dessen hatte sich ein kleines Mädchen von zwar dürftigem, doch einnehmendem Aeussern, im Zimmer, wo der Fremde auf und abging, eingefunden und bei dem Ofen Platz genommen. Kaum bemerkte er sie, als er auf sie zuging und um Verschiedenes befragte. Die Kleine blieb aber schüchtern und stumm. Die völlige Abgeschiedenheit von der Hauptstraße, dieß Alleinseyn in einer ärmlichen Baracke, die düstere, unfreundliche Nacht,

der Mangel an Unterhaltung, schienen dem Reisenden bei immer längerem Nachdenken Unruhe zu erwecken. Es stiegen Ahnungen in ihm auf, denen er jedoch als Mann kein Gehör gab, und sie muthig zu bekämpfen strebte. Er ging, Tabak rauchend, auf und nieder und tändelte zuweilen mit dem Kinde, dem diese geringe Beachtung wohl zu thun schien.

Jetzt war das Abendessen, das aus Sauerkohl, Schweinefleisch und Pfannkuchen bestand, aufgetragen. Der Wirth bat mit freundlichen Worten sich dessen zu bedienen und entfernte sich wieder, um, wie er vorgab, seinem lieben Gast ein weiches Lager oben im Erkzimmer zu bereiten. Dieser dankte freundlich und versuchte von den aufgetragenen Speisen zu kosten, aber der frühere Appetit schien sich bei ihm verloren zu haben. Das stumme Kind war noch immer seine Gesellschafterin. Er zog es freundlich zu sich, um ihm einige Stücke des Kuchens zu geben, welches dieses mit Heißhunger und sichtlichem Wohlbehagen verzehrte. Selbst das Band seiner Zunge schien hierdurch gelöst, und, ihm die Wange streichelnd, sagte es, sich nach allen Seiten umsehend, leise zu ihm: "lieber Mann, du giebst mir Kuchen und mußt doch sterben!"

Entsetzen sträubte das Haar desselben. Er war eben im Begriff, etwas Näheres über die furchtbaren, räthselhaften Worte des Kindes einzuziehen, als die Thür aufging und der Wirth eintrat. Jetzt bemerkte er das kleine Mädchen, und hieß es zornig das Zimmer meiden, indem es Zeit sey, zu Bette zu gehen, und die Pflegmutter ihrer harre. Es entfernte sich stillschweigend.

Schon war es gegen Mitternacht, das Unwetter vorüber, die Wolkenmasse zertheilt, und eine schöne Winternacht eingetreten. Der Reisende hatte sich mit dem Wirthe in ein kurzes Gespräch eingelassen; doch dieser mahnte ihn, sich zur Ruhe zu begeben, ging mit dem Lichte und den Effekten voran, und der Gast folgte ihm — mit Bangigkeit im Herzen, nach. Ein kleines, nicht sehr war=

mes Zimmer nahm ihn auf. Jener wünschte ihm die beste Nacht und empfahl sich.

Jetzt hatte der Reisende erst Muße, über die räthselhaften Worte des Kindes nachzudenken. Möglichkeit reihte sich an Möglichkeit. Daß er etwas zu befürchten habe und unter Mördern sey, schien ihm gewiß. Er überlegte mit vieler Fassung und Geistesgegenwart das Mißliche seiner Lage. Guter Rath war hier theuer. Seinen Weg fortzusetzen, durfte er nicht wagen, da dieses ihn verrathen und den Mördern blos gegeben hätte. Das Resultat des Hin- und Hersinnens war, daß er die Nacht zu durchwachen beschloß. Auch verfiel er auf folgende List.

Er verschloß mit vielem Geräusch die Thür, verstopfte das Schlüsselloch, und löschte das Licht aus. Der Mond schien hell in das Zimmer. Er machte von einigen Kissen des Bettes eine menschenähnliche Figur, der er seinen Pelz anzog, seine Mütze auffetzte und sie ins Bette legte. Er selbst aber untersuchte seine doppelläufige Flinte, und stellte sich bei den Ofen hinter die Thüre, die ihn im Aufgehen den Augen des Eintretenden entziehen mußte. So harrte er eine ziemliche Zeit mit klopfendem Herzen auf den Ausgang der Sache. Schon glaubte er, seine Furcht sey ungegründet und das Kind habe ihn vielleicht in seiner Einfalt getäuscht, als ein Geräusch auf der Treppe ihm die höchste Aufmerksamkeit und Vorsicht gebot. Leise schienen sich einige Personen der Thüre zu nähern. Man horchte. Ein Nachtschlüssel öffnete nun leise die Thüre, die ganz offen blieb, und den Reisenden völlig den Blicken des Wirthes entzog, der mit einer geladenen Flinte sich dem Bette näherte, und in einiger Entfernung stehen blieb. Er legte auf die im Bette liegende Figur an, drückte ab, und — stürzte selbst, durch einen zweiten Schuß getroffen, den der Reisende nach ihm that, und der ihn nicht verfehlte, zu Boden. Ein schmerzvolles Stöhnen bezeichnete den Hingang des Mörders. Der zweite Schuß hatte Aufmerksamkeit erregt. Der Begleiter der Wirths, ein fei-

ler Knecht, entfloh. Der Aberglaube leitete seine Schritte; er glaubte jetzt mit Kobolden und Teufeln zu thun zu haben. Diese Furcht mochte er auch dem unten harrenden Weibe des erschossenen Wirthes eingeimpft haben, denn Beide wurden unsichtbar.

Der Reisende glaubte sich dennoch nicht ausser Gefahr. Er verrammelte, nachdem der Mordgehülfe die Treppe heruntergepoltert war, die Thüre von innen, und brachte so die Nacht in Gesellschaft des Leichnams zu, da er sich nicht getraute, das Stübchen zu verlassen. So wartete er den Tag ab, und zu seinem Glücke erschien mit diesem eine Anzahl russischer Fuhrleute, die er aus dem Fenster um Hülfe und Beistand anrief. Sie machten Halt, eilten zu seiner Rettung herbei, und fanden niemand in dem untern Theile des Hauses vor. Bald war er aus seiner peinlichen Lage befreit. Er erzählte die Geschichte seiner angstvoll überstandenen Nacht, die Art und Weise, wie er gerettet sey, und zeigte ihnen den Leichnam. Am meisten bedauerte er, seine kleine Lebensretterin nicht mehr vorzufinden. Sie stellten hierauf gemeinschaftliche Untersuchungen an, entdeckten mehreres, was sie auf die Vermuthung von schon früher verübten Mordthaten brachte, und zur großen Freude des Geretteten das arme kleine Kind, halb erfroren und zitternd hinter einem Haufen von Heu. Voll Dankbarkeit schloß er sie in seine Arme, versprach ihr, sie mit sich zu nehmen und Vaterstelle bei ihr zu vertreten. Ermuntert durch das freundliche Benehmen des Mannes, und da sie hörte, daß ihre grausamen Pflegeeltern nicht mehr da wären, erzählte sie manche Greuelthat, und zeigte eine, in einem Winkel des Hauses befindliche Oeffnung in dem Peipus-See, worin die Gemordeten versenkt worden waren, um allen Verdacht von sich abzulenken. Sie selbst gab sich als die unglückliche Tochter eines solchen Gemordeten an, und rührte die Herzen Aller durch ihre Unschuld und ihre Thränen. Voll Hoffnung, Liebe und Dankbarkeit schmiegte sie sich an ihren künftigen Versorger.

Die Fuhrleute zerstörten, zur Warnung für andere Reisende, das Mordnest bis auf den Grund. Der Leichnam ward der nächsten Polizei-Behörde überliefert, wo der Verwalter die genaue Anzeige des ganzen Vorfalls schriftlich niederlegte. Er ließ das Kind, seine Retterin, bis zu seiner Zurückkunft von Narwa, an diesem Orte, beendigte glücklich seine Geschäfte, und nahm sie dann nach seiner Heimath mit, wo er sich ihrer wesentlich annahm, und ihr eine gute Erziehung geben ließ. Nie verlosch das Gefühl der Dankbarkeit in seinem Herzen. Und da er sie später immer näher kennen lernte; da sich ein gutes Herz, Talente und alle Anlagen einer einstigen guten Hausfrau früh bei ihr entwickelten, so wählte er sie zu seiner Lebensgefährtin.

Dankbarkeit, Liebe, Achtung sind die Stützen ihres häuslichen Glückes, und erfüllen Jeden mit Bewunderung über die Wege, auf denen die Vorsehung zuweilen den Sterblichen leitet. Mit aufrichtiger Theilnahme an dem Glücke der auf eine so sonderbare Weise vereinigten Gatten, und dem wärmsten Dank für die freundliche Bewirthung, verließ ich des andern Tages die gastliche Wohnung. Bald begrüßten mich die Thürme von Livonia's Hauptstadt, von welcher ich lange abwesend gewesen war, und deren Mauern mich, mit allen Rückerinnerungen der Vergangenheit, schützend umfingen.

18.

Ein englisches Fahrzeug vom Feuer verzehrt, unfern der Sechellen.

Im Jahr 1819. *)

Am 28. Julius 1819 verließ ich die Sechellen auf einem englischen Fahrzeuge, die sechs Schwestern genannt, und geführt von dem Kapitain Hodoul. Zugleich mit mir wurden meine beiden Kinder, 25 Sclaven, mein Silberzeug, mein Hausgeräthe, alle unsere Waarenvorräthe, kurz beinahe alles eingeschifft, was wir besaßen. Ich ließ das Schiff nicht versichern, weil dieß in jenen Gegenden durchaus nicht gebräuchlich, und die Ueberfahrt so wenig lang als gefährlich ist.

*) Die Erzählerin dieser rührenden Geschichte war eine Tochter des französischen Schiffskapitains Neyveu. Sie hatte im Jahr 1812 zu Isle de France den Kapitain eines Kauffahrteifahrers, Namens Malleville, geheirathet, der, im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, wegen seiner Rechtlichkeit und seines moralischen Werthes eben so geachtet, als durch seine Kenntnisse als Seefahrer ausgezeichnet war. Schon im zweiten Jahre seiner Ehe verlor er durch Schiffbruch sein ganzes Vemögen, erhielt einige Zeit nachher den Befehl über ein Fahrzeug von der Insel Bourbon, und schiffte sich im November 1817 mit seiner Gattin nach den Sechellen ein. Im folgenden Jahre beschloß er, sich wieder auf Isle de France niederzulassen. Während er selbst eine andere Seereise unternahm, begab sich seine Gattin nach Isle de France unter Segel. Was ihr auf dieser Fahrt dahin begegnete, erzählt sie selbst.

Seit drei Tagen waren wir auf dem Meere, als ich am 1. August, um acht Uhr des Morgens, Feuer rufen hörte. Es brannte im Raum. Seit unserer Abfahrt litt ich entsetzlich an der Seekrankheit, und hatte das Bette nicht verlassen; dieser Schreckensruf, der während einer Schifffahrt doppelt bedrohlich ist, gab mir allen meinen Muth wieder. Ich sprang aus dem Bette, nahm meinen jüngsten Sohn auf den Arm, und stieg auf das Verdeck, wo ich meinen ältesten Sohn, von allen meinen Negern umgeben, erblickte, die trostlos waren, ihn nicht durch Schwimmen retten zu können, da wir 150 Meilen vom Lande entfernt waren. Ich konnte so wenig reden als weinen; das Feuer drang schon durch alle Spalten und Oeffnungen so heftig hervor, daß wir in Gefahr waren, im Rauche zu ersticken. Die allgemeine Muthlosigkeit vermehrte überdieß die Gefahr, die sich uns so drohend nahte. Ich sammelte meine schwindende Kraft und schleppte mich zu dem Kapitain, und sagte ihm "Das Opfer meines Lebens ist gebracht; lassen Sie mich hier am Bord sterben, aber um aller Barmherzigkeit willen beschwör ich Sie, retten Sie meine Kinder, und nehmen Sie diese unschuldigen Geschöpfe mit in die Schaluppe.» Dieses kleine Boot, uns're einzige Hoffnung, war nur achtzehn Fuß lang und fünf Fuß breit, und auf dem Schiffe waren einige sechzig Menschen. Der Kapitain erwiederte mir gerührt: "Beruhigen Sie sich, Madame, wir wollen das Unmögliche versuchen, um alle zu retten.»

Die Gewalt des Feuers verdoppelte sich indessen mit jedem Augenblicke; schaudernd sah ich, wie die Flammen schon aus den Fenstern der Kajüte empor schlugen; die allgemeine Trostlosigkeit hatte den höchsten Gipfel erreicht. Meine Neger warfen sich mir zu Füßen und beschwuren mich, sie nicht zu verlassen. Ihre Bitten zerrissen mir das Herz; aber was konnte ich ihnen antworten? Ich war nicht die Gebieterin des Schiffes, und zitterte selbst für meine Kinder. Die Zärtlichkeit für diese bewahrte mich von je-

der persönlichen Angst; wenn ich sie erblickte und an ihre Lage dachte, vergaß ich ohne alle Anstrengung mein eigenes Schicksal. Plötzlich rief man von allen Seiten, es sey die höchste Zeit das Boot ins Meer zu lassen, und wirklich war auch kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn wir das von allen Seiten brennende Schiff noch verlassen wollten.

Herr Lesage, ein würdiger, menschenfreundlich gesinnter Mann, brachte den Kapitain zu dem Entschlusse, keine Minute länger zu zögern. Alle schauderten in diesem entscheidenden Augenblicke. Man mußte sich entschließen, die Hälfte der Mannschaft, das heißt 34 bis 35 Menschen aufzuopfern, um die andere Hälfte zu retten. Die Wahl dieser Schlachtopfer fiel natürlich auf die Neger, deren, mit Inbegriff der meinigen, viele an Bord waren. Die Unglücklichen sahen es nur zu gut voraus, daß sie würden zum Opfer dienen müssen. Während man das Boot in's Meer hinab ließ, hatten sich zwei meiner Neger abseits zurückgezogen, und mit düstern Blick, die Arme auf die Brust gekreuzt, beobachteten sie alles, was vorging. Noch war indessen nichts ausgesprochen. Ich hatte meine beiden Kinder auf dem Arm, und drückte sie fest an meine Brust, als fürchtete ich, daß man sie mir entreissen möchte. Ihre beiden Wärterinnen hielten sich fest an meinem Rock, um mir unmittelbar zu folgen, wenn ich das Boot besteigen würde. Vom Herrn Lesage geführt, war ich im Begriff, dieß zu thun, als die beiden Neger, deren ich erwähnt habe, sich mir näherten und mir sagten: "Wir sehen es wohl ein, Gebieterin, daß man uns nicht mit einschiffen wird; wir danken Dir für alle Deine Güte; gern wollen wir Dir und Deinen Kindern Platz machen, um Dir jede Verlegenheit zu ersparen, möchten doch unsere Gefährten unserm Beispiele folgen! Lebe wohl Gebieterin, und gib uns Deinen Segen." Bei diesen Worten warfen sie sich zu meinen Füßen nieder. "O meine Freunde, rief ich, betet zu Gott, ich will noch alles versuchen, um euch zu rettten." — "Nein, nein, riefen sie, unser

Entschluß ist gefaßt.» — In diesem Augenblicke bezeichneten sie sich mit dem heiligen Kreuze, und Arm in Arm stürzten sie sich rasch in die Fluthen, die sie für immer verschlangen.

Es giebt keine Worte für das, was ich in diesem Augenblicke empfand. Unbeweglich und erstarrt, fühlte ich nicht, wie mich der Kapitain mit meinen beiden Kindern und ihren Wärterinnen in das Boot schleppte, und ohne Herrn Lesage würde ich in's Meer gestürzt seyn. Als ich meine Kinder vor der Gefahr gesichert sah, warf ich mich in meiner leidenschaftlichen Aufwallung auf meine Knie nieder, um Gott zu danken; doch das schmerzlichste, das herzzereißende Mitleid hemmte bald den Aufflug meiner Dankbarkeit. Da nemlich die Neger sahen, daß man sie auf dem brennenden Schiff zurücklassen wollte, stürzten sie sich tumultuarisch in unser Boot, so daß es im Begriff war zu sinken. Verzweiflung auf der einen, Schrecken auf der andern Seite, brachten vereint das entsetzlichste Getümmel hervor. Der Kapitain, Herr Lesage und mehrere andere entschieden laut, daß die eine Hälfte der Mannschaft der andern augenblicklich geopfert werden müsse, da man nur um diesen Preis 34 oder 35 Personen retten könne. Ich schauderte bei diesem entsetzlichen Ausspruch, und glaubte, daß man mir meine Kinder entreißen würde, um sie in das Meer zu werfen. Voll von diesem Gedanken band ich meinen Gürtel los, und mit diesem breiten und langen Bande band ich meine Kinder fest an mich, indem ich sagte: "man soll mich wenigstens nicht von ihnen trennen!» Diese Vorsicht war unnütze, denn die Aufopferung aller Neger reichte zu unserer Sicherheit hin.

Die beiden Neger, die mir die liebsten waren, hatten sich freiwillig geopfert; doch verursachte mir die gegen die andern verübte Gewaltthätigkeit den tiefsten Schmerz, und sie erschien mir wie der Gipfel der Barbarei. Alle diese Dienstboten waren mir treu und ergeben gewesen, alle waren mir mit Freuden gefolgt, und welchen Lohn fanden

sie nun für ihre Anhänglichkeit! — Mir war als sey ich mitschuldig an dem Tode, den man ihnen unter meinen Augen gab; ihr Widerstand, der Schrei ihrer Verzweiflung, zerriß meine Seele, und noch kann ich mir nicht ohne Todesschauer den herzdurchbohrenden Ausdruck ihrer Züge zurückrufen. Vergeblich flehte ich den Kapitain und die Uebrigen um Erbarmen für sie an; meine schwache Stimme verhallte ungehört, oder vielmehr, man wollte sie nicht hören. Ich lag auf meinen Knieen und betete mit geschlossenen Augen, um dieß scheußliche Schauspiel nicht zu sehen; aber das Geräusch, was jeder dieser Neger beim Herunterstürzen in die Meerestiefe verursachte, war für mich jedesmal ein Dolchstich. Während dieses gräuelvollen Auftrittes fühlte ich plötzlich eine ungeheure Last auf meine Schultern niederfallen; ich wandte mich um, indem ich die Augen öffnete, und erblickte eine der Kinderwärterinnen ohnmächtig hinter mir: sie hatte eben ihren Mann in's Meer werfen sehen. Ich beschäftigte mich jetzt nur damit, ihr beizustehen.

Einige von den Negern wurden gleich von den Wellen verschlungen; allein der größte Theil derselben lebte noch, und indem sie uns nachschwammen, gelang es Mehreren, das Boot zu erreichen, und sich daran fest zu klammern. Man zwang sie aber, es los zu lassen und der Hoffnung zu entsagen, sich mit uns zu retten. Nun wandten sich die Unglücklichen wieder dem brennenden Schiffe zu, wahrscheinlich in der Hoffnung, ihr elendes Daseyn noch länger zu fristen, wenn sie sich einiger Trümmer desselben zu bemächtigen vermöchten; aber sie fanden dort nur den Tod unter einer noch schrecklicheren Gestalt: mitten in den Fluthen kamen sie alle in den Flammen um. Diese traurige Begebenheit erschütterte mich bis zur Verzweiflung, und flößte mir einen unüberwindlichen Unmuth gegen diejenigen ein, die meine Neger in's Meer gestürzt und ersäuft hatten. Lange Zeit waren sie in meinen Augen nur unbarmherzige Henker, und nie wird das Bild dieser

furchtbaren Begebenheit aus meinem Gedächtniß verlöschen.

Es waren in dem Boote 38 Menschen, und wir traten am ersten August unter den allertraurigsten Umständen unsere mühselige Fahrt an. Das nächste Land war 150 Meilen von uns entfernt. Es fehlten uns viele zur Schifffahrt nöthige Instrumente; wir besaßen nur ein Segel und an Mundvorrath nichts als zwei Lämmer, zwei Schweine, zwei Schildkröten und zwei Flaschen Wasser, womit wir unmöglich für die Zeit der Ueberfahrt ausreichen konnten. Wir alle fingen am folgenden Tag an Hunger zu empfinden; aber es war beschlossen worden, daß wir, bei dem Mangel an Lebensmitteln, bis zur Landung immer nur den dritten Tag essen erhalten sollten. Als das festgesetzt wurde, hatten wir noch zwei Fasttage vor uns. Ich zitterte für meine Kinder, die mich schon einigemal weinend um Brod gebeten batten. Nein, kein Mutterherz hat sich je selbst ergründet, wenn es noch nicht seine Kinder, mit vom Weinen unterdrückter Stimme hat flehen hören: "Mutter, einen Bissen Brod, einen Trunk Wasser, ich sterbe sonst." — Nie will ich gegen die Bitte einer Mutter, die für ihr Kind bettelt, unempfindlich seyn. — Wenn ich meinem ältesten, sechs Jahre alten Sohn antwortete: "Ach, ich hab nichts, ich kann dir nichts geben!" so schwieg er ohne Murren, und ich drückte ihn heiß weinend an mein Herz. Wie oft hat er mir dann zugelächelt und mich geliebkoset! — Ich betete zu Gott mit unaussprechlicher Inbrunst, und Hoffnung und Glauben bewahrte mich vor der Verzweiflung.

Endlich kam der vierte, mit so vieler Angst und Ungeduld erwartete Tag! Die ersten Strahlen desselben waren für uns eine Art von Auferstehung; unser erster Gedanke war, daß wir was zu essen bekommen würden, und von allen Seiten hörte man den allgemeinen Ruf: "Unser Essen, unser Essen!" Wir bekamen Jedes ein kleines Stück von einem Lamm, das am vorigen Abend gestorben

war. Meine Kinder, selbst der Kleine, der nur 9 Monate alt war, verschlangen dieß blutige und rohe Fleisch mit Entzücken. Man gab dazu einen Jeden einige Tropfen Wasser. Damit mußten wir uns bis zum andern Morgen behelfen, weil man eingesehen hatte, daß wir, ohne zu sterben, nicht wieder ein treitägiges Fasten auszuhalten vermögen würden. Den siebenten Tag gelang es, von einigen Stücken Holz, die im Boote überflüssig waren, und die man zum Glück davon ohne Gefahr ablösen konnte, Feuer zu machen. Man röstete, oder vielmehr man erwärmte die Ueberbleibsel von dem todten Lamme, und vertheilte wieder an Jeden seinen Bissen nebst einer Flasche Wasser, die nicht einmal hinreichte, den brennenden Durst von 38 Personen nur einigermaaßen zu lindern. Es regnete an diesem Tage und wir fingen ungefähr sieben Flaschen voll auf: allein dieß Regenwasser war so bitter als Galle, und alle die, welche davon tranken, bekamen heftiges Erbrechen. Man goß es also fort, aber einige Stunden später stieg unser Durst zu einer solchen Qual, daß wir die Stricke und den Rand des Bootes, auf den dieser Regen gefallen war, gierig ableckten.

Unsere Leiden waren unerhört; des Nachts zitterten wir vor Frost, und des Tages brannten die Sonnenstrahlen, deren Gluth in dieser Zone unerträglich ist, senkrecht auf uns herab. Ohne den Trost der Religion wurde ich erlegen seyn; in jedem Augenblicke erwartete ich den Tod. Ich war ergeben in mein Schicksal; mein Geist blieb klar und besonnen; ich dachte nur noch an Gott und erwartete alles von seiner Güte und Barmherzigkeit. In einem leichten zerbrechlichen Fahrzeuge über Abgründe dahin gleitend, bedrängt von allem, was man Elend nennen kann, drückte ich mein Crucifix an mein Herz, umschloß meine Kinder und erhob meine Augen voll Vertrauen zum Himmel, wo meiner, wie ich wußte, ein ewiges, ungetrübtes Glück wartete. Ich dachte daran, daß die Märtyrer nicht nur ohne Klagen, sondern freudig lange Verfolgungen und

tausendmal schrecklichere Qualen, als die meinigen, erduldet hätten, und dieser Gedanke gab mir, indem er meinen Muth belebte, zugleich übernatürliche Kraft.

Am achten Tage fing man einen Vogel, dessen Blut man trank, ehe er verzehrt wurde. Diejenigen aber, die an der Vertheilung desselben Theil nahmen, bekamen in den nächsten 24 Stunden nichts anderes. Die Bestürzung, in der wir alle waren, zog eine so gänzliche und niederschlagende Muthlosigkeit der ganzen Mannschaft nach sich, daß ich ebenfalls davon ergriffen wurde, besonders des Nachts, wo ich fast ganz des Schlummers beraubt, aus der Betäubung, die ich meiner Erschöpfung verdankte, immer durch das dumpfe Wimmern meiner Kinder aufgeschreckt wurde. Der älteste, mein theurer Leonce, zeigte in dieser furchtbaren Lage fortdauernd Gesinnungen und eine Seelengröße, die mich für immer an ihn gebunden haben würden, auch wenn ich ihn nicht früher schon unaussprechlich geliebt hätte. Den ersten Tag ausgenommen, beklagte er sich nie wieder über Hunger und Durst, sondern im Gegentheil wollte er, wenn ich ihm seinen Antheil gab, immer etwas davon zurück geben, entweder für mich oder für seinen kleinen Bruder, der, sagte er, ja so viel kleiner und daher nicht so stark sey, als er. Oft wollte er auch seinem Antheil ganz entsagen, indem er mir versicherte, daß er noch recht gut ein oder zwei Tage länger fasten könne. Keinen Augenblick würde ich gezögert haben, ihm das Bischen Speise, das ich erhielt, zu opfern, wenn mein Leben nicht zur Erhaltung des seinigen nöthig gewesen wäre. Jede Mutter würde aber an meiner Stelle dasselbe gethan haben; doch bei einem Kinde seines Alters kann man dieß Opfer nicht genug loben.

Zu allen meinen Leiden gesellte sich noch ein unerträglicher Schmerz. Wir standen alle mit den Füßen Tag und Nacht in Salzwasser, das, ungeachtet der unausgesetzten Bemühung, es auszuschöpfen, doch in das Boot eindrang. Meine Kinder schützte ich davor, indem ich sie

stets auf dem Schooße hatte, aber das scharfe Wasser beizte mir die Füße so schmerzlich wund, daß es mir unbeschreibliche Schmerzen und Qualen verursachte. Auch die Unmöglichkeit, mich niederlegen zu können, zog mir viele Schmerzen zu; doch mit Hülfe der beiden Kinderfrauen gelang es mir, meine Kinder auch davor zu schützen, indem wir sie abwechselnd auf den Armen ausgestreckt liegend trugen. Wir fanden auch Mittel, sie vor den Sonnenstichen zu schützen, die der Mannschaft viele Qualen verursachten. In allen diesen Leiden ward mir aber der Trost, in dem Kapitain Hodoul und in Herrn Lesage die theilnehmendsten und großmüthigsten Beschützer zu finden, deren Güte und Fürsorge ich die Erhaltung des Lebens meiner Kinder und auch meines eigenen zu verdanken habe.

Am neunten Tage, gegen Sonnenuntergang, verkündete uns der Flug der Vögel die Nähe des Landes. Dieses Anzeichen belebte unsere hingeschwundenen Kräfte. Nichts kann einen Begriff von dem geben, was ich empfand, als ich den Steuermann rufen hörte: "Ich glaube, wir sind gerettet!" Diese Worte reichten hin, uns während der Nacht Vergessenheit aller unserer Leiden und unserer grausamen Beängstigungen zu gewähren. Keiner schlief, man erwartete mit höchster Ungeduld den Tag, in der Hoffnung, dann Land zu erblicken. Doch der erste Schimmer desselben bot mir, statt dieses ersehnten Anblickes, einen höchst jammervollen — die Amme meines jüngsten Kindes lag im Sterben! Ich schleppte mich zu ihr hin, und konnte mich nicht enthalten laut aufzuschreien, als ich diese Unglückliche mit geschlossenen Augen und rettungslos vor mir sah. Das Leben meines Kindes war an das ihrige gebunden; sie hatte ihm täglich noch einige Tropfen Milch geben können, und ich war in die Unmöglichkeit versetzt, ihn irgend einigen Beistand zu leisten. Man drängte sich um uns, man hielt sie für schon gestorben, und sprach davon, sie in's Meer werfen zu wollen: aber ich flehete unter heißen Thränen so inbrünstig nur um eine Stunde Aufschub, das

man mir diese zugestand. Ich rieb ihr die Arme, und es gelang mir, ihr einige Tropfen unsers schlechten Wassers einzuflößen. Bald darauf schlug sie die Augen auf, und ihre Jugend und ihre gute Gesundheit retteten sie.

Am 10. August, um 5 Uhr des Morgens, trat einer der schönsten Augenblicke meines Lebens ein. Auf die Angst tödtlicher Unruhe folgte plötzlich die Erschütterung tumultuarischer Freude: man sah Grund, und wirklich waren wir auf der Sandbank, die wir seit lange suchten. Um 8 Uhr entschädigte uns der Ruf: „Land, Land!" für alles, was wir gelitten hatten. Alle warfen sich nieder, um Gott zu danken, und dann überließ man sich allen nur ersinnlichen Ausbrüchen der Freundschaft, allen Entzückungen des Glükkes. Man drückte sich die Hände, man weinte, man umarmte sich und zeigte sich wechselseitig das Land, das für uns wohl ein gelobtes Land zu nennen war. Ich wandte meine Augen nur davon ab, um meine Kinder anzublicken, und meine Seele öffnete sich ganz den köstlichen Eindrükken der mütterlichen Liebe.

Wir landeten um 4 Uhr 25 Minuten des Abends auf der Insel Ladiger, einer der Sechellen, erschöpft von Hunger, Durst, Ermattung und von rheumatischen Schmerzen, an denen, so wie von Sonnenstichen, Jeder beinahe unter uns litt. Wir hatten ja auch beinahe alles Elend erschöpft, was menschliche Wesen zu ertragen vermögen.

Das Gerücht von uns'rer Ankunft verbreitete sich bald auf der Insel; die Einwohner strömten haufenweise herbei, um uns mit der rührendsten Herzlichkeit ihre Dienste anzubieten. Herr Morel Boisbrun war der erste, der mich anredete. Ich lag auf meinen Knieen, Gott für die Rettung meiner Kinder und für die Fristung meines eigenen Lebens zu danken. Mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Theilnahme, näherte sich mir der edle Mann, und bat mich, wie man um eine wichtige Gunst bittet, in sein Haus zu kommen. Nur durch Thränen konnte ich ihm meine Dankbarkeit bezeugen. Meine wunden Füße und

die Schmerzen, die ich in allen meinen Gelenken empfand, machten es mir unmöglich, nur einen Schritt zu gehen. Herr Boisbrun trug mich auf seinen Armen zu seiner Wohnung, wohin mich meine Kinder mit den beiden Negerinnen begleiteten. In diesem Zufluchtsorte frommen Erbarmens fanden wir alles, was wir zu unserer Erquickung und Stärkung bedurften. Als ich das brennende Schiff verließ, rettete ich, wie alle meine Unglücksgefährten, von meinen Sachen durchaus nichts, als was ich am Leibe trug. Ohne Bedauern ließ ich alles zurück, da ein einziges Felleisen im Boot den Platz von 2 — 3 Menschen eingenommen haben würde; aber das Kleid, das ich anhatte, und das seit 8 Tagen nicht trocken geworden war, hing nur noch in Lumpen um mich. Madame Boisbrun, deren Herzensgüte der ihres Mannes gleich kam, gab mir Kleider, Hemden und überhaupt alles, was ich bedurfte. Sie theite die Wäsche ihrer Kinder mit den meinigen, und schien sich gleichsam zu verdoppeln, um alle unsere unglücklichen Schiffbrüchigen, welchen Standes sie auch waren, an diesen unschätzbaren Wohlthaten Theil nehmen zu lassen. Man brachte mich zu Bette; ich hatte mir es oft so wohlthuend gedacht, wieder auf guten Matratzen zwischen zwei weißen trockenen Laken zu schlafen; aber es dauerte länger als acht Tage, ehe ich dieses Genusses theilhaftig werden konnte, da es mir unmöglich war, die Hände und die Füße ohne die allerentsetzlichsten Schmerzen auszustrecken. Man legte mir auf alle Gelenke und auf die Fußsohlen erweichende Umschläge, die mir in Zeit von einigen Tagen große Erleichterung verschafften.

Sobald ich mich einigermaßen erholt hatte, eilte ich nach Isle de France zu kommen, wo mein Vater, wie mir gemeldet wurde, gestorben war. Nach dem gerührtesten Abschiede von meiner mildthätigen Wirthin, schiffte ich mich mit meinen Kindern und meinen beiden Negerinnen ein. Nicht ohne Schrecken und Entsetzen sah ich wieder die Meerestiefe unter mir; die

furchtbarsten Erinnerungen drangen auf meine Einbildungskraft ein, sie zu verdunkeln, und das Gefühl der Leiden, von denen die Vorsehung mich befreit hatte, neu zu beleben. Doch kamen wir ohne weitere Unfälle auf Isle de France an.

Ehe ich mich dem traurigen Geschäfte unterzog, die Verlassenschaft meines Vaters zu ordnen, dachte ich darauf, ein Gelübde zu erfüllen, das ich auf dem Meere gethan hatte. Ich hatte Gott gelobt, daß ich, wenn er uns errettete, baarfuß eine neuntägige Wallfahrt zu der Hauptkirche der Insel, an der wir landen würden, thun wollte. Dieß hatte ich auf der Insel Ladiger nicht thun können, weil der schlechte Zustand meiner Füße mir das Gehen unerträglich machte; aber da diese jetzt fast heil waren, so wollte ich dieß heilige Gelübde nicht länger unerfüllt lassen. Mein ältester Sohn bat inständig mich begleiten zu dürfen, und ich bewilligte es. Von einer meiner Negerinnen unterstützt, ging ich jeden Tag, meinen Sohn an der Hand, beim Anbruch der Morgenröthe zu einer nicht fern von unserer Wohnung liegenden Kapelle, um dort die Messe lesen zu hören. Meine Füße thaten mir noch sehr wehe, doch waren die Löcher daran geheilt und sie brachen auch auf diesem kurzen Wege nicht wieder auf. Uebrigens beachtete ich diesen kleinen Schmerz nicht, wenn ich an die Pflicht der Dankbarkeit und Gottesfurcht dachte, die ich vollzogen, und die fromme Miene sah, mit der mein kleiner Leonce, gleichfalls baarfuß, festen Trittes einherging, um mir zu beweisen, daß ihm diese Wanderung keinen Schmerz verursache. Am dritten Tage bat er mich so dringend um die Erlaubniß voranzugehen, daß ich sie ihm nicht versagen konnte. Er wollte den Weg untersuchen, um, wie er sagte, mich benachrichtigen zu können, wenn ein spitziger Kiesel oder ein Glasscherbe darauf liege, und, setzte er hinzu, indem ich darauf sehe, werde ich den lieben Gott bitten, daß meine gute Mutter sich nicht verletzt; sie hat schon so viel für uns gelitten.

Am letzten Tage meiner Wallfahrt trat ich, auf dem Rückwege von der Kirche, mit dem ganzen Gewicht meines Körpers auf eine glühende Kohle, die im Wege lag. Auf den Schrei, den ich ausstieß, wandte sich Leonce um und stürzte sich weinend in meine Arme, trostlos darüber, daß er diese Kohle, von der ich empfindlich verletzt war, unbeachtet gelassen hatte. Dieser Unfall zwang mich, einige Tage das Bett zu hüten, und kaum war ich von dieser Brandwunde genesen, als ich von Neuem der ängstlichsten Besorgniß zum Raube wurde. Eine ansteckende Krankheit, eine Art von Cholera-Morbus, brach aus und richtete auf der Insel schreckliche Verwüstungen an. Mein jüngster Sohn, der davon ergriffen wurde, kämpfte 36 Stunden lang mit dem Tode, und schien rettungslos verloren zu seyn. Doch der Himmel erhielt ihn mir, und sobald er genesen war, beschäftigte ich mich mit unseren Angelegenheiten. Ich schrieb nach den Sechellen, wo noch einige Ueberbleibsel unsers ehemaligen Besitzthums waren. Man beeilte sich, mir 25 Ballen Baumwolle zu senden, die man dafür eingetauscht hatte. Dieß war mein Unglück, denn das Fahrzeug strandete auf den Klippen von St. Brandon, und war, nach der Gewohnheit des Landes, nicht versichert. Diese Vorsicht ist in jenen Gegenden in der Regel gar nicht üblich, da die Ueberfahrt von den Sechellen bis zu Isle de France nur 400 Meilen beträgt, und sich Unglücksfälle während derselben höchst selten ereignen. Und doch mußte ich auf dieser Fahrt den Untergang von zwei Schiffen erleiden.

—»»»✦«««—

19.

Erzählung des Engländers Pepper von einem erlittenen Schiffbruche bei der Insel Inaccessible.

Im Julius 1821.

Voll guter Hoffnungen verließ das englische Handelsschiff Blenden-Hall, Sonntags den 6. März 1821, den Hafen von Gravesand, und ging nach Bombay unter Segel. Der Kapitain Greig hatte sich reichlich mit guten Matrosen versehen, und Jedermann war geneigt, sich eine glückliche Reise zu versprechen. Am Dienstag erreichte das Schiff die Dünen, wo es von widrigen Winden bis zum Freitag aufgehalten wurde. An diesem Tage lichteten wir die Anker und steuerten bis Dungenoß. Ein heftiger Wind zwang die Mannschaft vor Anker zu gehen, und wir blieben hier bis zum achtzehnten März. Mehrere andere Schiffe, die ebenfalls aus dem Kanal herausfahren wollten, leisteten uns Gesellschaft. Als der Wind des Morgens um 7 Uhr nach Osten umgesprungen war, lichteten wir den Gabelanker, und das Schiff flog mit ausgespannten Segeln in's Weite. Das schönste Wetter begleitete uns ununterbrochen bis jenseits der Insel Madeira, und dieß bestärkte uns in der Hoffnung auf eine glückliche Fahrt.

Wir hatten bald regelmäßige Süd-West-Winde, passirten unterm 25° westlicher Länge die Linie, fuhren dann nach Süden, und nahmen später eine mehr westliche Rich-

tung; indeß überzeugte uns der Wind, daß wir zu weit nach Westen gesteuert waren. Als unter dem 35° der südlichen Breite der Wind aus Norden und Westen blies, ließen wir das Kap südöstlich liegen, und fuhren in diesen Gewässern bis zum 22. Julius herum. An diesem Tage zeigten uns unsere Chronometer eine südliche Breite von 36° 30′ und eine westliche Länge von 15° 11′. Wir beschlossen, Tristan da Cunha, zwei kleine Inseln des äthiopischen Meeres bei Afrika auszuforschen um die Genauigkeit dieser Instrumente zu prüfen.

Am 23. Julius, bei den ersten Sonnenstrahlen, und in dem Augenblicke, wo wir das Land unter dem Winde sehen zu können glaubten, verdunkelte sich die Atmosphäre so sehr, daß es unmöglich war, nur einen einzigen Gegenstand deutlich zu unterscheiden. Man beschloß, in der genommenen Richtung weiter zu segeln, ohne den Stand des Schiffes hinsichtlich seiner geringern oder weiteren Entfernung von der Insel bestimmen zu können. Aber plötzlich gegen 10 Uhr des Morgens, erblickten wir Anzeichen von der Nähe des Landes. Sogleich ward befohlen, die Anzahl der ausgespannten Segel zu vermindern. Die Matrosen, welche auf die Segelstangen geklettert waren, bemerkten auf der Seite des Krahnbalkens des Steuerbords ungeheure Klippen; aber alle Anstrengungen, mit dem Schiffe den Wind wieder zu gewinnen, waren unnütz. Dieser hatte sich plötzlich gelegt, und das von Meergras umschlungene Steuerruder rührte sich nicht mehr. Da das Schiff demselben nicht mehr gehorchte, so hoffte man es dadurch von den Klippen wegzubringen, daß man es wendete. Dieß wurde zwar versucht, aber plötzlich sprang der Wind um, und vereitelte unsere Anstrengungen. Fünf Minuten darauf scheiterte der Blenden-Hall auf dem Riffe, welches sich nordwestlich von der Insel ins Meer erstreckt, und borst. Das Meer brach sich hierauf an dem Hintersteven, der fortgerissen wurde, warf sich auch auf die Mitte des Schiffes, und riß ein Stück des Hintertheils weg.

Ehe sich noch dieses Unglück zutrug, hatte der Kapitain den Nachen und einen kleinen Kutter aussetzen lassen, auf welchem die Schiffsmannschaft sich nach dem Ufer begab. Der Kapitain, die Passagiere und die Offiziere blieben am Bord und suchten das große Boot auszusetzen. Es gelang ihnen, dasselbe hervorzuziehen, aber die Meereswogen schlugen ihm bald den Boden ein. Zwei Leute von der Mannschaft wurden bei dieser Operation von einer Welle weggeschwemmt, indeß zog man sie mit Stricken wieder aus dem Wasser. Zu derselben Zeit hatte das ganze Hintertheil des Schiffes sich abgelöst, und wurde fortgerissen. Man sah sich deshalb genöthiget, die Masten zu fällen, um das Schiff zu erleichtern und zu verhindern, daß das Meer die an Bord gebliebenen wegrisse. Während die Damen und alle Uebrigen nach vorn gebracht wurden, scheiterte das Schiff vollends, wie wir alle vorhergesehen hatten.

Der Kapitain wünschte, daß es möglich wäre, ein Tau an das Ufer zu bringen, und alle in der Schifffahrtskunde erfahrenen Personen theilten seine Meinung. Summer, der zweite Offizier, entschloß sich mit der edelsten Unerschrockenheit, den gefährlichen Auftrag zu vollziehen. Aber die Heftigkeit des Meeres und die Kraft der Ebbe und Fluth, die sich in östlicher Richtung bewegte, machten diesen Plan scheitern, und nur mit großer Anstrengung gewann der muthige Offizier das Schiff wieder.

Unterdessen hatten die Matrosen das Land erreicht; der Nebel fing an sich zu verziehen, und das Tageslicht zeigte uns die ganze Gräßlichkeit unserer Lage. Das Schiff befand sich nur eine halbe englische Meile vom Gestade. Die Wirkung, welche dieser Anblick auf unser Gemüth hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Da keine Hoffnung vorhanden war, ein Tau an's Land zu bringen, so entschlossen sich einige Passagiere, so wie auch einige andere Personen, hinüber zu schwimmen. Zwei von den Pasagieren verunglückten, und Einer verdankte seine Rettung

nur dem Beistande der Matrosen, die sich am Bord befanden. Auch zwei Matrosen, die durch Schwimmen sich zu retten suchten, fanden ihren Tod in den Wellen. Der Aufseher über die Schiffsmannschaft wollte es von neuem versuchen, ein Tau ans Ufer zu bringen, aber er konnte weder zum Zweck gelangen, noch das Schiff wieder erreichen; ein Matrose war nicht glücklicher.

Das Schiff ward inzwischen immer mehr beschädiget, auch am Vordertheile, und eine Welle hätte beinahe den Kapitain Greig weggespült. Alle glaubten, daß die Last der Anker ein Hinderniß wäre, um Maßregeln zu nehmen, welche uns aus dieser großen Gefahr retten könnten. Man fing daher gegen Mittag an, die Taue zu durchhauen. Aber der Himmel wollte, daß wir die Anker nicht los werden konnten, und zwar zu unserm Glück; denn wir sahen bald ein, daß wir ihnen unser Heil verdankten, weil ihre Last das Vordercastell in seiner frühern Stellung erhielt. Unterdessen bemühten sich die am Bord gebliebenen Matrosen, aus Schiffstrümmern unter dem Winde ein Floß zu verfertigen. Als sie damit fertig waren, bestiegen acht Personen, Matrosen und Passagiere, dasselbe, und es gelang ihnen, jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten, das Ufer zu erreichen. Die Ebbe und Fluth trieb sie ins Weite, und wir fürchteten lange für sie.

Gegen 1 Uhr wurden die Trümmer des Schiffes, auf welchem wir uns noch befanden, mehr nach dem Gestade zu getrieben, und gegen drei Uhr blieb der Blenden-Hall auf einem Felsen sitzen. Ueber eine Stunde verging, ohne daß sich uns eine Gelegenheit darbot, eine Landung bewerkstelligen zu können. Worte vermögen nicht die Angst zu schildern, in der wir uns befanden. Jeder harrte des Augenblicks, in dem wir von dem Abgrunde verschlungen werden sollten, der sich zu unsern Füßen öffnete, und so nahmen wir von einander Abschied. Wir glaubten, daß wir uns zum letztenmal ein Fahrewohl! zurufen würden. In dieser Lage befanden wir uns, als die Schiffstrümmer von

neuem anfingen, dem Gestade zuzuschwimmen. Ein Hoffnungsstrahl belebte uns wieder, obgleich die Gewalt der Meereswellen eine Landung im höchsten Grade gefährlich machen mußte. Um 5 Uhr befanden wir uns so nahe an der Küste, daß wir den Leuten, die schon dort waren ein Seil zukommen lassen konnten. Vermittelst dieser Hülfe durften wir hoffen, das Land zu erreichen, indem wir die rückgängigen Bewegungen der Wellen benutzten, die uns nur einen kleinen Raum zu durchschwimmen vergönnten. Unsere Anstrengungen glückten, da unsere am Ufer befindlichen Leute, die Zeit gehabt hatten, wieder Kräfte zu sammeln, sie nach Vermögen unterstützten.

Das Betragen des Kapitain Greig, von dem Augenblicke an, wo das Fahrzeug scheiterte, ist über jedes Lob erhaben. Er wollte durchaus der letzte seyn, welcher den Blenden-Hall verließe. Als er ans Land gestiegen war, versammelte er die ganze Mannschaft, um überzeugt zu seyn, daß alle seine Matrosen und Passagiere zugegen wären. Es fehlten zwei Personen, der Eine war beim Schwimmen ertrunken, und der Andere vom Floß ins Meer gestürzt.

Der Einbruch der Nacht zwang uns, uns zurückzuziehen, und die kommenden Tage mitten in einem Binsengestrüpp zu erwarten, das sich in einer Entfernung von 15 Ruthen von dem Orte zeigte, wo wir ans Land gestiegen waren. Die meisten Passagiere hatten nichts weiter, als ein Hemde auf dem Leibe. Einige Branntweinflaschen, welche die Wellen an die Küste gespielt, waren denjenigen Matrosen in die Hände gefallen, die sich zuerst ans Land begeben hatten. Sie waren im höchsten Grade berauscht und dieß vermehrte noch das Schreckliche der Scene. Da uns die Insel nirgend einen Zufluchtsort gewährte, so blieben wir die ganze Nacht hindurch dem schrecklichsten Regen ausgesetzt. Weil wir in einer so gräßlichen Lage gar nicht daran denken konnten, nur einen Augenblick Ruhe zu genießen, so ward uns're trübe Stimmung noch gar sehr

durch den Lärm der betrunkenen Matrosen und das Getöse der Kette des Kabeltaues und das Werfen der Anker gegen die Felsen vermehrt. Um 6 Uhr des Morgens fing es an zu dämmern, und jetzt konnten wir erst recht die Verwirrung wahrnehmen, welche unter den Schiffbrüchigen herrschte. Die Matrosen, alle Subordination vergessend, wollten mit den Passagieren Paarweise gehen, und scheuten sich nicht, Reden voll der unanständigsten Ausdrücke an sie zu richten.

Da der Kapitain die Unmöglichkeit einsah, sich bei seinen Leuten in Respekt zu setzen, so versammelte er die Offiziere und alle Passagiere, die bei Kräften waren, und forderte sie auf, die Insel zu durchstreifen. Er bildete aus ihnen 3 Trupps. Der eine wandte sich westlich, der andere östlich, und der dritte unternahm es, die Anhöhen zu erklimmen. Die erste Abtheilung ging drei englische Meilen am Ufer entlang; das Meer verhinderte sie dann, weiter vorzudringen, und sie kehrten um zwei Uhr wieder nach dem Lager zurück. Sie berichtete, daß sich im Westen der bequemste Punkt zu einer Niederlassung darböte. In der Nachbarschaft befanden sich 3 Teiche, in denen sie Meer-Elephanten sich hatten baden sehen, aber da das ebene Land, welches sich nach Westen hin erstreckte, unaufhörlich dem Winde ausgesetzt, und auch zuweilen überschwemmt und mit Linsen bedeckt war, so erhoben sich Zweifel über die Vorzüge dieser Niederlassung. Gegen 3 Uhr kehrte die nach Osten abgeschickte Abtheilung zurück, und meldete, daß sie einen weit günstigern Ort ausfindig gemacht habe, welcher eine starke Meile von dem gegenwärtigen Lager entfernt und in der Nähe eines Wasserfalls liege, wo noch ganz neue Spuren von Feuer bewiesen, daß schon andere Leute nach dieser Insel gekommen wären, und diese Gegend zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt hätten. Sie fanden auch den Kutter des Schiffs, der trocken auf dem Gestade lag, und, wie es schien, wenig gelitten hatte; ferner, einen Ballen rothes Tuch, welcher ebenfalls nach dem Schiffbruche hieher geworfen worden

war. Dieses Tuch diente uns zu gleicher Zeit als Bette, und als Schutz gegen den Regen, der die ganze Nacht hindurch sehr heftig fiel und von einem starken West-Nord-West-Winde begleitet wurde. Die dritte Abtheilung kehrte gegen Abend zurück, und brachte mehrere Wurzeln von wildem Selleri mit, ohne aber eine Stelle entdeckt zu haben, die so bequem gewesen wäre, als die, welche wir gewählt hatten, um daselbst die Nacht zuzubringen.

Am Tage bestand unsere Nahrung aus Fettgänsen und rohem Rindfleisch, welches ans Ufer geworfen wurde. Der Mangel an Instrumenten hinderte uns Feuer anzumachen, und das feuchte Holz ließ sich keines durch Reiben entlokken. Nur der fürchterliche Hunger, der uns quälte, konnte uns bewegen, das Fleisch in diesem Zustand zu essen. Abends wurde der Matrose, der vom Floße ins Meer gefallen war, von den Wellen an die Küste geworfen und mit Anstand beerdiget. Trotz der Sorgfalt, mit der wir die Begräbnißstätte mit großen Steinen bedeckten, um sie gegen die Wuth des Meeres zu schützen, fanden wir einige Tage später doch den Leichnam ganz entblößt.

Am folgenden Morgen wurden die Passagiere samt der ganzen Mannschaft zusammen berufen, und Jedem gesagt, was er zu thun hätte. Ein kleinerer Theil ward abgeschickt, um den Kutter an einen Orte zu bringen, wo er von den Wellen nicht erreicht werden konnte, und ein anderer wurde beauftragt, Lebensmittel an der Küste zu sammeln. Er fand eine Kuh und zwei Schafe, einen oder zwei Schinken und mehrere Käse. Uebrigens waren wir noch so glücklich, den Scheersack des Chirurgen zu finden, in welchem sich ein Flintenstein und ein Feuerstahl befand. Diese beiden Instrumente, so wie die brennbare Materie einer Rakete von Congreve's Erfindung, gestatteten uns, Feuer anzulegen. Außerdem führten uns die Wogen noch eine Ankerboje und den Nachmittag mehrere andere Gegenstände zu, als fünf Fässer voll Rum und Wachholderbranntwein, mehrere Kisten mit Wein und Bier, und eine ge-

wisse Zahl von Tuchballen, die uns sehr nützlich waren, um uns gegen die ungestüme Witterung zu schützen. Am Tage fing man einige Fettgänse; wir waren so hungrig, daß wir sie mit den Federn, und ohne sie auszunehmen, kochten, um nur das Feuer benutzen zu können. Es kamen auch Kleidungsstücke zu uns; sie waren aber von den Felsen stark durchlöchert und zerrissen worden, und deshalb für uns von geringem Nutzen. Ferner fischten wir noch eine Menge Parfümerien und Flaschen mit distillirtem Wasser auf. Ungeduldig, den Inhalt davon zu wissen, und Branntwein darin vermuthend, brachen die Matrosen sogleich den Flaschen die Hälse ab.

Um 1 Uhr fing man an, aus Cannefas und Schiffstrümmern ein Zelt zu erbauen; beim Sonnenuntergang war es schon so weit fertig, daß es uns Schutz gegen die Witterung gewährte. Aber wegen seines geringen Umfangs konnte es nur den dritten Theil von uns fassen, und selbst dann war es einem nicht möglich, sich zu rühren. Was darin nicht Platz fand, brachte die Nacht in den Tonnen zu. Mehrere Passagiere waren so erschöpft, daß wir immer befürchteten, sie würden den Geist aufgeben. Jemehr wir bisher vom Hunger, von der Nässe und Kälte gelitten hatten, um so erquickender war uns allen, besonders aber den Damen, das Feuer, bei dem wir uns trocknen und wärmen konnten. Anfangs waren wir der Meinung gewesen, daß unser Schiff bei der Insel Tristan da Cunha gescheitert wäre, und daß wir uns auf dieselbe gerettet hätten. Wir überzeugten uns aber bald, daß wir uns in der Nähe derselben, auf der Insel Inaccessible (unzugänglich) befänden. Diese Insel kann ungefähr 13 englische Meilen im Umfang haben. Vom Meere aus gesehen, scheint sie platt zu seyn. Sie ist aber nichts weiter, als ein Felsen, der an manchen Stellen mit guter Erde bedeckt, und dessen Seitenwände mit Binsen und zwergartigen Gebüschen bewachsen sind. Die Schiffe können hier zwar während der Monate Dezember und Januar viel

Thran und Häute von Seethieren einnehmen, laufen aber dagegen in diesen Gewässern die größte Gefahr.

Sobald wieder der Tag anbrach, es war der 26. Julius, setzte sich eine Abtheiluug in Bewegung, um den Mittelpunkt der Insel zu untersuchen. Die Uebrigen, mit Ausnahme derer, welche ganz unfähig dazu waren, erhielten den Befehl, nach der Küste zu gehen, um alle Lebensmittel zu sammeln, welche vom Meer ausgeworfen worden, so wie alle andere Gegenstände, die für uns von Nutzen seyn könnten, worunter man besonders die Beutel des Chirurgen, Messer, Sägen und drgl. rechnete. Einige Lebensmittel wurden geholt und in eine Tonne gelegt, um gleichmäßig, nach dem Befehle des Kapitain Greig, unter die Schiffbrüchigen vertheilt zu werden.

Um 2 Uhr Nachmittags kehrte die nach den Gebirgen geschickte Abtheilung zurück, nachdem sie über eine Meile aufwärts geklettert war. Unüberwindliche Schwierigkeiten hinderten sie, weiter vorzudringen. Es wurden an diesem Tage noch zwei Zelte verfertiget, was denen, die sich im ersten noch nicht hatten einquartieren können, so wie den Kranken, höchst willkommen war. Es schien nöthig, durch eine Verordnung festzusetzen, daß Jeder, dessen Kräfte es verstatteten, täglich 2 Trachten Holz von dem Schiffe nach dem Lager bringen sollte, weil das auf der Insel vorhandene Holz zum Kochen der Speisen nicht gebraucht werden konnte. An diesem Tage tödtete man 3 weibliche Meerelephanten; wir aßen das Gehirn, das Herz, und die Zunge; obgleich es sehr garstig schmeckte, so dünkte uns das Fleisch der jungen doch besser, als das der alten. Hierauf arbeitete man daran, die Ankerboje in einen Kessel zu verwandeln. Eine Suppe von Fettgänsen und wildem Selleri gewährte uns eine gute Nahrung, so fad sie auch schmeckte; da sie sehr warm war, so sagte sie unserm hungrigen Magen besonders wohl zu. Wir verfertigten auch zwei eiserne Pfannen; aber nach ein oder zwei Tagen konnten sie schon keine Dienste mehr leisten, und wir

mußten uns beim Kochen mit unserm Kessel begnügen. Wir befürchteten sogar, daß auch dieser bald unbrauchbar werden würde. Gegen Abend wurde der Leichnam des Matrosen Horn, der ganz unbedeckt auf dem Sande lag, unfern des ersten Bootsmanns, mit denselben Feierlichkeiten, wie das erstemal beerdiget. Da die drei Zelte nicht groß genug waren, um alle Schiffbrüchigen zu fassen, so waren Einige von uns genöthiget, die Nacht wieder in den Tonnen zuzubringen. Der Wind blies die Nacht hindurch sehr heftig, und war mit starken Stößen vermischt; er riß die Decke vom Zelte mit weg, und so waren wir wieder dem Regen ausgesetzt, von dem wir ganz ungemein viel litten.

Am 27. Julius, als die ersten Sonnenstrahlen aufblitzten, setzten sich die verschiedenen Abtheilungen von neuem in Bewegung, mit dem festen Entschlusse, die Runde um die Insel zu machen, wenn es nur irgend möglich sey; aber sie waren dießmal auch nicht glucklicher. Begierig, irgend etwas zu entdecken, was nur von einigem Nutzen seyn könnte, drang einer von ihnen in die westlich gelegenen Binsen und Rohrstrecken, und begegnete einem Trupp Meer-Elephanten, die hieher gekommen waren, um ihre kleinen Familien aufzuziehen, bei seiner Annäherung aber die Flucht ergriffen. Unsere Leute fanden unter andern auch Stücke halbverbrannten Holzes, welche bewiesen, daß Fischer diesen Ort vor kurzer Zeit besucht hatten. Sie brachten die Stücke mit. Diese Muthmaßung ward noch mehr bestätiget, als man ein Fischmesser und den platten Theil eines Ruders fand. An diesem Tage wurden die Kuh und die beiden Schafe geschlachtet; unser Hunger ließ uns dieß Fleisch ganz delikat finden: indeß verursachte es Mehreren von uns Leibesbeschwerden. Man hätte dieß eher von eingesalzenem Fleische erwarten sollen, das ein paar Tage lang ein Spiel der Wellen gewesen wäre. Das Wetter ward schön, und die Veränderung hatte für unsere Kranken die heilsamsten Folgen.

Bei heiterm Himmel brach der folgende 28. Julius an. Der Wind wehte aus Nord-Nord-West; das Meer ging sehr hoch. Der Zimmermann ward mit einigen Leuten abgeschickt, um den Kutter mehr auf's Land hinaufzuziehen, und ihn genau zu untersuchen; leider fand er, daß der Kiel und die Schiffsbekleidung theilweise sehr gelitten hatten. Man gab dem Zimmermann die Kuhhaut, um sie bei der Ausbesserung des Fahrzeugs zu benutzen. Am Tage errichteten wir vor unsern Zelten einen leichten Pavillon. Der Gesundheitszustand unserer Kranken, bei dem sich wegen Mangel an guter Nahrung und Ruhe die Symptome einer heftigen Dyssenterie gezeigt hatte, besserte sich zusehends. Die Abtheilung, welche sich am Morgen, mit Seilen versehen, entfernte, um die Insel von der gebirgigten Seite aus zu durchforschen, gelangte nach unglaublichen Schwierigkeiten und Strapazen an das gegenüber liegende Ufer. Sie kehrte gegen 9 Uhr Abends nach dem Lager zurück, vor Mattigkeit ganz abgezehrt, und berichtete, daß sie auf der Küste ungeheure Trupps von Meer-Elephanten gesehen habe. Es gelang uns, ein neues Zelt aufzurichten, und Alles legte Hand an, um die übrigen wieder in guten Stand zu setzen. Man versuchte auch, von dem untersten Theile des Schiffes, der ganz trocken geblieben war, das Kupfer abzulösen und Kochgeschirr daraus zu verfertigen. In der Trunkenheit schlug ein Matrose einem Fasse Rum den Boden ein, und bediente sich dann desselben zum Schlafen.

Sonntags, den 29., war schönes Wetter. Um 9 Uhr versammelten sich sämmtliche Schiffbrüchige zum Gebet, und baten den Himmel auf das Inbrünstigste um baldige Befreiung. Tags darauf begab sich Alles nach dem Strande, um das einzusammeln, was daselbst vorhanden war, weil die hochgehende Fluth eine Menge Dinge ausgeworfen hatte, welche wegen ihrer Schwere noch nicht nach dem Lager gebracht werden konnten, als z. B. Tuch, Wein und Liqueure, deren wir bisher beraubt gewesen waren.

Ein Matrose, Namens Harris, unternahm es, einen Nachen zu erbauen, wozu er sich der Dauben von Fässern bediente, die er mit getheerten Elephantenhäuten überzog. Dieses Fahrzeug war 24 Fuß lang und fünf Fuß vier Zoll breit. Cylinder von Brandraketen, die aus dem Schiffbruch gerettet worden waren, wurden an einem Ende mit Blei verstopft und dienten als kleine Gefäße zum Kochen des Fleisches, während andere, mit hölzernen Stöpseln hermetisch verschlossen, als Töpfe für das Oel dienten, welches als Würze unseren Speisen beigefügt wurde. Einige Personen waren damit beschäftiget, Stücke Holz vom Schiffe zu verbrennen, um die Nägel daraus zu gewinnen, welche der Zimmermann nöthig brauchte.

Von diesem Zeitpunkte an gebrach es an Mitteln, ein Tagebuch fortzusetzen, weil es uns an Dinte und Papier mangelte. Der Rest dieser Erzählung ist also aus dem Gedächtnisse geschrieben, und man kann ihn für eine allgemeine Uebersicht dessen ansehen, was uns widerfuhr.

Da wir in den Zelten unaufhörlich von den Fliegen und Flöhen beunruhigt wurden, so faßten einige Personen den Vorsatz, am Strande ein Zelt zu errichten, um sich den Anfällen dieser Insekten zu entziehen; aber in der dritten oder vierten Nacht waren sie nicht wenig erschrocken, als sie von den Wellen aufgeschreckt wurden, die in das Zelt eingedrungen waren und einen Theil davon mit fortgerissen hatten. Mehrere andere Matrosen, die mit einigen Passagieren ein Zelt gemeinschaftlich bewohnten, erbauten sich ein anderes in einer Entfernung von 100 Ruthen vom allgemeinen Lager. Der Rest der Mannschaft folgte diesem Beispiele und zog sich in einen ziemlich entfernten Theil der Insel zurück, nahm aber den zu der neuen Wohnung nöthigen Cannefas mit, und ließ den Kapitain, den zweiten Offizier, den Chirurgen und die Passagiere sich nach Belieben einrichten. Die meisten von den letzten befanden sich sehr unwohl, und klagten über mancherlei Beschwerden. Vierzehn Matrosen, die zusammen hielten,

trennten sich von den andern, und verlangten einen Kessel; der Kapitain und die Passagiere gaben ihnen den kleinsten von den beiden, die wir hatten.

Der Schiffskoch, welcher auf den Antillen geboren war, unternahm es, einen Nachen nach dem Muster derjenigen zu erbauen, die auf jenen Inseln üblich sind. Von der Gesellschaft dazu ermuntert, ging er an's Werk, und es gelang ihm. Die ungünstige Witterung erlaubte uns aber nicht, den Nachen sogleich in's Wasser zu lassen. Ehe derselbe noch fertig war, sahen wir die Fettgänse in großen Zügen nach der Küste kommen, wo sie ihrer Eier sich entledigen wollten. Diese fanden sich in solcher Menge vor, daß jede Person unserer Gesellschaft am Morgen, Mittag und um drei Uhr vier bis sechs Dutzend einsammeln konnte. Diese Vögel blieben ungefähr ein Monat auf der Insel; sie erleichterten uns unsere Lage sehr, und trugen wesentlich dazu bei, daß wir wieder zu Kräften gelangten, und der Zustand unserer Gesundheit sich mehr und mehr besserte. Ihr Verschwinden war eben so reißend schnell, als ihre Ankunft, und es that uns sehr leid, daß wir dieß nicht hatten vorher sehen können. Die Elephanten verliessen ebenfalls die Insel, und wir schwebten in der Besorgniß, daß wir, sobald die vorhandenen Lebensmittel aufgezehrt seyn würden, bis zur Rückkehr dieser Thiere würden Mangel leiden müssen. Jedes unter uns konnte am Ufer in den Gesichtszügen seines Unglücksgefährten den Ausdruck des tiefsten Kummers lesen. Unglücklicherweise fing auch der wilde Selleri an zu mangeln. Man konnte sich derselben nur mit der größten Schwierigkeit verschaffen; denn um die kleine Zahl noch vorhandener Wurzeln zu erhalten, mußte man mit Lebensgefahr an steilen Abgründen hinauf klettern.

Während der Koch beschäftigt war, seinen Nachen zu erbauen, fing man einen andern an, der ein paar Tage nach diesem ebenfalls fertig wurde. Der Zimmermann begann gleichfalls einen neuen, der größer und dem letzten ähn-

lich war, von dem er sich nur durch seinen Vordertheil und seinen, in einer Spitze sich endenden, Hintertheile unterschied. Eine Woche nach dem Abzuge der weiblichen Elephanten erschienen die männlichen auf der Insel, um ihre Haut abzustreifen. Diese neue Erscheinung verscheuchte auf einige Augenblicke unsere Besorgnisse, daß wir Hungers sterben würden. Ihre Häute lieferten uns Materialien zur Bekleidung unserer Kanots, auch dienten sie dazu, unsere Füße zu beschuhen. Den Fettgänsen folgten zahlreiche Heerden von Petrels (Peterchens, Wasservögel), die sich sehr leicht fangen ließen; aber sie verschwanden schon nach acht bis zehn Tagen wieder mit den männlichen Elephanten; ihr Abzug erneuerte unsere Angst.

Im Monat September ward der erste Nachen in's Meer gelassen; wir bedienten uns desselben zum Fischfang, und hatten Ursache, uns über den Erfolg Glück zu wünschen. Unsere Angeln bestanden aus rückwärts gekrümmten Nägeln, und unsere Netze aus Schiffstauwerk, von dem wir einen großen Vorrath hatten. Zwei Tage darauf wollten wir den zweiten Nachen in's Meer setzen, aber die Heftigkeit der Wellen, die an die Küste schlugen, widersetzte sich unserer Absicht. Indeß gelang es uns einen Tag später, beide Nachen in's Meer zu lassen, und zu derselben Zeit unsere Zelte zu vergrößern.

In den ersten Tagen des Oktobers ward der Nachen des Kochs in's Meer gesetzt; er schiffte sich mit fünf Mann auf demselben ein, in der Hoffnung, Tristan da Cunha zu erreichen. Der Nachen blieb uns noch eine Stunde später im Gesicht, aber plötzlich verschwand er, und da das Wetter stürmisch geworden war, befürchteten wir, daß ihm ein Unglück zugestoßen seyn möchte. Unsere Muthmaßungen bestätigten sich auch, denn wir erfuhren, daß die Unglücklichen den Ort ihrer Bestimmung nie erreicht haben.

Zwei Tage darauf entdeckten mehrere Personen, die auf einem Hügel standen, ein Schiff, das nach Tristan da Cunha zusegelte. Die Zeichen, welche man dem Schiffe

gab, wurden leider nicht bemerkt. Sobald aber der nächste Morgen anbrach, wollte man den Nachen des Zimmermanns in's Wasser lassen, und einen Versuch machen, ob man die Insel nicht erreichen könnte; allein alle Anstrengungen waren fruchtlos, und das von ferne gesehene Schiff verschwand gänzlich aus unsern Augen. Unterdessen verflossen vierzehn und mehr Tage, und es langten keine Nachrichten aus da Cunha bei uns an. Dieß bewog uns, von neuem den Nachen des Zimmermanns in's Meer zu sezzen, besonders da der reine Himmel einen schönen Tag versprach. Den Personen, die sich auf demselben einschifften, gelang es, die Insel, den Gegenstand unserer heißesten Wünsche, gegen Abend zu erreichen. Bei ihrer Ankunft hatten sie die Freude, einem Mann, Namens Glaß, zu begegnen, der in der Eigenschaft eines Corporals beim Artillerie-Train gedient hatte. Dieser alte Soldat und mehrere Einwohner boten ihnen ihre Dienste und zwei für den Wallfischfang bestimmte Fahrzeuge an, um den Rest der Mannschaft des Blenden-Hall abzuholen. Am 10. November erreichten sie die Insel Inaccessible, und brachten den Schiffbrüchigen einige Pataten, Butter, Milch und Schiffszwieback mit. Nachdem alles vertheilt war, wurde der Rest für diejenigen aufbewahrt, welche zuletzt abreisen sollten.

Am 11. November verließen der Kapitäin, sein Sohn und die verheiratheten Personen zuerst die Insel. So ungünstig an diesem Tage die Witterung war, so entschlossen wir uns doch, die Ueberfahrt zu wagen. Auf unsrer Fahrt wurden wir abwechselnd von Windstößen und Windstillen überfallen, landeten aber doch noch am Tage unserer Abfahrt, Nachmittags um drei Uhr, an dem Gestade von Tristan da Cunha.

Vom 18. bis zum 25. November wurden die Fahrzeuge zur Fortschaffung aller auf der Insel zurückgebliebenen Personen verwendet. Sie langten alle ohne einen Unglücksfall an, troz eines schrecklichen Nord-West-Windes, wel-

cher den letzten Convoi überfiel. Eines von den Fahrzeugen wurde dadurch gezwungen, sich von seiner Begleitung zu trennen, und unter dem Winde der Insel Schutz zu suchen. Die Schiffbrüchigen hatten hier mit vieler Noth zu kämpfen, da sie zwei bis drei Tage lang keine andere Nahrungsmittel hatten, als die Fische, die sie mitten in den Felsen fingen.

Bei unsrer Ankunft traf ich mit dem Corporal Glaß die Uebereinkunft, daß er mich und meine Frau bei sich beherbergte und in Kost nahm, wofür ich täglich zwei Pfund Sterling bezahlte. Die Passagiere vergnügten sich häufig mit der Jagd, da es auf der Insel viele wilde Schweine und Ziegen gab. Aber es war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, sich diesen Thieren zu nähern; unsere Reisegefährten waren deßwegen auch mit dem Erfolg ihrer Jagd keineswegs zufrieden.

Ungefähr fünf Wochen nach unserer Ausschiffung entdeckten wir ein Schiff in der offenen See. Es wehte ein starker Westwind, und der Nebel, welcher die Insel einhüllte, verhinderte die Mannschaft desselben ohne Zweifel, unsere Signale zu sehen. Später erfuhren wir, daß es die Fregatte Hyperion gewesen war, die nach dem Kap segelte. Dieser Umstand verursachte uns vielen Kummer; aber alle unsere Befürchtungen verschwanden am 10. Januar 1822, an welchem Tage wir die Brigg Narina, kommandirt vom Kapitain Lachlan, Vormittags um eilf Uhr bei schönem hellen Wetter in der See erblickten.

Sogleich ward ein Nachen abgeschickt, um den Kommandeur von unserer unglücklichen Lage in Kenntniß zu setzen. Während der Abwesenheit des Nachens verfolgten wir mit Aengstlichkeit die Manöuvres, zu welchen die hochgehenden Wogen das Schiff nöthigten. Endlich um fünf Uhr Nachmittags war es weit genug in die Bay eingedrungen, um es genau unterscheiden zu können, wie der Nachen sich von ihm wieder trennte. Kurz vorher hatte der Kapitain Greig, sein Sohn und ein junger Passagier

sich schon auf einem andern Nachen eingeschifft, um mit dem Kapitain der Brigg die Bedingungen zu verabreden, unter welchen er die Passagiere nach dem Kap führen wolle. Ehe sie aber die Narina noch erreicht hatten, begab sich der Kapitain Lachlan schon in einem Canot nach der Insel, und stieg an's Land. Tief gerührt durch die Erzählung unserer Unglücksfälle, erbot er sich sogleich, uns an Bord zu nehmen, und zwar unter Bedingungen, die uns hinlänglich überzeugten, daß er unser Unglück nicht zu einer Geldspekulation machen wollte. Die Aufmerksamkeit, die er uns bewies, und das Opfer, das er hinsichtlich seiner eigenen Bequemlichkeit zu unsern Gunsten brachte, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, werden uns ewig unvergeßlich seyn.

Wir schifften uns an demselben Tage gegen Abend ein, und wurden am Bord von dem zweiten Offizier mit der größten Artigkeit empfangen, weil der Kapitain Lachlan am Lande geblieben war, um sich mit mehr Lebensmitteln zu versorgen, da die Menge Personen, die er einnahm, diese Vorsichtsmaßregel nothwendig machte.

Am folgenden Morgen ging die See sehr hoch, und kündigte uns einen Sturm aus Nordwesten an, man hielt es deßhalb für zweckmäßig, die Anker zu lichten. Kaum war dieß geschehen, als das, was man erwartete, eintrat. Alle unsere Anstrengungen, im Angesicht der Insel zu bleiben, waren fruchtlos; die Gewalt der Wellen zog uns nach Osten, und wir sahen uns zu unserm größten Bedauern genöthiget, auf der Insel sechs Matrosen, einen Bedienten und dreizehn Tonnen Wasser zurück zu lassen. Um Mittag nahmen wir eine südliche Richtung und wandten uns nach dem Kap zu, wo wir am 21. Januar 1822, nach einer äußerst glücklichen Reise, gesund und wohlbehalten eintrafen. Seit unserm Schiffbruche war ein Zeitraum von sechs Monaten und zwei Tagen verflossen.

—»»»✣«««—

20.

Humbolds Reise durch die Llanos am Nieder-Orenoko.

Wir traten in die Llanos, unter 19½ Grad südlicher Breite, ein. Es war beinahe Mittag, und die Hitze des kahlen nackten Bodens von 48—50 Grad Reaumur. Die ungeheure Fläche floß mit dem Himmel zusammen, nur hie und da ragten einzelne Palmen gleich Masten aus dem Ocean empor. Alles war unbeweglich, einsam und traurig; höchst selten zog ein kleines, leichtes Wölkchen über die Sonne hin. Die Llanos am Nieder-Orenoko sind keine wirklichen Wüsten, sondern grasreiche Steppen zu nennen, wiewohl die Jahreszeit einen Unterschied macht. In der Regenzeit nämlich sind sie mit dem herrlichsten Grün bedeckt, in der tockenen Jahreszeit hingegen sind sie, mit Ausnahme der bewässerten Stellen, völlig kahl. In dieser befanden wir uns jetzt. Der Boden war gespalten, das Gras in Staub verwandelt, nirgends eine Spur der vorigen Vegetation. Nur an den Rändern der Lachen, oder an den Ufern von Bächen, erfreuten wir uns der schönen, glänzend grünen Fächerpalme, Mauritius genannt. Aber dieser erquickende Anblick erbot sich im Ganzen höchst selten dar. Desto häufiger strich der sogenannte Sandwind vom Boden auf, und hüllte uns in dichte Wolken von Quarzstaub ein.

Gegen Abend erreichten wir eine Meierei, die zu unserm Nachtlager bestimmt war. Kaum waren die Maulthiere abgeladen, als man ihnen "zum Wasser suchen" völlige Freiheit ließ. Diese Thiere haben nämlich einen so sichern Instinkt, daß sie die Lachen, selbst in großen Entfernungen, aufzusuchen im Stande sind. Dießmal war das Wasser ganz in der Nähe; wir selbst beschlossen daher,

ein Bad zu nehmen, folgten der Spur, fanden die Lache, kleideten uns aus, und fanden das Wasser zu unserer Freude ziemlich kühl. Aber plötzlich hörten wir auf der andern Seite ein Geräusch, und erblickten ein Crocodil, das sich im Schlamme verbarg. Man kann denken, wie schnell wir aus dem Bade waren, zumal da eben die Sonne unterging. Leider aber verfehlten wir nun den Rückweg, und entfernten uns immer mehr von der Meierei. Endlich warfen wir uns ermüdet unter eine Palme nieder und hielten's fürs beste, uns dem Zufalle anzuvertrauen. Mehrmals glaubten wir am Horizonte auflodernde Feuer zu erblicken, und sahen dieselbe als Signale an. Bald aber fand es sich, daß es nur aufgehende Sterne waren, deren Glanz und Größe durch die Dunste verstärkt ward. Doch endlich vernahmen wir in einiger Entfernung Hufschlag, der immer näher kam, und bald erkannten wir einen Hirten zu Pferde, der seinerseits nicht wenig erschrocken schien. Nur mit großer Mühe vermochten wir ihn, uns nach der Meierei zu geleiten, wo unsere Gesellschaft bereits beim Abendessen saß. Auf Häuten gelagert, brachten wir hierauf die Nacht ganz erträglich zu. Kaum hatten wir unsere Mäntel nöthig, so mild und trocken war die Luft.

Diese Meierei bestand aus einem ziemlich großen Wohnhause, mit mehreren kleinen Hütten umringt. Sie war der Mittelpunkt eines ungeheuren Viehstandes von vielen tausend Stück, was auch durch den spanischen Namen Hato de yanado angedeutet wird. Alles Rindvieh, Pferde und Maulesel eingeschlossen, weidet hier auf einer Fläche von drei bis vier Stunden in völliger Freiheit, ist aber dennoch an die Hirten gewöhnt. Diese Llaneros Beones, wie sie heißen, sind Mulatten, theils freie Leute, theils Sklaven, und streifen den ganzen Tag zu Pferde umher. Bis auf den Gürtel völlig nackt, halten sie dennoch die stärkste Sonnenhitze aus, und leben dabei blos von getrocknetem, schwach gesalzenem Rindfleisch. Als wir am andern Morgen aufbrachen, kamen wir bei einem ansehnli-

chen Theile dieser Heerden vorbei. Sie waren sehr scheu, ohne doch völlig wild zu seyn; selbst die Stiere grasten bei unserem Vorbeireiten ruhig fort. Mitten unter den Pferden u. s. w. bemerkten wir kleine Rehbockheerden, hier Manacati genannt. Mehrere dieser niedlichen Thiere, deren Fleisch vortrefflich schmeckt, waren völlig weiß.

Der Morgen war schön, bald aber stieg die Sonne höher, und es war drückend heiß. Auf den Rath unserer Maulthiertreiber füllten wir daher unsere Hüte mit Chaparrosblättern (Rhopala) an. Dieß kühlte den Scheitel und die Stirn, und verschaffte uns große Erleichterung. Man findet dergleichen Chaparros von Zeit zu Zeit mit Palmen vermischt. Jede dieser Gruppen war doppelt erquickend für uns. Endlich gegen Abend erreichten wir Calabozo, ein recht artiges Städtchen, das an 5000 Einwohner zählt. Die meisten derselben leben von der Viehzucht; schon die nächsten Heerden sollen an 98,000 Stück stark seyn. Wir machten da die Bekanntschaft eines Herrn Carlos del Pozo. Dieser besaß eine Sammlung von Elektrisirmaschinen und andern dergleichen Instrumenten, alle sehr gut gearbeitet, und alle von ihm selbst gemacht. Außer dem bekannten Werke von Pigaud de la Fond, und den Memoiren von Franklin, hatte er keine weitere Anleitung gehabt. Es war ein sehr talentvoller Mann; wer hätte so etwas in den Llanos gesucht?

Noch merkwürdiger indessen fanden wir die Gymnoten oder Zitteraale, die in den Lachen um Calabozo sehr häufig sind. Wir sahen deren von fünf Fuß und noch darüber in der Länge; nach der Versicherung der Einwohner gibt es deren selbst von sechs Fuß. Die Temperatur jener Lachen war von 26 – 27 Grad Reaumur, die gewöhnliche dieser Fischgattung. Man fängt die Gymnoten auf dreierlei Art; entweder mit Netzen, was aber bei ihrer Schnelligkeit sehr schwer ist, oder durch betäubende Pflanzenmittel, wie z. B. die Wurzeln der Piscidia Erithryna und dergleichen mehr, oder indem man Pferde und Maul-

24

thiere dazu braucht. Letztere Art, wovon wir Augenzeugen waren, bot ein höchst sonderbares Schauspiel dar. Ein Haufen Männer, mit Harpunen und langen Rohrstäbchen, jagten dreißig bis vierzig eben zusammengetriebene wilde Pferde und Maulthiere in die Lachen, und stellten sich im Kreise darum her. Das Getümmel, das Trampeln der Pferde lockte die Gymnoten auf die Oberfläche, und bald sah man das ganze Wasser mit diesen großen, gelblichten, schlangenartigen Fischen bedeckt.

Jetzt wurden die Pferde u. s. w., mit Schlägen vorwärts getrieben, und augenblicklich begann der seltsame Kampf. Die Vierfüßler suchten die Gymnoten zu zertreten. Diese theilten ihre Schläge mit Heftigkeit aus, sie preßten sich dabei ihrer ganzen Länge nach gegen den Leib der Pferde und Maulthiere, so daß das Herz u. s. w. vollkommen getroffen ward. Ehe zwei Minuten vergingen, waren einige derselben todt, andere sanken völlig betäubt in die Tiefe, noch andere retteten sich halb erschöpft an das Ufer, die meisten aber wurden von den Wächtern gezwungen, den Kampf fortzubestehen. Ihr ängstliches Schnauben, ihr stieres Auge, ihre aufgerichteten Mähnen, ihre unsichern Bewegungen zeigten die Heftigkeit derselben zur Genüge an. Doch nach ungefähr fünf Minuten gewann alles eine andere Gestalt. Die Gymnoten waren erschöpft und schwammen furchtsam dem Ufer zu, die Pferde und Maulthiere ermuthigten sich und verfolgten. Der Kampf war jetzt geendigt; die Männer harpunierten die Aale und zogen sie mit Stricken vollends ans Land.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte setzten wir unsere Reise weiter fort. Je weiter wir nun nach Süden vorrückten, desto ausgetrockneter und staubreicher war der Weg, und desto kahler und öder die Landschaft. Ueberall fanden wir ungeheure Spalten in den Boden, und nirgends war ein Grashalm oder eine Palme zu sehen; das Thermometer hielt sich von 11 Uhr Vormittags bis Abends um 6 Uhr auf 34 — 35 Grad Reaumur. Nachmittags stießen

wir auf ein junges indisches Mädchen, das völlig nackt auf dem Boden lag. Die Augen, die Nasenlöcher und der Mund waren mit Sand angefüllt; sie röchelte ohne sprechen zu können und schien gänzlich erschöpft. Indessen thaten wir was möglich war und flößten ihr endlich einige Tropfen Wein ein. Dieß wirkte und sie erholte sich. Nach ihrer Erzählung hatte sie auf einer Meierei am Uriticu gedient, war aber, ihrer Schwächlichkeit wegen, fortgeschickt worden und wollte jetzt nach S. R., einem Missionsdorfe in der Nähe von Calabozo, gehen. Vergebens suchten wir sie davon abzubringen und dachten sie mitzunehmen; sie beharrete bei ihrem Entschlusse. Wir füllten also ihren halbzerbrochenen Krug mit Wasser und überließen sie, wider unsern Willen, ihrem Schicksal.

Weiterhin ward nun der Uriticu passirt. Hier sahen wir im Wasser eine große Boa oder Riesenschlange befestigt, die in völliger Fäulniß war. Dieß ist nämlich die Art, wie man die zähen Theile der Rückenmuskeln davon erhalten kann. In Calabozo werden dann vortreffliche Guitarrsaiten daraus gemacht. Wir übernachteten im freien Felde, tausende von ungeheuren Fledermäusen (Phyllostom) umflatterten uns. Am folgenden Morgen begegneten wir mehreren zahlreichen Heerden, die von großen Haufen schwarzgrünlicher Vogel begleitet waren, die zu dem Geschlechte Crotopsaga gehörten, das dem Rindvieh folgt. Es war ein sonderbarer Anblick, diese Vögel bald auf dem Rücken der Kühe ausruhen, bald Insekten darauf suchen zu sehen; dabei waren sie äußerst zahm. Unser Nachtlager nahmen wir in einem Missionsdorfe, wo die Kirche zugleich die Pfarrbewohnung war. Die Pulperie oder der Schenkladen befand sich hinter dem Altar. Wir sprachen hier auch einen Pferdehändler, der ebenfalls nach San Fernando ging. Er hatte in den Llanos an 1000 Stück zusammengebracht, und in allem nur 2200 Piaster dafür bezahlt. Am folgenden Tage langten wir endlich an dem Orte unserer Bestimmung an.

21.

Wanderung einiger Engländer von Kairo, durch die arabische Wüste, nach dem Berge Sinai.

Im Jahr 1822.

Wir verließen Kairo am Nachmittage des 29. Oktobers, und als die Stadt wenige Meilen hinter uns lag, machten unsere Führer Halt in der Nähe einer kleinen Karawane, die am Fuße einiger öder Berge ausruhte. Drei unserer Kamele waren mit Wasserschläuchen, Kohlensäcken und einem trefflichen Zelte beladen. Es ist eine sonderbare Empfindung, sich zum erstenmal von einem Kamele tragen zu lassen. Man sitzt ziemlich hoch, nicht eben weich oder bequem, und wird bei dem Traben des Thieres beinahe zur Mumie geschüttelt, ehe man sich daran gewöhnt. In der Regel legt man drei englische Meilen in einer Stunde zurück; das ist der Karawanenschritt.

Nach Sonnenuntergange zogen wir noch gegen vier Stunden weiter, und nahmen dann unser Nachtlager mitten in der Wüste. Ein Feuer ward angezündet und das Abendessen gekocht; als wir aber das Zelt aufschlagen wollten, brach eine Stange, und wir mußten unter offenem Himmel schlafen. In Suez wurde das Zelt später wieder brauchbar gemacht, allein wir bedienten uns desselben während der ganzen Reise niemals. Gewöhnlich kamen wir in unserm Nachtlager so ermüdet an, und mußten zu so ungewissen Stunden aufbrechen, daß wir uns die Mühe nicht nehmen mochten, ein Zelt aufzuschlagen und abzubrechen. Der Weg lief durch eine öde, unermeßliche Sand-

ebene hin, wo die Oberfläche sich nur wenig wellenförmig fortzog. Am dritten Tage sollten wir früh aufbrechen. Ich erwachte vor Anbruch des Tages, und als ich die Araber um ein munteres Feuer sitzen sah, gesellte ich mich zu ihnen. Ihr Anführer Dschuma, hatte eben einen Kuchen geknetet und in die heiße Asche gelegt. Die Araber saßen rings umher, rauchten, schlürften ihren Kaffee, und waren höchlich vergnügt, da die Wüste ihnen wie eine Heimath war. Es liegt ein gewisser Zauber in dem wilden wandernden Leben, woran man sich leicht gewöhnt. Die Araber waren sehr lebhaft und höflich, aber es ist ein wildes Geschlecht, das in den Felsengegenden unfern des Berges Sinai in Zelten lebt. Sie haben immer ihren Kaffee bei sich, und einen Topf, worin sie ihn kochen, nachdem sie ihn in einer Pfanne geröstet und dann mit einem Stocke zerstoßen haben. Ein Beutel mit Mehl zu Kuchen ist ihr einziger Reisevorrath, da sie selten Fleisch essen. Jeder hat eine Flinte mit einem Luntenschlosse.

Es war nicht das mindeste Grün zu sehen, bis wir bei Adscherud, einem armseligen Dorfe, etwa zwei Stunden von Suez, ankamen. Hier sahen wir einige zerstreute Bäume, das Dorf aber war hinter einer Reihe felsiger Berge verborgen, an deren Fuße wir unser Nachtlager nahmen. Diese Gegend war der Schlupfwinkel von Räubern. Unsere Führer wollten ungern hier verweilen, und von einem Ueberfalle besorgt, hielten sie während der ganzen Nacht Wache; es blieb aber alles ruhig.

Am nächsten Tage trafen wir Vormittags in Suez ein. Wir hatten einen Brief an den englischen Consul, einen Griechen, und wurden von seinem Sohn, der ein wenig Englisch sprach, empfangen. Der Vater, ein sehr schöner alter Mann mit einem weißen Barte, kam auch bald. Man bewirthete uns mit Kuchen und Wein, der von Jerusalem war, und das Essen sollte in einer Stunde fertig seyn. Wir gingen mittlerweile an das Gestade des rothen Meeres. Hier ist eigentlich nur ein Ecke des Mee-

res, schmal und untief, und das Ende ist gegen drei Meilen weiter aufwärts. Eine Bergkette erhebt sich rechts am Ufer; die gegenüberliegende Küste Arabiens aber ist flach und sandig. Suez ist ein elender Ort, von einer niedrigen Mauer umgeben. Der alte Konsul gab uns ein treffliches Mittagessen, und beim Anbruche der Nacht kehrten wir zu unserm einfachen Ruheplatze außerhalb der Stadt zurück, der jedoch auch nicht ohne seine Annehmlichkeit war; denn wir hatten uns köstliche Fische aus dem rothen Meere verschafft, und, auf dem Sande in einem Kreise gelagert, verzehrten wir munter unser Abendessen, und unser Kaffee schmeckte uns besser, als er uns in den üppigsten Zimmern in unserer Heimath hätte schmecken können.

Als der Morgen anbrach, gingen wir um das Ende des rothen Meeres, nahmen unsern Weg nach der Wildniß des Sinai, und kamen in einigen Stunden zu vier bis fünf Teichen, die man die Quellen des Moses nennt, der aber vermuthlich nie in dieser Gegend gewesen ist. Diese Einsamkeit, dieses tiefe Schweigen bei so ungewöhnlicher Reinheit der Luft machen einen mächtigen Eindruck auf die Phantasie. Man glaubt in diesem weiten und unbelebten Gebiete zu herrschen; der Geist ist fröhlich aufgeregt, mitten in sandigen und felsigen Einöden. Am Morgen des dritten Tages waren unsere Wasserschläuche leer, und wir mußten fünf bis sechs Stunden weit ziehen, ehe wir zur nächsten Quelle kamen, die an der Grenze der Wüste Paran liegt. Ein Araber war dahin vorangegangen, und da es um diese Zeit sehr heiß wurde, so stiegen wir von unseren Kamelen, kochten uns Kaffee und trotz des etwas salzigen Wassers war uns ein Frühstück sehr willkommen.

Die Wüste gewann nun ein wilderes Ansehen. Sie war bis jetzt eine Einöde von meist hartem Sande gewesen, die am Rande des Horizonts von einigen Hügeln und Felsen begrenzt war. Diese wuchsen nun zu Bergen an, welche auf beiden Seiten des Weges empor ragten,

und der Landschaft einen schönen romantischen Charakter gaben. Als wir das Thal Paran verließen, zog sich unser Weg durch eine Felsenwildniß, und das Ansehen der Landschaft wurde noch düsterer, da der Himmel sich bewölkte, und ein Regenschauer fiel. Es war seit einigen Nächten viel Thau gefallen, und die Kleider, womit wir uns bedeckten, waren am Morgen ganz naß; als wir aber weiter gingen, hörte der Thau auf. Unsre Lebensweise war, bei aller Unregelmäßigkeit, ganz nach dem Geschmacke eines Wanderers. Wir machten um Mittag eine Stunde lang Halt, häufiger aber genossen wir ein Stück Brod und einen Trunk Wasser auf unsern Kamelen; aber wir fanden Ersatz für unsere Beschwerden, wenn wir am Abend, wo die Sonne in der Wüste unterging, ausruhten, und nach dem Abendessen in der Einsamkeit umherschweiften, oder bis zum Anbruche der Dunkelheit uns mit Gesprächen unterhielten. Bei Nacht aber gewährte das Lager den auffallendsten Anblick. Waren wir ermüdet spät in der Dunkelheit angekommen, und loderten die beiden Feuer, so zog ich mich oft auf eine Strecke weit zurück, um die Gruppe der Araber zu betrachten. Das ganze Bild hatte viel Haltung. Sie schlürften ihren Kaffee und sprachen mit ausdrucksvollen Geberden und ungemeiner Lebhaftigkeit. Wenn sie einander anredeten, beugten sie sich oft über die Flammen, deren Widerschein auf den weißen Turban und Anzug und auf die dunkeln Gesichter fiel. Oft streckten die hinter ihnen stehenden Kamele den langen Hals über ihre Herren. Nach dem Abendessen hüllten wir uns in unsere Mäntel, und lagerten uns um das Feuer. Es war so angenehm als romantisch, in Schlaf zu fallen, während wir zu jenem stillen, herrlichen Himmel hinauf blickten, wo die Sterne mit einem Glanze leuchteten, wovon man in unsern Gegenden keinen Begriff hat. Am Morgen wurden wir plötzlich zum Aufbruche geweckt, und sobald die Kamele beladen waren, ging der Zug voran. In den Frühstunden waren wir selten zum Gespräche auf-

gelegt, und mußten oft eine Decke über unsere Mäntel werfen und einige Stunden zu Fuße gehen, um uns gegen die kalte Luft zu schützen. Das schönste Naturschauspiel in Egypten ist ein Sonnenuntergang; will man aber die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit aufgehen sehen, so muß man in der Wüste seyn, wo nichts sie verdunkelt oder ihre Strahlen hemmt. Eine Mannichfaltigkeit glühender Farben erscheint und erlischt wieder, und eine Zeitlang ist der Himmei blau und klar, bis die Sonne plötzlich über dem Horizont hervorbricht, und alsbald ein solcher Glanz über die weit ausgedehnte Fläche von Sand und Felsen sich ergießt, daß der Wanderer, wenn er ein Feueranbeter wäre, in Preis und Lobgesänge ausbrechen würde.

Der Weg wurde nun sehr anziehend, und mehrere enge und tiefe Thäler, wo einige verkrüppelte Palmen wuchsen, gaben die Abwechslung. Am nächsten Morgen kamen wir in eine prächtige Wüste, die auf allen Seiten hohe Felsenberge umgaben, deren viele ganz schwarz waren und schroffe, zerrissene Gipfel hatten. In der Mitte der Ebene, die aber immer sanft anstieg, erhoben sich einzelne Felsen von verschiedener Gestalt und Farbe, und auf der Fläche waren Gesträuche von lebhaftem Grün zerstreut.

Auf dem ganzen Wege hatten wir nur wenige Wanderer angetroffen. Einige kleine Karawanen, oder einsame Reisende auf ihren Kamelen, waren von Zeit zu Zeit vorüber gezogen, und hatten uns den gewöhnlichen Gruß zugerufen: "Friede mit Euch!" Wir waren so glücklich gewesen, in Suez einige Pfund trefflichen Thee's zu finden, der uns nun unschätzbar war. Alle Reisende, die das Morgenland besuchen, sollten sich mit dieser trefflichen Labung versehen. Auf einer solchen Reise sich Fleischnahrung zu verschaffen, ist unmöglich. Reis, Brod und Kaffee sind die Hauptnahrung. Wir kamen an diesem Abende an einem Begräbnißplatz vorüber, der am Fuße eines hohen

Felsens lag. Es waren die Gräber der Araber, die auf der Reise durch die Wüste ihren Tod gefunden hatten. Die Grabmähler, von ihren Reisegefährten errichtet, bestanden aus rohen, in den Sand gestellten Felsstücken. Man findet einige Begräbnißplätze der Art in der Wüste, gewöhnlich in abgeschiedenen Gegenden, oder unter dem Schatten und Schutze eines Berges liegen. Die Araber, obgleich Muhamedaner, scheinen wenig von Religion zu wissen. Unsere Begleiter beteten nur selten, und die Stämme, die wir in der Folge antrafen, schienen sich gar nicht damit zu befassen.

In der Nacht nahmen wir unser Lager in einem sehr wilden Thale, das von nackten und steilen Bergen eingeschlossen war, auf deren Abhänge das helle Mondlicht fiel. In der Mitte des unten liegenden Thales bildeten die Araber und ihre Kamele eine lebendige Gruppe. Der Anzug dieses Volkes ist malerisch. Er ist weiß und besteht aus Turban, Oberkleid, Schärpe, einem Siluah oder weiten Beinkleidern, die bis unter das Knie herabgehen, und Sandalen.

Da wir nicht mehr sehr weit von dem Kloster am Berge Sinai entfernt waren, so schickten wir zwei von unsern Leuten voraus, um unsre baldige Ankunft daselbst zu melden. Lange vor Sonnenaufgang des nächsten Tages brachen wir auf und verweilten in einem sehr anziehenden Thale. Der Morgen war so kalt, daß wir sehr viel Reisigholz zum Feuer sammelten und uns ein Frühstück machten. Die Israeliten müssen während ihrer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste, selbst bei Manna und Wachteln, ein sehr schales Leben geführt haben, da sie nach einem kalten Nachtlager oder bei der sengenden Sonnenglut nichts als Wasser zu trinken hatten. Man begnügt sich in einer solchen Gegend mit jeder Nahrung; aber wenn man Kaffee, Thee und zuweilen ein wenig Citronensaft entbehren sollte, so würde man sich ganz elend fühlen. Ohne Kaffee könnten die Araber unmöglich leben.

Sie sind mit etwas grobem Brode, oder ungesäuertem Kuchen zweimal täglich zufrieden, aber Kaffee ist ihnen mehr als Manna.

Nach einigen Stunden erblickten wir die um den Sinai liegenden Berge. Es war ein prächtiger Anblick. Als wir näher kamen und aus einem tiefen Hohlwege hervorstiegen, überraschte uns ein auffallendes Landschaftsbild. Zur Rechten erhob sich, so weit das Auge reichte, eine mächtige Bergreihe, die sich von Sinai bis nach Tor erstreckte. Sie war ganz nackt, aber von großartiger und sonderbarer Gestalt. Wir hatten gehofft, das Kloster noch bei Tage zu erreichen, aber der Mond war schon eine Zeitlang aufgegangen, als wir in die Oeffnung eines Engpasses kamen, wo wir, nach dem Rathe unserer Führer, abstiegen. Immer sanft aufsteigend, legten wir mehrere Meilen in diesem traurigen Thale zurück, dessen Anblick furchtbar, jedoch nicht ohne Abwechslung war. Es hatte nicht über vierhundert Fuß Breite, und die Berge stiegen auf beiden Seiten zu unermeßlicher Höhe hinan. Der Weg wand sich an ihrem Fuße längs einem schroffen Absturze durch Felsenblöcke, die von oben herabgestürzt waren. Es war ein beschwerlicher Pfad, der meist über Steine fuhrte, die vermuthlich von den Arabern wie Stufen hingelegt worden waren. Das Mondlicht half uns wenig in diesem tiefen Thale, da es nur die hochragenden Gipfel der Berge beschien.

Wo ist der Berg Sinai? fragten wir. Die Araber zeigten auf den Gabel Musa, den Moses-Berg, wie man ihn nennt; aber wir sahen nichts vor uns. Wir kamen immer um einen neuen Felsenvorsprung, und sahen nichts als dieselbe finstere Landschaft. Aber was hätte eine sanfte und schöne Natur hier zu thun? Einen solchen Zugang mußte der Berg Sinai haben, wo alles, wie es schien, das Land der Wunder verkündigte, das von den Schrecknissen des Herrn war heimgesucht worden. Die umliegende Landschaft schien einen überirdischen Charakter zu haben,

der zu dem Tone der furchtbaren Trommete paßte, die einst hier erschallte.

Wir kamen endlich in ein offnes Thal, das gegen eine Viertelstunde breit war, und sich zu dem Sinai hinanzog. Dieser berühmte Berg ist nicht so hoch, als einige der umliegenden Berge, und er unterscheidet sich weniger durch eine schöne, noch ausgezeichnete Gestalt von den übrigen.

Gegen Mitternacht kamen wir zu dem Kloster der heiligen Katharina, das am Fuße des Sinai liegt, und von einer hohen Mauer umgeben ist, um es gegen die Araber zu schützen. Wir mußten eine Zeitlang laut rufen, ehe ein Fenster in der Zinne der Mauer geöffnet und uns ein Strick herabgeworfen wurde. Jeder von uns band den Strick um den Leib, faßte ihn fest und wurde so von den Mönchen zu dem Fenster hinaufgezogen, das der einzige Zugang war. Nachher kam auch unser Gepäck hinauf, und alsdann wurden wir über mehrere Treppen und durch verschiedene Gänge in unsere Zimmer geführt. Diese waren sehr klein, aber mit schönen Teppichen und Polstern bedeckt, und ein Theil des Bodens war nach morgenländischer Sitte erhöhet. Eine schöne Lampe hing an der Decke und war bereits angezündet. All dieß war, nach einer Reise durch die Wüste, ein wahrer Genuß für uns.

Die Mönche auf dem Sinai gehören zur griechischen Kirche; es sind ihrer gegen zwanzig, meist ältliche Männer. Das Kloster wurde von dem Kaiser Justian, vor vierzehnhundert Jahren, gestiftet; es ist ein großes Gebäude, und wird sehr reinlich gehalten. Man setzte uns ein mäßiges Abendessen und Dattelnbranntwein vor. Wir gingen alsdann in den äußern Gang, der im höchsten Theile des Klosters liegt. Die Gipfel des Sinai umringten überhangend das Kloster, und waren von dem Mondlichte beleuchtet. Am nächsten Morgen hörten wir sehr früh die Stimme der betenden Mönche. Um neun Uhr luden sie uns ein, mit ihnen im Speisezimmer zu frühstücken. Dieß ist ihre einzige tägliche Mahlzeit; empfindet aber Je-

mand großen Hunger, so erhält er gegen Sonnenuntergang ein wenig Brod und Käse in seiner Zelle. Das Frühstück bestand aus einem dünnen sehr feinen Weißbrode, einer Schüssel Erbsen oder Gerstensuppe, einigen Radieschen und einem kleinen Glase Branntwein. Fleisch wird nie gegessen. Der Speisesaal ist ein langes und sehr gutes Zimmer. Oben sieht man ein großes Gemälde, die Hölle und das Paradies vorstellend, damit die Klosterbrüder beim Frühstück die Dinge dieser Welt nicht zu sehr genießen sollen. Die Verdammten winden sich in allerlei seltsamen Stellungen, während die Gerechten dicht am Rande der Flammen sich freuen. Auf einer kleinen Kanzel unweit der Thüre stand ein Mönch, der während des Frühstücks aus dem Evangelium vorlas; während dem Vorlesen bekreuzten sich die guten Väter mehrmals, und machten eine Pause im Essen. Die Suppe war so nahrhaft, daß man eine Reise durch die Wüste gemacht haben mußte, um damit fertig zu werden; aber die Löffel der frommen Väter waren immer langsam beschäftiget, bis alles aufgezehrt war. Nachdem sie aufgestanden waren, begaben sie sich zu dem Altar, und nach verschiedenen Geberdungen gingen sie mit uns in den äußern Gang, wo Kaffee herumgereicht wurde. Jeder Mönch erhielt zwei Tassen.

Diese Klosterbrüder sind ein ungemein argloser Menschenschlag, und meist sehr unwissend. Viele von ihnen hatten lange hier gelebt, und obgleich vom Alter gebeugt, gaben sie doch Zeugniß von dem sehr gesunden Klima, da ihre Wangen blühten, und ihr Aussehen munter und kräftig war. Man erstaunt, hier eine große und zierliche Kirche zu finden, die einen Fußboden von schönem Marmor, und eine verschwenderisch mit Gold verzierte Kanzel hat. Das Gebäude hatte drei große Chorgänge. Aus einem derselben kommt man in ein kleines Gemach, wo unter einer kleinen, mit goldener durchbrochener Arbeit verzierten Nische, die von drei kleinen Lampen nett erleuchtet ist, die Stelle gezeigt wird, wo einst der bren-

nende Busch stand. Bildnisse der heiligen Jungfrau, ihres Sohnes und vieler Heiligen waren rings um diese merkwürdige Stelle angebracht. In einem andern Theile der Kirche ist das Grab der heiligen Katharina, der Schutzheiligen des Klosters. Es ist von weißem Marmor, läßt den lieblichsten Duft ausströmen, ist mit kostbaren Seidenstoffen bedeckt, und unter einem von Säulen getragenen Himmel. Die Mönche gestanden, daß nicht der wahre Leichnam der Heiligen in dem Grabe aufbewahrt wird, sondern nur ein sehr ähnliches Bild von Wachs. Der unersetzliche Verlust des Leichnams der vortrefflichen Heiligen wird der Schändlichkeit der Katholiken zugeschrieben. Sie beneideten die Griechen wegen des Besitzes eines solchen Schatzes der ohne Zweifel erstaunliche Wunder wirken mußte, und stahlen ihn zur Nachtzeit, wenige Tage nach dem Tode der Heiligen. Sie trugen ihn auf ihren Schultern durch die Schluchten und über die schroffen Pfade; als sie aber eben den Gipfel des Katharinenberges erreicht hatten, und bei dem Gedanken, für immer in dem Besitze des Leichnams zu seyn, sich der Freude überließen, da kamen die Engel, die all dieß mit ungemeiner Theilnahme ansahen, plötzlich hernieder und trugen die Heilige zum großen Aerger und Verdrusse der Katholiken in den Himmel.

Ein Theil der Kirchenwände bestand aus erlesenen und mannigfaltigen Marmorstücken, die als ein Geschenk aus der Sophienkirche zu Konstantinopel gekommen waren. Der Hochaltar ist sehr schön, und, wie die ihn tragenden Pfeiler, mit Stücken von Perlmutter und Schildpat ausgelegt.

Der Klosterherr ist ein Mann von sehr edelm Aussehen und feinem Benehmen, der die Welt gut zu kennen scheint. Er erkundigte sich genau nach den Angelegenheiten der Griechen, an welchen er einigen Antheil nahm. Nach dem Frühstücke lud er uns in sein Zimmer ein, wo er uns etwas Obst und eine Flasche trefflichen weißen Wei-

nes vorsetzte. Mohamed hatte bei den Bedrängnissen während seiner Wanderungen zuweilen Zuflucht im Sinaikloster gefunden, und aus Dankbarkeit den Mönchen seinen und seiner Nachfolger Schutz durch einen Brief versprochen, welchen er, des Schreibens unkundig, mit seiner in Dinte getauchten Hand bekräftigte. So viel ist gewiß, die Mönche von Sinai stehen bei den Türken in hoher Achtung. Ihr Leben ist sehr traurig und einförmig. Nie wagen sie sich in die Wüste, aus Furcht vor den Arabern, die einen tödtlichen Haß gegen sie hegen. Die Mönche geben nur durch einen unterirdischen Gang, der am Ende mit einer sehr starken Thür verwahrt ist, in ihren Garten, den eine hohe Mauer umgiebt. Es ist ein fruchtbares schönes Plätzchen, das dem großen Fleiße dieser Menschen allein sein Daseyn verdankt. Man sieht hier Palmen, Cypressen und Pappeln, eine Menge von Küchenkräutern und reichbeladene Weinstöcke. Der Anbau dieses Gartens ist die einzige Erholung und Unterhaltung der Mönche. Als Bonaparte in Kairo war, ließ er die Mauern erhöhen, und schickte zwei Kanonen zur Vertheidigung desselben dahin; die friedlichen Männer aber bedienten sich ihrer nie, obgleich man sie nur einmal abzufeuern brauchte, um die Araber alsbald in die Wüste zu jagen. Diese wissen wohl, daß es im Kloster vortreffliches Weißbrod giebt. Sie kommen heran und feuern mit lauten Drohungen gegen die Mauern, bis die Väter das Fenster oben in der Mauer öffnen und den Räubern viele Brodkuchen hinauswerfen, die sie gierig einsammeln, um dann weiter zu gehen. Das Kloster wird von dem griechischen Kloster in Kairo mit Reis und Mehl versorgt, und die Araber lassen diese Zufuhr sicher ziehen, weil sie wissen, daß dieß der beste Weg ist, in der Folge ihre Steuern einzufodern.

Nicht weit vom Kloster liegt die Gegend in den Einöden Midians, wo Moses, der Sage nach, die Schafe seines Schwiegervaters Jethro hütete. Es ist ein Thal

an dem Rücken des Berges, zwischen zwei Bergreihen. In der Mitte steht eine einsame Baumgruppe.

Ein ehrwürdiger Mönch, über neunzig Jahre alt, und der älteste der Klosterbrüder, besuchte uns in unserm Zimmer. Er hatte seit siebenzig Jahren im Kloster gelebt. Wir fragten ihn, wie er sein Leben während dieser langen Zeit in klösterlicher Gefangenschaft und innerhalb der Gartenmauer zugebracht hätte. Ein Tag, sagte er, wäre hingegangen wie der andere; er hätte nichts als die Felsengipfel, den Himmel und die Wüste gesehen, und er richtete nun alle seine Gedanken auf eine andere Welt und erwartete ruhig die Stunde des Abschiedes. Er sprach darauf viel von der Eitelkeit menschlicher Freude und der Nähe der Ewigkeit, und bat mich am Ende sehr dringend um eine Flasche Rum. Wir hatten nur noch eine einzige für unsre künftige Reise, aber wir gaben sie hin, um den alten Mönch zu befriedigen. Er bat, mein Diener möchte die Flasche, wenn er sie in seine Zelle brächte, unter dem Mantel verbergen, damit die übrigen Klosterbrüder sie nicht erblickten.

Am Morgen des dritten Tages brachen wir früh aus dem Kloster auf, um den Gipfel des Sinai zu besteigen. Zwei Araber waren unsere Führer. Wir stiegen eine Zeitlang auf langen und zerbrochenen steinernen Stufen hinan, welche die Griechen gelegt hatten. Der Pfad war oft enge und steil und wand sich durch hohe Felsenwände, die ihn auf beiden Seiten einfaßten. Ungefähr in einer halben Stunde kamen wir zu einer Quelle köstlichen Wassers, und nicht weit davon fanden wir die Trümmer einer kleinen Kapelle. Etwa auf der Hälfte des Weges war eine grüne, anmuthige Stelle, in deren Mitte eine hohe, einsame Palme sich erhob, und die Felsen schlossen sie ringsum ein. Wir erreichten nun bald den Gipfel, der von beschränktem Umfange ist und zwei kleine Gebäude trägt, die vor Zeiten von griechischen Pilgern, vermuthlich zum Gottesdienste, gebaut wurden. Der Sinai hat aber ei-

gentlich vier Gipfel, und der Gipfel des Moses steht fast in der Mitte der übrigen, und ist von unten nicht sichtbar. Der Ort, wo Moses das Gesetz empfing, muß daher den Blicken der umstehenden Menge verborgen gewesen seyn, und der Rauch und die Flamme, worin, nach der Erzählung der Schrift, der ganze Berg Sinai gehüllt war, müssen ihm, bei seinen vielen Gipfeln und seinem großen Umfange, um so mehr ein hehres Ansehen gegeben haben. Auf den ersten Blick aber ist man ziemlich überrascht, so wenig Thäler, Ebenen oder offene Plätze zu sehen, wo die Israeliten hätten stehen können, um die Herrlichkeit des Berges zu sehen. Vom Gipfel des Sinai herab sieht man nichts als unzählige Reihen von Felsenbergen. Man denkt sich gewöhnlich um den Sinai ausgedehnte Ebenen oder Sandwüsten, wo das Lager aufgeschlagen war, wo die Familien Israels vor ihren Zelten standen, und die Linie rings um den Berg gezogen war, die Niemand bei Todesstrafe durchbrechen durfte. Aber so ist es nicht. Ausser dem, etwa eine Viertelstunde breiten und einige englische Meilen langen Thale, durch welches wir später kamen, scheinen nur wenig offene Plätze um den Berg zu seyn, den wir freilich nicht von allen Seiten untersucht haben. Ich fragte den Prior, wo nach seiner Meinung die Israeliten ihren Platz gehabt hätten. „Ueberall, antwortete er, und breitete seine Hände aus: in den Thälern, wie in der Ebene.“

Als wir eine Stunde auf dem Gipfel verweilt hatten, kehrten wir zu dem grünen Platze zurück, und nach kurzem Ausruhen gingen wir mit einem unserer Führer zu dem Katharinenberge. In einer andern Richtung hinabsteigend, kamen wir zu einem steilen Abhange, wo wir eine herrliche Landschaft übersahen, und erreichten dann ein kleines Thal am Fuße, wo wir unser Nachtlager nehmen wollten. Das Thal war rings von schroffen Bergen eingeschlossen, und in seiner ganzen Länge mit schönem Grün bekleidet. In der Mitte des Thales stand ein ver-

lassenes Kloster, dessen Bewohner schon lange von den Arabern verjagt worden waren. Alle Gemächer aber waren noch unversehrt und boten dem Wanderer eine treffliche Zuflucht dar. Diese tiefe Einsamkeit war von hehrer Schönheit. Die Palmen, die höchsten, die ich je sah, stiegen bewegungslos empor. Der Garten und der Lustwald waren verödet und verwildert. Die Quelle im Wäldchen war jetzt unnütz, und das Bett des Baches, der durch das Thal floß, ganz ausgetrocknet. Die Mauern waren verfallen, und Oelbäume, Pappeln und andere Bäume wuchsen in wilder Ueppigkeit. Wir fanden im Innern noch einige alte Andachtsbücher. Ein Zimmer des oberen Stockwerks, das auf einen Gang öffnete, und eine der Zellen der vertriebenen Mönche gewesen war, wählten wir zu unserem Schlafgemache, und als wir ein Feuer auf einem großen Steine in der Eile angemacht hatten, bereiteten wir ein gutes Abendessen von den rohen Vorräthen, die wir bei uns führten. Dürres Gesträuch auf dem Boden war unser Nachtlager; aber wer hätte schon schlafen können, da der Mond über dem Thale leuchtete, und ein Araber, der sich in einen andern Theil des Ganges begeben hatte, zu uns'rer Belustigung auf seiner rohen Guitarre spielte. Wir schliefen jedoch, nach den Beschwerden des Tages, endlich fest ein, und wurden lange vor Sonnenaufgang von den Arabern geweckt, um den Katharinenberg zu besteigen. Der Pfad war fast immer steil, zuweilen abschüssig, und bestand aus losen Steinen, die unter dem Fuße wichen. Es wehte ein sehr kalter Wind, und die Hände der Araber waren ganz erstarrt. Wir freuten uns sehr, als wir einen Born eiskalten Wassers fanden, der unter einem überhangenden Felsen hervorquoll, wo nie die Strahlen der Sonne ihn trafen. Als wir eine Weile ausgeruhet hatten, stiegen wir wieder unter mächtigen, großartigen Felsenblöcken aufwärts, bis wir den Gipfel erreichten, der aus einer kleinen Felsenspitze bestand, die nicht über

fünfzig Fuß im Umfange hatte. Der Wind war hier scharf und schneidend.

Der Katharinenberg, den Einige für den Horeb halten, ist der höchste unter den umliegenden Bergen. Von dem Gipfel sah man, so weit das Auge reichte, auf allen Seiten nichts als Reihen nackter Berge, welche wie Wogen hinter einander empor stiegen. Zwischen diesen Felsenketten liegen gewöhnlich nur Schluchten, oder enge Thäler.

Als wir im Hinabsteigen wieder zu dem Brunnen kamen, kletterten wir zu dem Felsen, unter dessen Obdache er lag, zündeten ein Feuer an, und kochten Kaffee, der uns wie Nektar schmeckte. Bald waren wir wieder erwärmt und herrlich aufgeräumt. Darauf gingen wir zu dem verödeten Kloster im Thale hinab, und erquickten uns in der Wohnung der frommen Väter bei einer arabischen Pfeife, bis die heißen Tagesstunden vorüber waren. Wir brachen endlich auf und kamen in zwei Stunden zu dem berühmten Felsen Meriba. Er zeigt noch immer Spuren des Wunders, das hier geschah, und steht ganz vereinzelt mitten in einem Thale, das hier gegen vierhundert Fuß breit ist. Man sieht vier bis fünf Spalten, eine über der andern, an der Vorderseite des Felsens, deren jede gegen anderthalb Fuß lang und einige Zoll tief ist. Es ist merkwürdig, daß sie durch die Breite des Felsens laufen, und nicht niederwärts gehen. Sie sind über einen Fuß von einander entfernt, und es ist zwischen ihnen ein vom Wasserstrome ausgewaschener Kanal. Die Araber verehren diese Felsen noch jetzt und stopfen in die Oeffnungen Gesträuch, daß sie ihren kranken Kamelen als Heilmittel geben. Wir fanden eben zwei Spalten mit Schilf verstopft. Der Felsen besteht aus schönem Granit, und ist ungefähr zehn Fuß lang, drittehalb hoch und zwei breit. Dieses enge Thal öffnet sich bald in eine Ebene, wo eine große Menschenmenge Raum hätte, und wo vermuthlich die Israeliten, wie um den Felsen und im Thale standen, um das hervorquellende Wasser zu empfangen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir wieder in die Nähe des Klosters kamen. Schon freuten wir uns, bald in unserm köstlichen Zellchen zu seyn, und nach den Beschwerden des Tages ein gutes Nachtessen zu genießen, als wir einige Kamele und abgestiegene Araber bemerkten, die nicht weit von uns links am Berge standen, wo sie auf uns warteten. In einem Augenblicke waren wir umringt, und befanden uns in der Gewalt dieser Räuber, deren Zahl sich auf zwölf belief. Alle hatten Luntenschloß-Flinten und Säbel! Unser Gepäck und unsere Waffen waren im Kloster, und wir hatten nichts bei uns, was des Nehmens werth gewesen wäre.

Diese Araber waren aus ihrem, einige Tagereisen entfernten Lager gekommen, um Lebensmittel vom Kloster zu erpressen; die Mönche aber hatten die zu große Forderung abgewiesen und erklärt, daß sie nicht eher einwilligen könnten, bis der Prior zu Kairo dazu Erlaubniß gegeben hätte. Darüber waren die Araber höchst aufgebracht, und da sie wußten, daß wir unterwegs waren, so faßten sie den Vorsatz, uns zu fangen und zu behalten, bis ein Lösegeld bezahlt, oder ihr Verlangen bewilliget würde. In der Verwirrung des Ueberfalls und bei dem Lärm so vieler zugleich redender Menschen, wußten wir anfangs nicht, was das alles zu bedeuten hätte. Vergebens sagten wir den Arabern, daß wir Ingliis (Engländer), mit ihnen im Frieden und Freunde des Pascha von Egypten wären. Sie zündeten die Lunten ihrer Flinten an, und rückten gegen das Kloster vor. Sobald sie an der Gartenmauer angelangt waren, fingen sie eine Unterredung mit zwei Dienern an, die oben erschienen. Darauf gingen sie unter das hohe Fenster, und heftig erzürnt, waren sie zu jeder Gewaltthätigkeit bereit. Sie schrieen eine Zeitlang laut, bis endlich ein Mönch ungern am Fenster erschien und eine kurze Unterredung mit ihnen hatte, die aber zu nichts führte. Hätten Sie sich nur im mindesten darauf verstanden, Mauern zu ersteigen,

würden sie leicht das Kloster erstürmt und alles dem Tode geweiht haben.

Man führte uns weiter abwärts im Thale, bis wir an einen Ort kamen, wo die Nacht zugebracht werden sollte. Es war heller Mondschein und in unsrer sehr leichten Kleidung fror uns nicht wenig. Der Anführer der räuberischen Araber, ein langer Mann von edelm Ansehen, mit Adleraugen und schneeweißen Zähnen, betheuerte heftig, daß er sich wenig um den Sultan der Türkei und Englands kümmerte, und daß keine Macht auf der Welt uns aus seinen Händen erlösen sollte. An einer niedrigen und verfallenen Mauer wurde ein Feuer angemacht, um welches die Araber bald sich sammelten, und dahinter ward ein Mantel auf den Boden gelegt, wo die drei Gefangenen ruhen sollten. Das Feuer war sehr groß, loderte gewaltig und warf seinen Schein auf die wilden und düstern Züge der rings umher gelagerten Araber, die mit Lebhaftigkeit und leidenschaftlichen Geberden sich unterredeten. Sie waren so höflich, uns ein wenig Kaffee zu reichen, der aber freilich nur ein geringer Ersatz für das verlorne gute Abendessen war.

Am nächsten Morgen brachen die Araber nach ihrem Lager auf, das zwei bis drei Tagereisen entfernt lag. Dieses Lager, wohin wir ihnen folgen mußten, bestand aus vierzehn in einer Reihe liegenden Zelten. Das Zelt des Anführers war am Ende und er wies uns das nächste an, wo wir uns alsbald ansiedelten. Alle Zelte hatten nur drei Seiten, waren oben flach und vorne ganze offen. Jedes war von einer Familie bewohnt, und überall wurden die zurückkehrenden Wanderer freudig bewillkommt. Sie schienen wirklich auch zu fühlen, daß sie nun in ihrer Heimath lebten. Aber solch eine Heimath, als dieses arabische Lager war, mag man wohl selten gesehen haben. Es war ein vollkommenes natürliches Gefängniß, und stand mitten in einem nackten Thale von weißem Sande, das gegen sechs hundert Fuß breit, eine halbe Stunde lang und von allen

Seiten von hohen schwarzen Felsen eingeschlossen war. Wir waren durch die Windungen einer engen Schlucht hinein gekommen und es schien keinen Ausgang zu haben. Unsere Hüter brauchten uns nicht mehr so scharf zu bewachen, als bisher; jeder Versuch zur Flucht würde fruchtlos gewesen seyn. Indessen war unsre Gefangenschaft glücklicher Weise nicht von langer Dauer. Durch die Fügung sonderbarer Umstände sahen sich die Araber genöthiget, uns nicht allein die Feiheit zu geben, sondern uns auch zur Rückkehr nach Kairo behülflich zu seyn, wo wir glücklich anlangten.

22.

Kleine Erzählungen und Anekdoten von allerlei Vorfällen auf Reisen.

1. Der Tartarchan und Mendez de Pinto.

Von allen Abentheurern, welche durch Indiens Gold über das Meer gelockt worden sind, hat wohl niemals einer mehr erfahren, gesehen und geduldet, als der Portugiese Mendez de Pinto. Man weiß nicht, ob man mehr sein ungeheures Unglück oder sein ungeheures Gedächtniß bewundern soll. Während seiner einundzwanzig Jahre langen Reise in Asien fiel er dreizehnmal in die Sklaverei, und ward sechzehnmal verkauft. Eine zahllose Menge von Menschen, Gegenden und Städte beschwerten sein Gedächtniß mit Namen, deren er keinen vergaß. Man findet in seiner Reisebeschreibung keinen einzigen geographischen Fehler, und die Wahrheit seiner Erzählungen, die man oft unglaublich fand, ward erst von viel spätern Reisenden bestätiget.

Im Jahre 1544, als der Tartarchan Xuviazom, an der Spitze eines Heeres von 1,800,000 Mann, wozu siebenundzwanzig Könige ihre Armeen hatten liefern müssen, in China einfiel, und selbst Peking eroberte, gerieth Mendez de Pinto nebst einigen andern seiner Landsleute in tatarische Gefangenschaft. Sie wurden zum Throne des gewaltigen Eroberers geführt, der von allem Pomp asiati-

scher Herrlichkeit umstrahlt war. "Frage diese Leute, die vom Ende der Welt herkommen," sagte er zu einem seiner Feldherrn, "ob sie auch dort einen König haben, wie ihr Land heißt, und wie weit es von China ist, wo ich gegenwärtig bin." — Ungefähr ähnliche Fragen mochte der macedonische Eroberer Alexander auf seinen Feldzügen gethan haben.

Einer von den Portugiesen antwortete: "Unser Land heißt Portugal, wir haben einen höchst gewaltigen König, und von seiner Hauptstadt bis Peking ist es eine Reise von drei Jahren."

Der Chan erstaunte bei dieser Antwort. Für so groß hatte er die Welt nicht gehalten. Mit einer Ruthe, die er in der Hand hielt, schlug er sich dreimal an die Lenden, und indem er die Augen zum Himmel wandte, drückte er seine Verwunderung in einigen seltsamen Redensarten aus; unter andern sagte er: "So sind die Menschen doch erbärmliche Ameisen!"

Wie viel Eroberer hatten wohl dieß erhabene Gefühl: von der Größe der Schöpfung und ihrer Winzigkeit darin, wie dieser Tatar? — Am unbegreiflichsten war es den Ueberwindern China's, daß am Ende der Welt Völker wohnen sollten, kenntnißvoller und geschickter als die Tataren, sie, die sich für die Weisesten und Frömmsten hielten auf Erden. Denn sie hatten doch sogar dem Gott der Sonnenstäubchen einen eigenen Tempel errichtet; die Schwester des Chans, Wittwe des Königs von Pafna, hielt es nicht unter ihrer Würde, sich den Besen des Hauses Gottes zu tituliren, und in der tartarischen Stadt Lechure, wo die Chans ihre Begräbnisse hatten, befanden sich damals in zweihundert und achtzig Klöstern nicht weniger als zweiundvierzig tausend Mönche und Nonnen, die ein dem Himmel geweihtes Leben führten.

2. Adam Schlicks Abentheuer auf dem schwarzen Meere.

Von ihm selbst erzählt.

Weil das schwarze Meer sehr stürmisch und gefahrvoll zu durchsegeln ist, so haben es die Alten Axenos oder Inhospitalis (unwirthschaftlich) genannt. Ich bin dem Tode niemals näher gewesen, als auf diesem Meere. Im Sommermonat des Jahres 1635 fuhr ich über dasselbe nach Constantinopel. Die gewöhnlichen wolkigen Dämpfe machten wohl einen traurigen Anblick, doch hatten wir das beste Wetter und mehr Windstille, als uns lieb war. Nachmittag um fünf Uhr, da ich oben auf dem Schiffe wandelte, kam plötzlich ein Wirbelwind, der unser Schiff in einem Augenblicke umwarf, so daß dasselbe zu Grunde sank.

Da lag ich nun in den Wellen, und sah nur eine schwere dicke Planke neben mir, die anderthalbmal so lang als ich war. Ich schwamm darauf zu, aber die eindringenden Wellen rissen sie allemal weiter von mir weg. Endlich kam ich doch hinzu, hatte mich aber durchs Schwimmen so abgemattet, daß ich bei ein wenig längerem Verzug nothwendig hätte zu Grunde sinken müssen. Ich warf mich auf diese Planke, und der matte Körper ruhte wohl ein wenig, aber keineswegs die Arme und Hände. Denn ich hatte genug zu thun, mich auf dem Holze zu erhalten, da mich die Wellen immer herunter reißen wollten. Oft kugelte ich um und um, und mußte stets besorgen, daß mein Träger mir entglitschen möchte. So schwebte ich die ganze Nacht in der schwarzen See. Bald nach anbrechendem Tage sah ich nicht weit von mir eine Klippe, und überlegte nun, ob ich mich noch länger auf dem Holze,

um mit demselben endlich an das Land geworfen zu werden, behelfen, oder dasselbe verlassen und vielmehr nach der Klippe schwimmen sollte, wozu gute Gelegenheit war. Beides schien mir eine verzweifelte Sache. Endlich entschloß ich mich zu Letzterem, indem ich bei mir dachte: wenn ich ja sterben müßte, so könnte ich mich auf dem Trockenen besser zum Tode bereiten, und erlangte die Klippe.

Der ausgestandene Schreck und die viele Arbeit machten mich ganz ohnmächtig, und nichts war zu finden, woran ich mich erquicken konnte; ich sah nichts als Wasser, Luft und bisweilen einige aus dem Wasser hervorragende Klippen. Es war keine Hoffnung vorhanden, daß hier irgend ein Schiff vorüber fahren sollte, weil die Schiffer diesen gefährlichen Ort wegen der Klippen allemal zu vermeiden pflegten. Ich brachte daher diesen Tag in großer Angst und Schwermüthigkeit hin, und betete oft knieend zu Gott um Rettung. Zuletzt wurde es so nebelig, daß ich kaum einen Musketenschuß weit vor mich sehen konnte. War mir der Tag lang geworden, so wurde mir die folgende Nacht noch viel länger und weit verdrießlicher, zumal da der hungrige Magen nun allmählig mit großem Ungestüm sein Recht forderte.

Den folgenden Tag brachte ich in dem vorigen Elende zu, und mein unglücklicher Zustand wurde immer schlimmer, weil ich keine Hoffnung mehr zum Leben und Fortkommen hatte; Hunger und Furcht hatten mich gänzlich erschöpft. Ich lag auf den Knieen und verrichtete in solcher Schwachheit, wie ich meinte, mein letztes Gebet; aber etwa um 11 Uhr Vormittags, nach meiner Einbildung am dritten Tage, kam ein lebender Fisch, in Gestalt und Größe eines Herings, auf dem Wasser nach mir zu getrieben. Ich erhaschte ihn, hatte in einem Augenblicke dieß rohe Gericht hineingeschlungen, und fand mich ein wenig gestärkt und erquickt. Eine halbe Stunde nachher kam ein schmales Holzstück von einem Mastbaume angetrieben

Ich sprang, mit neuer Hoffnung belebt, von der Klippe herab, schwamm darnach hin und setzte mich, wie ein Reiter auf's Pferd, darauf, und wenn die Beine ermüdet waren, legte ich mich der Länge nach darauf.

Gegen Abend fing ich wunderlicher Weise noch einen Fisch von derselben Art, den ich mit besserem Appetit, als irgend ein Mensch in der ganzen Welt, der nie in solcher Noth gewesen ist, verzehrte. Dadurch stillte ich nicht allein den Hunger, sondern die darin befindliche Feuchtigkeit löschte mir auch größtentheils den Durst. Neuer Muth belebte mich, und das Vertrauen zu Gott ward gestärkt.

Am folgenden Morgen, etwa eine Stunde nach Tagesanbruch, erblickte ich von ferne Land, und weil mich das Holz ziemlich nahe hinzubrachte, verließ ich mein Nothpferd und schwamm vollends darnach hin. Da ich nicht wußte, wohin ich gehen sollte, um Häuser und Menschen anzutreffen, folgte ich dem guten Glück und kam einige Stunden vor Sonnenuntergang zu einem Hafen. Allein nun überfiel mich die Bekümmerniß, wie ich nach Constantinopel gelangen sollte, da ich Alles mit dem gescheiterten Schiffe verloren hatte. Nach Constantinopel war schon vorher geschrieben worden, daß mir ein Kaufmann, im Fall eines Unglücks, eine gewisse Summe Geldes auszahlen sollte. Die Einwohner ließen sich jedoch meinen elenden Zustand zu Herzen gehen, nahmen mich leutselig auf, und versorgten mich nicht nur mit Essen und Trinken hinlänglich, sondern bezahlten auch das Fahrgeld an den Schiffer, der am folgenden Tage nach Constantinopel auslaufen wollte. Sie gaben mir sogar mehr Speisen auf die Reise mit, als ich vonnöthen hatte.

3. Barbarei der Javaner.

Aus einem Reise-Tagebuch.

Wir hielten uns im Jahre 1689 in der Hauptstadt des Königreichs Bantam auf der Insel Java auf, erzählt Christoph Frick in seinen ostindischen Reisen. Etliche von unsern Leuten waren so kühn, in das Land hinaus zu gehen, um Vögel zu schießen, ob sie gleich wohl wußten, daß die Holländer die Tücke der Eingebornen sehr zu fürchten hatten. Sie blieben den zweiten, dritten und vierten Tag aus; wir wurden darüber äußerst unruhig und glauten sicherlich, sie müßten von den Javanern überfallen und ermordet worden seyn. Deßhalb sandte der Kapitain Dack einen Lieutenant mit einiger Mannschaft ab, die Verlornen zu suchen.

Lange waren ihre Nachforschungen vergeblich, und schon wollten sie wieder umkehren, als sie in einer wilden, zwei Stunden weit entfernten, unbewohnten Gegend ein jämmerliches Seufzen und Gewinsel vernahmen. Sie bahnten sich durch das dichte Gehölz einen Weg, und wer vermag ihr Entsetzen zu schildern, — als sie ihre sechs unglücklichen Landsleute in dem bejammernswürdigsten Zustande erblickten! Der Erste ist mit Händen und Füßen ausgestreckt, zwischen zwei Bäume gespannt, unter ihm glimmt noch der Rest eines ziemlichen Feuers; er selbst war bereits halb gebraten. Der Zweite hängt mit den Beinen, die Arme gefesselt, den Bauch aufgeschlitzt, an einem Baum und hatte den Geist schon aufgegeben. Der Dritte steckt an einem gespitzten Bambusrohr, das ihm hinten hinein und zum Munde wieder heraus geht: auch er war todt. Dem Vierten hat man Nase und Ohren abgeschnitten, beide Augen ausgestochen und ihn bis an den Kopf in die Erde gegraben, dieser athmet noch schwe

Der Fünfte ist rücklings an den Sechsten gebunden; beide leben zwar, haben aber keine Augen, Blut quillt ihnen aus dem Munde.

Das ganze Kommando steht wie vom Donner gerührt; jedes Herz erbebt, die Augen der abgehärtetsten Krieger füllen sich mit Thränen des innigsten Mitleidens. Ein alter Soldat erhält zuerst die Fassung wieder; fluchend schleudert er das Gewehr von sich, und gräbt mit den Fäusten Erde auf, um seinen schändlich mißhandelten Bruder zu retten. Alle folgen augenblicklich seinem Beispiel. Hier umarmt ein junger Bursche laut heulend den halb verbrannten Leichnam seines treuen Freundes, dort bemühen sich zwei todesbleiche Männer, den unglücklichen gespießten Kameraden aus dem Bambuspfahl zu ziehen. Der Lieutenant durchschneidet mit dem Degen die Bande, welche seinen Neffen, einen liebenswürdigen Jüngling, an den Unglücksgefährten fesseln; er drückt den Befreiten wehklagend an das Herz und hofft von ihm Aufschluß über diesen trauririgen Vorfall zu erhalten, aber ach! der Arme vermag nicht zu antworten — er hat keine Zunge.

Schauerlich giebt das Echo des Waldes die gräßlichen Flüche und Verwünschungen wieder, welche die ergrimmten Holländer über die barbarischen Javaner ausstoßen. Die noch Lebenden werden auf weiche Rasen gebettet; ein Theil des Kommando's bleibt zu ihrer Beschützung, der andere eilt zurück, dem Kapitain Dack das Unglück zu berichten. Dieser, ein heftiger Mann, entbrannte im furchtbarsten Zorne bei dieser Schreckensnachricht. Nachdem er mehrere Schwarze mit Tragbahren ausgesandt hatte, um die Unglücklichen nach Bantam zu bringen, ging er sogleich zu dem jungen König und überhäufte ihn mit bittern Vorwürfen. Er brachte es wirklich dahin, daß binnen vierzehn Tagen alle diese grausamen Mörder entdeckt und deren sechzehn gefänglich eingebracht wurden.

Acht alte Männer ließ Bantams Herrscher den Schlangen vorwerfen. Eine grauenvolle Strafe! Die verzweifel-

ten können den furchtbaren Umstrickungen dieser heißhungrigen Ungeheuer nicht widerstehen. Ihre gebrochenen splitternden Knochen krachen. Röchelnd und zerquetscht hauchen sie unter der gräßlichsten Zusammenschnürung ihren letzten Seufzer aus. Die übrigen Verbrecher versah man in einem reinlichen Gemache mit köstlicher Speise und Trank, ordnete ihnen aber etliche Henkersjungen bei, welche die Gefangenen, wenn sie schlafen wollten, sogleich durch die härtesten Peitschenhiebe wieder aufweckten. Dieses trieben sie bei gutem Essen und Trinken bis in die dritte Woche; aber nun baten die Elenden selbst, man möchte sie mit den grausamsten Martern hinrichten nur diese Qual könnten sie nicht länger erdulden. Allein ihre dringende Bitte wurde nicht erhört; man peitschte sie immer fort, und dem jungen König machte es große Freude, diese neue Todesart ersonnen zu haben.

Fünf Wochen hielten ihre kräftigen Körper diese Pein aus, dann fielen sie in einen tiefen Schlaf und achteten keine Peitsche mehr. Ja, als man sie sogar mit glühenden Zangen zwickte, blieben sie ohne Empfindung liegen. Dieß alles versichert Christoph Frick mit eigenen Augen gesehen zu haben, indem er täglich dabei ab und zugegangen sey.

4. Fürstliche Incognito-Reise.

Einige Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs beschloß König Friedrich II. von Preußen, incognito nach Holland zu reisen. Er unternahm diese Reise von Westphalen aus, und hatte Niemanden bei sich, als einen Bedienten und den Obristen Balby, einen liebenswürdigen und geistreichen Mann. Beide waren

bürgerlicher Kleidung, und gaben sich für reisende Virtuosen aus. Angekommen in einer holländischen Stadt, in welcher ein reicher Jude wohnte, der ein Naturalienkabinet besaß, welches einige Berühmtheit hatte, ließen die Reisenden um die Erlaubniß bitten, dieß Kabinet besehen zu dürfen. Der Jude erwiederte: Er öffne sein Kabinet für jeden Fremden alle Wochen einen Tag, außerdem habe er aber weder Zeit noch Lust, jeden Unbekannten herumzuführen.

Friedrich fühlte sich durch diese Antwort beleidigt; er vergaß, daß er hier nicht König war, und ihn Niemand als solchen kannte. Selbst noch in späterer Zeit, wo die preußische Regierung mit holländischen Banquiers zu thun hatte, wollte er nie etwas von diesem Juden wissen.

Bei dieser Reise fuhr der König einst mit seinem Begleiter auf einer sogenannten Treckschuite, wo beide ein eigenes kleines Gemach gemiethet hatten. Friedrich wurde die Zeit lang, er schickte Balby mit dem Auftrage in die große Cajüte, zu sehen, ob unter den andern Reisenden nicht irgend Jemand wäre, mit dem man sich unterhalten könne. Balby kam bald zurück und meldete, es sey ein junger Mann da, der Geist und Kenntnisse zu besitzen schiene. Sogleich gab der König den Befehl, ihn zum Frühstück einzuladen, Der Fremde nahm das Erbieten an, und Balby stellte ihn nun seinem Reisegefährten vor. "Mein Herr," sprach der König, "ich freue mich, daß Sie uns das Vergnügen machen wollen, ein Stückchen Pastete mit uns zu verzehren. Darf ich Sie wohl fragen, aus welchem Lande Sie sind?

Fremder. Ich bin ein Schweizer.

Friedrich. Ein achtungswerthes Volk. Aus welcher Gegend der Schweiz?

Fremder. Aus einem kleinen Orte Namens Morges.

Friedrich. Ach! also vom Genfersee und aus der Gegend von Lausanne. Sie gehören demnach zum Canton

Bern. Sind Sie zufrieden mit Ihrer Regierung? Sind Ihre Patrizier nicht vielleicht stolz und anmaßend, und selbst die Berner Bürger, wollen die nicht auch zuweilen die Herren spielen, und nehmen sich zu viel heraus?

Fremder. Diese Unannehmlichkeiten empfinden wir nur selten, und sie werden durch die Vortheile aufgewogen, die wir genießen.

Friedrich. Sind Sie hier in diesem Lande wohnhaft?

Fremder. Ich durchreise es blos.

Friedrich. Was führte Sie hieher?

Fremder. Die Fortsetzung meiner Studien.

Friedrich. Gedenken Sie sich einmal hier niederzulassen?

Fremder. Ich glaube nicht, doch weiß ich dieß selbst noch nicht bestimmt.

Friedrich. Bringt die Verschiedenheit der in den einzelnen Cantonen der Schweiz angenommenen Regierungsverfassungen nicht zuweilen einige Verwirrung in den Köpfen über politische Materien hervor, oder erweckt wenigstens Gleichgültigkeit und Zweifelsucht?

Fremder. Nein; man weiß, daß jeder Canton auf die Art frei ist, wie er es seyn will.

Friedrich fuhr so angelegentlich in seinen Fragen fort, er legte zum Theil so wenig Schonung in dieselben, daß dem Fremden endlich anfing die Geduld auszugeben, und er sich die Bemerkung erlaubte, es sey dieß ziemlich viel verlangt für ein Frühstück. Friedrich nahm die Sache nicht übel; er bat den Schweizer um Verzeihung, entschuldigte sich damit, daß Reisende jede Gelegenheit zu benutzen suchten, sich zu unterrichten, und sagte endlich, als man im Begriff stand, sich zu trennen: "Da Sie sich zu nichts Bestimmtem für die Folge entschlossen haben, so darf ich Sie wohl bitten, mir ihre Adresse zu geben, indem es leicht möglich ist, daß ich Ihnen vielleicht einmal nützlich werden kann.

Der Schweizer dankte und schrieb seinen Namen, und den Weg, ihm Briefe zukommen zu lassen, auf. So trennte man sich; Friedrich verlor aber diesen Mann nicht wieder aus den Augen, und schlug ihm einige Jahre später vor, sein Vorleser zu werden. Mit Freuden nahm der Fremde dieses Anerbieten an. Es war le Catt, einer von denen, die viele Jahre des Königs besonderes Wohlwollen genossen.

5. Schauervoller Tod einer türkischen Karawane in der Wüste von Mesopotamien.

Die Wüste von Mesopotamien ist eine Fortsetzung und gleichsam ein Gipfel der großen arabischen Wüste jenseits des Euphrats. Salzige Pflanzen bedecken in großen Zwischenräumen den brennenden Sand oder den trockenen Gyps. Der Wermuth verbreitet sich hier, wie in Europa das Heidekraut, über die unermeßlichen Räume, von welchen er jede andere Pflanze verbannt. Leichte Heerden von Gazellen durchlaufen diese Ebenen, wo man ehemals viele wilde Esel herumirren sah. Verborgen in dem Schilfe längs der Flüsse lauert der Löwe auf diese Thiere; aber wenn sein getäuschter Hunger sich ihrer nicht bemächtigen kann, so geht er wüthend hervor, und sein fürchterliches Gebrüll rollt wie der Donner von Wüste zu Wüste. Das Wasser der Wüste ist meistens bitter und trübe. Die Luft ist heiter, wie in Arabien gewöhnlich rein und trocken; öfters wird sie brennend in den kahlen sandigen Ebenen. Die faulen Dünste stehender Wasser verbreiten sich daselbst; die Ausdünstungen der schwefelichten und salzigen Seen vermehren den pestilentialischen Stoff. Wenn dann irgend eine Störung des Gleichgewichts eine Säule einer

so inficirten Luft in eine schnelle Bewegung versetzt, so entsteht jener tödtliche Wind, unter dem Namen Samum oder Sampel bekannt, den man weniger in dem innern Arabien, als an den Grenzen, und vornehmlich in Syrien und Mesopotamien fürchtet. Sobald sich dieser gefährliche Wind erhebt, verliert die Luft sogleich ihre Reinheit, die Sonne bedeckt sich mit einem blutigen Schleier, und alle Thiere werfen sich bestürzt auf die Erde nieder, um diesem brennenden Blasen auszuweichen, das jedes lebendige Wesen erstickt, welches verwegen genug ist, sich ihm auszusetzen.

Die Karawanen, welche, um Waaren von Haleb nach Bagdad hin und her zu führen, diese Wüste durchziehen, bezahlen einen Tribut an die Araber, die sich als Herren dieser Einöde betrachten. Sie haben noch die erstickenden Winde, die Schwärme von Heuschrecken und Mangel an Wasser zu fürchten, sobald sie sich von dem Flusse, dem Euphrat, entfernen. Ein französischer Reisender versichert, Zeuge eines durch Wassermangel herbeigeführten Auftrittes gewesen zu seyn, des schrecklichsten, den es für einen Menschen von Gefühl geben kann.

Es war zwischen Anah und Dryeh, wo sich dieser Auftritt ereignete. Nachdem die Heuschrecken alles verzehrt hatten, was ihnen zur Nahrung dienen konnte, kamen sie zuletzt selbst um. Die unzählige Menge todter Heuschrecken vergiftete die Lachen, aus denen man, da keine Quellen aufzufinden waren, das Wasser holen mußte. Der Reisende wurde einen Türken gewahr, welcher, Verzweiflung im Blicke, von einem Hügel herab kam, und auf ihn zulief. "Ich bin," rief er, "der unglücklichste Mensch von der Welt. Mit ungeheuren Kosten habe ich zweihundert Mädchen gekauft, die schönsten Griechenlands und Georgiens. Ich habe sie mit Sorgfalt erzogen, und jetzt bringe ich sie nach Bagdad. Ach, sie sterben in dieser Wüste vor Durst! Aber ich fühle noch größere Qual als sie!"

Der Reisende eilte sogleich auf den Hügel, ein schreckliches Schauspiel zeigte sich ihm. In der Mitte von zwölf Verschnittenen und ungefähr hundert Kamelen sah er alle die schönen Mädchen in einem Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren auf die Erde hingestreckt, den Qualen eines brennenden Durstes und eines unvermeidlichen Todes dahingegeben. Einige waren bereits in eine Grube verscharrt, die man eben gemacht hatte; eine größere Anzahl war todt an der Seite ihrer Führer niedergefallen, die keine Kräfte mehr hatten, sie zu begraben. Man hörte von allen Seiten die Seufzer derer, welche verschieden, und das Schreien von solchen, die, weil sie noch einen Lebenshauch hatten, vergebens einen Tropfen Wasser begehrten.

Der französische Reisende eilte, seinen Schlauch zu öffnen, worin noch etwas Wasser war. Schon war er im Begriffe ihn einem dieser unglücklichen Schlachtopfer darzureichen. "Unsinniger!„ rief sein arabischer Führer, "willst du, daß auch wir vor Durst umkommen!„ Mit einem Bogenschuß streckte er das Mädchen todt nieder, bemächtigte sich des Schlauches, und drohte den zu tödten, der es wagen würde, ihn anzurühren. Er rieth dem Sklavenhändler nach Dryjeh zu gehen, wo er Wasser finden würde. "Nein,„ antwortete der Türke, "zu Dryjeh würden mir die Räuber alle meine Sklaven wegnehmen.„

Der Araber zog den Reisenden fort. In dem Augenblicke, als sie sich entfernten, erhoben die Unglücklichen, da sie den letzten Strahl der Hoffnung schwinden sahen, ein schreckliches Geheul. Der Araber wurde gerührt; er nahm eine von ihnen, goß einige Tropfen Wasser auf ihre brennenden Lippen, und setzte sie auf sein Kamel, in der Absicht, seiner Frau ein Geschenk mit ihr zu machen. Dieses arme Mädchen wurde einige Mahle ohnmächtig, indem es vor den Leichen seiner Gefährten vorüber kam, die auf dem Wege niedergefallen waren.

Bald war der kleine Wasservorrath unserer Reisenden erschöpft; da entdeckten sie schönes Brunnenwasser, frisch

und rein. Aber ach! ihr Strick war so kurz, daß der Eimer nicht einmal die Oberfläche des Wassers erreichte. Da schnitten sie ihre Mäntel in Streifen, banden sie zusammen, und schöpften jedesmal nur sehr wenig Wasser, denn sie zitterten vor dem Gedanken, ihr schwaches Seil reißen, und den Eimer im Brunnen bleiben zu sehen. Nach solchen Gefahren erreichten sie endlich die ersten Stationen von Syrien.

6. Ein neuer Robinson.

Der Kapitain Powell, Anführer des Schiffs die Königin Charlotte genannt, fand ungefähr dreißig Meilen nördlich von Nuahewah, einer der Marquesas-Inseln, auf der Spitze eines Felsens einen Mann, der, gleich einem zweiten Robinson, drei Jahre lang ganz allein und von allem menschlichen Umgange geschieden, auf derselben gelebt hatte.

Dieser Mann hatte sich im Jahre 1814 mit vier andern von Nuahewah dahin begeben. Sie gehörten zu einem amerikanischen Schiffe, und waren abgesendet worden, um gewisse Federn zu sammeln, welche von den Eingebornen der obigen Insel sehr geschätzt werden. Ihr Boot wurde an den Felsen zertrümmert, und drei seiner Gefährten starben bald nachher vor Hunger oder vielmehr vor Durst, da es auf dem Felsen kein anderes Wasser gab, als Regenwasser. Der Vierte blieb einige Wochen bei ihm, entschloß sich aber endlich, auf einem Stück vom Boote, welches noch übrig war, zu suchen nach der Insel zu schwimmen. Man hat weiter nichts mehr von ihm erfahren, und vermuthlich ist er ertrunken. Der Verlassene, welcher nun allein noch übrig war, suchte sich seiner trau

rigen Lage vermittelst eines Floßes, das er verfertigte, zu entziehen; allein der Versuch mißlang, und er verlor die Mittel zu einem zweiten.

Zu einiger Erleichterung in seiner verlassenen Lage diente es dem Unglücklichen, daß seine Kameraden Feuer mitgebracht hatten. Seine größte Sorge war, dasselbe zu erhalten. Eines Tages aber, als er sich zu weit davon entfernt hatte, ging sein Feuer aus, und er würde es nicht wieder haben anzünden können, wenn ihm nicht noch einige Pulverkörner und die Fragmente einer Flinte, die er beim Bau seiner Flöße zerbrochen hatte, übrig geblieben wären. Seine einzige Nahrung bestand in dem Fleisch und Blut des wilden Geflügels, das er fing. Mit dem Blute stillte er seinen Durst, und die Schädel seiner gestorbenen Kameraden dienten ihm zu Trinkgeschirren.

Ein bloßer Zufall entdeckte ihn der Königin Charlotte, da der Felsen als unbewohnt und unfruchtbar bekannt war. Weil man während der Nacht ein Feuer auf demselben erblickte, so ward ein Boot ausgesandt, und dieses brachte den Felsenbewohner auf's Schiff. Der Kapitain Powell brachte ihn nach Nuahewa, wo er ihn der Sorgfalt eines Europäers übergab, der ihn früher gekannt hatte.

7. Eine Scene auf dem Nil.

Von einem Engländer erzählt.

Wir hatten eine Menge Passagiere von verschiedener Art an Bord. Unter denselben befand sich ein vornehmer Janitschar, welcher nach Cairo fuhr, wo er wohnte. Er war von kleiner Statur, gut bewaffnet und gekleidet, und vertrieb sich die Zeit damit, daß er auf die Araber schimpfte. Nachdem er seinen schönen Teppich auf dem Verdeck aus-

gebreitet und sich, mit seiner Pfeife im Munde, darauf gelagert hatte, blickte er wie ein großer Herr um sich; er hatte drei bis vier Frauenzimmer bei sich. Auf dem Verdeck unter einem Schirm saß eine egyptische Dame, welche mehrere schwarze Sklavinnen um sich hatte. Sie ließ dann und wann einen Theil ihres Gesichts sehen, und obgleich im Allgemeinen verschleiert, wußte sie es doch so einzurichten, daß sie Alles sah, was auf dem Verdeck vorging. Dieß verrieth sie durch das laute Gelächter, das dann und wann hinter ihrem Vorhang hervorkam. Ein paarmal sandte sie uns auch einiges Zuckerwerk zum Geschenk. In einer kleinen Kajüte, neben der unsrigen, waren zwei Franzosen, welche eben so laut schwatzten und lachten, als wären sie zu Paris, und trotz aller Regeln des Orients, ihr Dejeuner à la fourchette um eilf Uhr, und ihr Mittagsmahl um sechs Uhr nahmen. Unsre Reise ging etwas langsam von Statten, indem unsre Mannschaft nicht viel vom Schiffswesen zu verstehen schien. Aber nichts konnte anmuthiger seyn, als bei Nacht unter dem stillen, wolkenlosen Mondschein hinzugleiten, ja die Umgebung war zu reizend, als daß man hätte chlafen können. Die Wirkung des Mondscheins auf die Augen in diesen Gegenden ist sehr nachtheilig, und hier sowohl, als nachher in Arabien, warnten mich die Eingebornen vor dem Schlafen unter freiem Himmel mit unbedeckten Augen. Es ist merkwürdig, daß die Stelle in den Psalmen: "die Sonne soll dich nicht am Tage berühren und der Mond nicht bei Nacht," nicht mit Beziehung auf diesen Umstand erklärt worden ist, da sie doch offenbar darauf hinzuweisen scheint. Der Mond ist wirklich den Augen schädlicher als die Sonne, wovon ich selbst einmal die Erfahrung machte; ja es ist ganz gewiß, daß wenn Jemand oft dem Mondlicht ausgesetzt schliefe, sein Gesicht sehr bald geschwächt, oder ganz ausgehen würde.

Am zweiten Tage unserer Fahrt ereignete sich eine herzzerreißende Begebenheit. Unser Reis, oder Kapitain, ei-

ehrwürdiger frommer Greis, begab sich zum Mittagsgebete, da ihm das Gewühl auf dem Schiffe zu störend seyn mochte, in ein kleines Boot, daß am Hintertheil des Schiffs angehängt war. Dort war er niedergekniet und mit dem Gesicht gegen Mekka gewandt, ganz in seine Andacht vertieft, als er beim Niederbeugen sich einmal zu weit vorwärts beugte, das Gleichgewicht verlor, und mit dem Kopf vorwärts in's Wasser stürzte. Man machte sogleich Lärmen: "der Reis, der Reis ist im Wasser!" hieß es auf allen Seiten. Das Schiff ging eben sehr schnell, und wir sahen ihn, mit den Wellen kämpfend und ein schwaches Angstgeschrei ausstoßend, eine Strecke lang vom Strome hinabgerissen. Drei Araber, welche gute Schwimmer waren, sprangen in den Fluß, konnten ihn aber nicht erreichen. Des Greises Leben war muthwillig geopfert worden: hätte man das Schiff sogleich zurücklaufen lassen, so wäre er gerettet worden; aber die Verwirrung an Bord war so groß, daß man dieß vernachläßigte. Sein Sohn, ein junger, langer Egyptier, ging eine lange Zeit der Stelle gegenüber, wo sein Vater untergesunken war, auf und ab, und rief: "Ali! Ali!" welches der Name seines Vaters war.

8. Die Seeräuber und das Dampfschiff.

Als Sir Ralph Wordford zu Trinidad das erste Dampfschiff ausgerüstet hatte, machte er auf demselben mit einer großen Gesellschaft eine Art von Lustfahrt durch die verschiedenen Mündungen des großen Oceans. Fast Jedermann ward krank auf dem Verdecke, und bei der Rückkehr durch die große Mündung (bocca grande) befand sich daher Niemand als der Steuermann und Sir

Ralph auf demselben. Indem sie auf der Mitte der Durchfahrt waren, bemerkten sie ein kleines Freibeuterschiff, das mit aller Macht seiner Segel auf die Rhede von Trinidad zusteuerte. Dieser Lauf schien ganz unbegreiflich. Die Verwunderung der Beobachter stieg aber auf den höchsten Grad, als sie sahen, daß der Kaper, indem er sich der Küste näherte, keineswegs beilegte, um zu landen, sondern unmittelbar auf den Strand rannte, und daß die Mannschaft sich von allen Seiten zum Fahrzeuge hinausstürzte, als ob sie besessen sey! Einige der Flüchtlinge eilten den Bergen zu, andere suchten sich im Dickicht zu verstecken.

Dieser Vorgang war so überraschend, daß Sir Ralph Wordford dem Steuermann befahl, auf das Raubschiff hinzufahren, um die wahre Ursache zu erforschen. Als sie in die Nähe kamen, fanden sie das Schiff verlassen, und Sir Ralph begab sich an Bord desselben, um genauere Untersuchung anzustellen. Lange suchte man vergebens, Jemand zu finden. Am Ende öffneten sie eine kleine Kammer, und sahen einen Mann auf einer Matte liegen, der allem Anschein nach ein Bein gebrochen hatte. Der Mann machte eine Wendung, um sich in eine bittende Stellung zu versetzen; er war blaß wie Asche, seine Zähne klapperten, und seine Haare standen zu Berge. « Misericordia, misericordia, ave Maria!„ schrie der Mann in einem Athem. Sir Ralph fragte ihn um die Ursache des sonderbaren Benehmens der Schiffsmannschaft. “Misericordia,„ war die einzige Antwort. Sabeis quien soy. (Wißt ihr, wer ich bin?) “El — El o Senor! Misericordia, ave Maria!„ antwortete der Freibeuter.

Es dauerte eine Weile, bis man diesen Menschen zur Besinnung bringen konnte; dann stattete er folgenden Bericht von dem Vorgange ab.

Sie hätten ein Schiff gesehen, welches sie anscheinlich verfolgt hätte, mit blos zwei Menschen am Bord; dasselbe sey ohne ein einziges Segel dem Winde, der Fluth und dem Strome gerade in die Zähne gesteuert; es habe

ihnen einleuchtend geschienen, daß kein Schiff mit Menschenkraft auf eine solche Art seinen Lauf richten könne. Hierauf hätten sie einen ungeheuren Lärm von tiefen Rudern gehört, und eine außerordentliche Bewegung des Wassers wahrgenommen, welches ihren Schreck noch vergrößsert habe. Hieraus hätten sie den Schluß gezogen, daß hier eine übernatürliche Erscheinung vorwalte. In der äussersten Verzweiflung wären sie daher übereingekommen, ihr eigenes Schiff an den Strand zu rennen, und sich so gut als möglich zu retten. Er selbst wäre nicht im Stande sich zu rühren, und in dem Augenblicke, wo er Sir Ralphs Fußstapfen gehört, habe er nicht anders geglaubt, als er stehe auf dem Punkte, in des bösen Geistes Hände zu fallen.

---

9. Das unglückliche Schicksal des Kapitains Mathews.

Der Schooner Edwie, geführt vom Kapitain Mathews, scheiterte in der Gegend des Kap Hawk, siebenzig bis achtzig Meilen nördlich vom Kap Stevers, und ward aller seiner Segel verlustig, wodurch er in die heftigste Brandung getrieben und an den Strand geworfen wurde. Mathews, mit Weib und Kind und noch zweien von der Schiffsmannschaft, sahen sich der Brokenbai zugetrieben. Die Einwohner derselben, des Unfalls der Schiffbrüchigen kundig, drängten sich schaarenweise zum Strand, plünderten alle Vorräthe des Wraks, beraubten die Unglücklichen aller Kleidung, und ließen sie in völliger Nacktheit zurück.

Eine Reise von mehr als hundert Meilen, durch eine pfadlose, wild verwachsene Wüste stand nun diesen

Elenden bevor, wenn sie nicht auf dem Wege an der Seeküste hin ihre Wanderung noch um vieles verlängern wollten. Dennoch ergriffen sie die Wahl des letzten, aus dem einzigen Grunde, weil sie auf demselben Austern und andere kleine Schaalthiere zur Nahrung zu finden hofften. So setzten sie, theils von Kräutern, theils von Muscheln lebend, ihren Weg fünfzehn Tage lang fort, und waren noch fünfzehn Meilen fern von Newcastle, da sie blos zur Tageszeit wandern, und vor der Strenge der Witterung Nachts sich in Sand und Haide begraben mußten. Hier aber, fünfzehn Meilen von dieser Niederlassung, verlor das arme unglückliche Weib alle Kraft, und auch der Mann war kaum noch vermögend, weiter vorwärts zu schreiten. Die Aussicht auf Rettung indeß, die nur am Ziele weniger Meilen hing, beseelte noch einmal ihren Muth, und ließ sie ihre letzten Kräfte in Hoffnung von neuem zusammenraffen. In dieser schrecklichen Krisis überfiel sie die Nacht. Jetzt waren alle Kräfte erschöpft, und sowohl der Frau als dem Manne versagten die Füße den Dienst. Kostbar ward und immer dringender die Zeit, und ein schleuniger Entschluß schien vonnöthen. Er ward mit schwerem Willen gefaßt; und die unglückliche Frau mußte mit ihrem sieben bis acht Monate alten Kinde an dem Orte, wo sie war, zurückbleiben, bis ihr Hülfe würde gesandt werden können.

Ein kurzes Ausruhen, — und die Andern machten unter dem Vertrauen auf Gott, der ihre Kräfte wunderbar stärkte, sich von neuem auf den Weg, und erreichten endlich Newcastle. Der würdige Kommandant des Platzes sandte, auf die erhaltene Nachricht von der verlassenen Frau, sogleich Mehrere aus, die gute Mathews und ihr Kind aufzusuchen und heimzuholen. Die Finsterniß der Nacht ließ aber die ausgesandten Boten ihren Zweck verfehlen, indem sie weit über den Ort hinaus irrten, wo die Hülfsbedürftige weilte, so daß sie dieselbe endlich ganz für verloren gaben. Nur das Auge der Welt,

vor welchem die Finsterniß nicht Finsterniß ist, und dem die Nacht leuchtet wie der Tag — leitete sie noch glücklich und ließ sie auf ihrem Rückwege die Verlornen finden. O welche Freude auf der einen, und welcher Trost auf der andern Seite!

Nachdem die Ankömmlinge die ihnen Anbefohlne mit der bei sich führenden nöthigen Labung versehen hatten, traten sie die Rückreise an. Zur Freude Aller, die an dem Unglück der guten Frau Theil genommen hatten, brachten sie dieselbe glücklich nach Newcastle. Die Herzen lösten sich auf in Dank zu Gott, dem gnädigen Retter ihres Lebens.

---

10. Rettung des Kapitains Fowler und seiner Mannschaft.

Die englisch-ostindische Brigg Mathilde, befehligt vom Kapitain Fowler, und bestimmt nach den östlichen Inseln, von dort nach China, ankerte am zehnten April 1815 in Duffs Bay, an einer der Marquesas-Inseln, mit Namen Storazorah. In einer finstern Nacht, bei einem heftigen, landwärts wehenden Winde, kappten die Insulaner unbemerkt die Anker, und plötzlich ward das Schiff von der fürchterlichen Brandung so gewaltig gegen die Küste geworfen, daß es scheiterte, und das Wasser von allen Seiten eindrang.

Die raubsüchtigen Eingebornen, der Erfüllung ihrer bösen Absichten froh, stürzten hierauf in Masse herbei, sich des Schiffwracks zu bemächtigen. Dann ergriffen sie die Mannschaft, und machten Anstalten, dieselbe, ihrer wilden Sitte gemäß, zum Tode zu schleppen und ihren grausamen Genüssen zu opfern. Es führte aber in dem

fürchterlichen Tribunal, vor welches die Erbeuteten geführt wurden, der Wahlkönig Norahetu, den Vorsitz. Dieser hatte, während der Ankerzeit, mit dem Kapitain Fowler vertraute Freundschaft geschlossen. Die Menge des Volks, so wie seine Oberhäupter, forderten von dem Könige mit stürmendem Geschrei die Plünderung des Schiffes und den Tod der gefangenen Mannschaft.

Auf einer Matte ruhend, seinen Sohn zur Seite, hörte der König ihren Antrag gelassen an. Die Erlaubniß zur Plünderung des Schiffes gab er ungeweigert, allein der Ermordung der Mannschaft widersetzte er sich mit allem Ernste. Dadurch reizte er aber die Menge zum lauten Widerspruche und zu lärmendem Geschrei. Die Volkshäupter beriefen sich auf die Landessitte, nach welcher die Opferung scheiternder Fremdlinge erlaubt wäre. An die Volkshäupter schloß sich die ganze lärmende Masse an, die in und vor dem Hause des Königs versammelt war, und Alle forderten einstimmig den Tod der Fremden. Immer höher schwoll die brausende Woge, so daß sie den König selbst mit zu verschlingen und in ihren Abgrund zu begraben drohte. Vergebens stellte er ihnen die freundlichen Handelsverhältnisse entgegen, welche diese nicht erst jetzt an's Land getretenen Ausländer bereits, zum vortheilhaften Betrieb ihres Sandelholzes und anderer Materialien, mit den Einwohnern eröffnet hätten. Nichts vermochte die Mordgier seiner Unterthanen und ihrer Anführer zu bändigen. Der menschenfreundliche König sah sich beinahe genöthiget, dem Landesherkommen die gebräuchliche Achtung zu erzeigen, und seinen europäischen Freund mit dessen Begleitern der Wuth des Volkes Preis zu geben.

Bebend standen die unglücklichen Opfer der Volkswuth in der Mitte der rasenden Menge, und erwarteten den Ausspruch ihres Todesloofes. Immer gewaltiger stieg der Andrang der wilden Blutgier, und immer grausiger und schrecklicher wuchs, unaufhaltsam wie ein im aufregenden Orkan alle Dämme durchbrechender See, das ihren Tod

fordernde Geschrei. Da legte plötzlich die Weisheit und Güte des Königes den Sturm durch eine Handlung, die alles mit Staunen und Schrecken erfüllte. Kaltblütig ließ sich Norahetu zwei Stricke bringen, deren er einen sich selbst, den andern seinem Sohne um den Hals legte. Hierauf befahl er dem ihm im Range zunächst folgenden Volkshaupte, sich ihm zu nahen. «Diese harmlosen Fremdlinge, spricht er im laut gebietenden Tone, sind von meinem Volke und seinen Häuptern zum Tode verurtheilt worden. Mir, ihrem Könige, geziemt es nicht zu leben, um der Zeuge einer so niedrigen That zu seyn. Ich befehle dir daher, mich, samt meinem Sohne, mit diesen Stricken hier zu erwürgen, bevor sie vollzogen wird, damit man nicht sagen möge, es habe auch nur unser Anblick die Ermordung dieser Schuldlosen genehmiget.»

Diese Worte trafen wie ein Blitz die Herzen der in Wuth entflammten Barbaren. Ihr Blick, in dem sich bald Staunen, bald Bewunderung malten, war gleichsam verglüht, und wechselweise auf den Boden und auf ihren, seiner gerechten und milden Regierung wegen hochverehrten König gesenkt. Schon sahen sie den gehorsamen Vollstrecker der königlichen Befehle im Begriff, die ungeheure That zu vollziehen, als mit einem Male in überlautem Schrei die Menge sich trennte, und ihm mit den Worten Einhalt gebot: «Was? den König tödten?» erscholl es wie aus einem Munde. «Nein, lasset ihn und diese Fremdlinge leben.» Und alles fiel in tiefer Verehrung vor dem Könige in diesem Augenblicke nieder, und huldigte seiner Tugend und Macht.

So gelang es dem edeln Norahetu, das Leben seines Freundes und dessen Gefährten zu retten, und ihnen die Mittel zur Ueberfahrt nach Neu-Süd-Wallis zu verschaffen, wo sie, obschon mit Verlust ihres Schiffes und seiner Ladung, im November desselben Jahres zu Südney wohlbehalten anlangten.

11. Unglückliches Schicksal eines russischen Fahrzeugs.

Am neunzehnten November 1821 hatte das russische Fahrzeug l'Esson, von 250 Tonen, das Unglück, durch den Stoß eines Wallfisches zertrümmert zu werden. Dieses Fahrzeug, welches zum Wallfischfang ausgelaufen war, befand sich an dem genannten Tage unter dem zweiundvierzigsten Grade südlicher Breite und dem hundert und achtzehnten Grade östlicher Länge (von Greenwich), folglich nahe bei fünfhundert geographische Meilen im Westen von der Küste der Patagonier, als es unvermuthet von Wallfischen umgeben war. Eines dieser Thiere, von der größten Art, versetzte ihm mit seinem Schwanze einen so heftigen Schlag, daß der Kiel des Fahrzeuges zum Theil entblößt wurde.

Das Ungeheuer hielt sich noch einige Zeit neben dem Schiffe auf, und machte Versuche, ihm mit seinem Schwanze mehr beizukommen; da es hiemit nicht gelingen wollte, so schwamm es dem Schiffe voraus bis in die Entfernung von einer halben Werste, schoß dann plötzlich zurück und stieß an das Vordertheil mit einer solchen Gewalt, daß das Schiff, ungeachtet der Schnelligkeit seines Laufes mit vollen Segeln, in einer beinahe eben so schnellen Bewegung zurückfuhr, als die war, welche es vorher vorwärts trieb. Die Beschädigungen, welche dieser ungeheure Stoß anrichtete, sind kaum auszudrücken. Durch das Fenster der Kajüte stürzten sich die Wellen in das Innere des Schiffes; alle Mannschaft, die sich auf dem Verdecke befand, ward über den Haufen gestürzt; das Fahrzeug, bald mit Wasser gefüllt, bog sich, legte sich schon auf die Seite, und hob sich nur wieder nach Kappung aller Mastbäume.

Nun mußte man darauf Verzicht leisten, das Schiff zu retten. Die Schiffsmannschaft dachte nur daran, sich zu erhalten, warf sich eiligst in die beiden Schaluppen, in welche man den geringen Mundvorrath geschafft hatte, den man nur mit großer Mühe aus dem Schiffe noch erlangen konnte, das schon im Versinken war.

Einen Monat darauf, nämlich den zwanzigsten December, kamen diese Unglücklichen auf die Insel Ducie, auf der sie sich acht Tage aufhielten. Weil sie aber hier keine Lebensmittel fanden, so suchten sie das feste Land von Südamerika zu gewinnen, ließen jedoch auf der Insel drei Gefährten zurück. Kurze Zeit nach ihrer Abfahrt wurden die beiden Schaluppen von einander getrennt; die eine, mit drei Personen blos noch bemannt, begegnete, sechzig Tage nach dem Schiffbruche, einem amerikanischen Fahrzeuge, welches sie an Bord nahm. Die andern aber hatten erst neunzig Tage nach ihrem Verlassen der Insel Ducie das Glück, auf ein Schiff zu stoßen, nachdem sie nicht mehr als zwei lebende Personen noch trug, den Kapitain und den Schiffsjungen. Der Hunger nämlich hatte sie in die schreckliche Nothwendigkeit versetzt, sich unter einander aufzuzehren. Achtmal hatten sie schon gelooset, und acht Opfer waren dem Hunger der übrigen Gefährten dargebracht worden. Das Loos hatte schon den Schiffsjungen getroffen, als der Kapitain und dieser das Schiff gewahrten, das sie rettete.

Ein englisches Fahrzeug, welches sich nach Port-Jackson in Neuholland begab, besuchte im Vorbeifahren die Insel Ducie. Kurze Zeit darauf, als es mit einem Kanonenschuß sein Daseyn angekündigt hatte, sah die Mannschaft aus einem Gehölze die drei Männer hervortreten, welche man hier zurückgelassen hatte. Die Schaluppen wurden ins Meer gelassen, um sie an Bord des Schiffes zu bringen.

12. Reise auf dem Azure.

Humboldt erzählt in seiner Reisebeschreibung nach den Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents:

"Unbeschreiblich reich an Naturmerkwürdigkeiten war die Reise auf dem Flusse Azure. Beständig von Tigern, Krokodillen und Aputi's, dichten Schwärmen Flamingo's und anderer Wasservögel begleitet, wurden uns auch von der Pflanzenwelt nicht wenig Neuigkeiten dargeboten. Ein Gebüsch von Hermesia castaneifolia bildet Hecken, wie beschnitten, längs dem Ufer. Hinter ihnen Guajak, Brasilienholz und Cedrelen. Durch jene Hecken haben sich Tiger, Bisamschweine und Tapire Durchgänge geöffnet, aus denen sie, um am Strome zu trinken, herauskommen. So hat man das Vergnügen, sie geraume Zeit längs dem Ufer hinstreichen zu sehen. Bald einen Jaguar, bald einen Hokko mit schwarzem Gefieder u. s. w."

"Es ist wie im Paradiese!" sagte ein alter Indianer. Indeß sind diese Schauspiele nicht immer gefahrlos. An unbewachsenen Ufern liegen häufig Krokodille, oft von zweiundzwanzig Fuß Länge, und wir erblickten auf dem Strome fast jeden Augenblick etwa ein halbes Dutzend. Die Indianer versicherten, in San Fernando vergehe selten ein Jahr, wo nicht einige erwachsene Personen, meist Weiber, die am Strome Wasser schöpfen, ihnen zur Beute werden. Auch können sich die Krokodille gut umdrehen. Ihre gewöhnliche Nahrung ist das Chiguire, Cavia lupybara, das größte aller Nagethiere. In einer schönen mondhellen Nacht, am Ufer des Azure, ruheten wir einst in unsern Hangmatten. Krokodille lagen am Ufer hingestreckt, das Gesicht nach dem Feuer gerichtet. Um eilf Uhr erscholl der Wald von zahllosen Thierstimmen, so daß es unmöglich war, die Augen zu schließen. Wir unterschieden

mehrere Affen, Tiger, Cuguare, Pekari's, Faulthiere und viele Vögel. Die Hunde fingen an zu heulen, und die Affen zu pfeifen; doch war dabei keine Gefahr, denn höchst selten nur ergreifen die Tiger Menschen in Hangmatten. Mir war diese Unruhe nicht viel störender, als der scharfe Ton der Zither im anstoßenden Zimmer in spanischen Gasthöfen.»

13. Wasserfahrt auf Schläuchen.

Der Euphrat und Tiger, die berühmtesten Flüsse Asiens, gleichen an Breite und Mächtigkeit den ansehnlichsten Strömen Frankreichs. Ruhig und helle fließen die Gewässer des erstern, in einem immer gleichen Bette, worin nur selten Furthen und beinahe keine bemerkenswerthe Inseln angetroffen werden. Mit Ungestüm wälzt der Tiger seine Fluten, an den einfachen Windungen seines Bettes sich brechend; der Strom ist mit Felsen durchsäet, und bildet eine Menge Kaskaden, Inseln und Anhäufungen gerollter Steine, was die Schifffahrt hie und da sehr gefährlich macht. Das Wasser desselben ist leicht und sehr angenehm zu trinken, obwohl trübe; seine Ufer sind bis gegen Mossul hin unfruchtbar und schweflicht, weiter herab findet man längs desselben viele angebaute Stellen und fette Wiesen; die Ufer des Euphrats sind durchgängig fruchtbar und überall von theils nomadischen theils ackerbauenden Stämmen bewohnt.

Auf beiden Flüssen wird man häufig durch Räuber beunruhigt, welche unter Wasser an die Schiffe schwimmen, und alles entwenden, dessen sie habhaft werden können. Alle Reisende erwähnen mit Verwunderung des Gebrauchs der Araber dieser Gegenden, auf Schläuchen, die sie am

Unterleibe befestigen, weite Wasserfahrten anzustellen. Zu dem Behufe dient ein Geißfell, woran alle Oeffnungen dicht zugenäht werden; ein einziger Fußansatz wird offen gelassen, um das Fell hier aufblasen zu können; ist es hinlänglich aufgetrieben, so wird auch diese Fußhaut zusammengedreht und fest zugebunden. Hierauf entkleiden sie sich, befestigen ihre Kleider in einem Bündel an die Schultern, und legen sich flach auf den Schlauch nieder. So treiben sie mit größter Leichtigkeit auf dem Wasser, indem sie mit den Füssen stoßen und sich mit den Händen die Richtung geben. Ganz bequem halten sie dabei ihre brennende Tabackspfeife im Munde und rauchen. Aber nicht nur Mannspersonen schwimmen so auf dem Flusse, sondern man sieht auch zum öftern zahlreiche Züge von Weibern und jungen Mädchen sich von einem Ufer zum andern auf solchen mit Luft gefüllten Schläuchen begeben, indem während der Ueberfahrt ihre Gesänge in die Ferne ertönen.

Der Tiger wird häufig zwischen Bagdad und Mossul mit einer Art platter Flöße befahren, die man Keleks nennt. Sie bestehen aus Balken, Dielen und Faschinen, die fest mit Seilen verbunden sind, und eine fast viereckige Oberfläche darstellen. Das ganze Floß ruht auf einem Hundert aufgeblasener Schläuche.

---

14. Wanderung nach Compiegne.

Ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers Napoleon war das Schloß zu Compiegne, das er zum Empfang der Kaiserin Marie Louise mit überraschender Pracht hatte ausstatten lassen. Noch jetzt erscheint Compiegne in diesem Zustande, nur daß die Adler, Bienen und Napoleons

den Ludwigs Philipps haben weichen müssen. Napoleons Zimmer sind jetzt in die des Königs umgetauft, und die vollständig-schöne Gemächerreihe der Kaiserin ist jetzt der Königin überwiesen worden.

Wir wandelten anfangs im untern Stock durch die jetzigen Zimmer der königlichen Prinzessinnen und fanden überall die höchste Pracht. Dasselbe gilt von den Gemächern des Herzogs von Orleans; aber die Zimmer der vormaligen Kaiserin übertreffen alles, was man je sehen kann, es mag nun von der Größe oder von der Feinheit des Geschmacks die Rede seyn. Und hier zeichnet sich wieder vor allen das Schlafzimmer aus. An der Decke erscheint Aurora, wie sie den rosigen, wonnevollen Morgen heraufführt. In den Pannelen erblickt man die Jahreszeiten. Ausstaffirt ist das Zimmer mit der feinsten karmosinrothen Seide, mit goldenen Blumen durchwirkt, und mit goldenen Borten und schwergoldenen Franzen geschmückt. Das Bett übertrifft jeden andern glänzenden Gegenstand. Die schönsten, halberhabenen Zierrathen und Vergoldungen; die Vorhänge von weißem Atlas mit schwergoldenen Franzen hält auf jeder Seite ein wunderschöner, vergoldeter Engel. Es fehlt an Worten, um die Staffirung, die Sopha's, die Spiegel u. s. w. dieses Feengemaches und des damit verbundenen Badezimmers zu schildern. Letzteres ist rund, hat ein tief zurücktretendes Versteck, überall mit Spiegeln bekleidet: hier ist das eigentliche Bad, welches sich innerhalb eines Sophas befindet, und nach Gefallen in ein Bad oder in ein Ruhelager verwandelt werden kann.

Die ehemaligen Gemächer Napoleons schließen sich hier an. Sie vereinigen alles, was man Großes, Wohlbehagliches, Ueppiges und Prächtiges sich irgend denken kann. Die Ankleide-, Audienz- und anderen Staatszimmer schimmern sämmtlich in höchster Pracht. Die Tapeten sind vom reichsten Sammet oder Seide, im feinsten Geschmack mit Gold durchwirkt und gestickt, und überall mit schwergoldenen

Borten versehen. Vorzüglich zeichnen drei dieser Gemächer sich durch ihre Tapeten, welche Ovids interessanteste Fabeln darstellen, aus; Stühle und Sophas stehen mit den Tapeten im vollkommensten Einklang.

In einem andern Zimmer erblickt man an den Pannelen die feinsten Blumen mit natürlichen Farben; desgleichen auch auf den Stühlen. Diese Blumen heben sich so täuschend empor, daß man sich fürchtet, sie im Niedersitzen zu zerdrücken. Ein anderes Gemach stellt la Fontaine's Fabeln von Vögeln vor, und auch hier sind Sopha's und Sessel mit entsprechenden Farben geschmückt. Der Tanzsaal ist eine vollkommene Zauberscene von Feerei, und gleicht weit mehr einem orientalischen Traum, als einem wirklichen Dinge. Er ist 124 Fuß lang und 40 breit, mit gewölbter Decke, von jonischen Säulen getragen, wozwischen sich die gewölbten, hohen Fenster, und denselben gegenüber Thüren von gleicher Höhe befinden, mit Spiegelscheiben belegt. Die Decke bietet in ihren Abtheilungen die herrlichsten Malereien dar, und ist mit Blumengewinden und Vergoldungen aufs köstlichste geschmückt. An jedem Ende des Saales erblickt man einen ungeheuren Spiegel mit jenem von gleicher Höhe und Breite. Wenn man in diesen Zauberort eintritt, glaubt man eine ganz goldene Halle zu sehen, und es ist unmöglich, je einen glänzenderen Anblick zu genießen. Die Hauptzimmer öffnen sich auf eine erhabene Terrasse, die über die Gärten hinweg schaut, und diese haben in der Mitte eine Durchsicht, welche in der Ferne durch eine beträchtliche Waldhöhe geschlossen wird. Alle diese Gärten sind Napoleons Werk, und im edelsten Geschmack der englischen Landschaft-Gartenkunst angelegt. Hier grünt eine reiche Mannichfaltigkeit der schönsten Bäume und Gesträuche, und an den Rändern schimmern und duften üppige Blumen.

15. Die westindischen Seeräuber.

Ein mit Negern besetztes Seeräuberschiff griff in den westindischen Gewässern im Märzmonat des Jahrs 1823 eine dänische Schaluppe an, welche von St. Thomas nach Havanna bestimmt war. Das Schiffsvolk wehrte sich tapfer, aber die Piraten drangen enternd ein und nahmen blutige Rache. Der Schiffer hatte unglücklicherweise seine Frau an Bord. Sie blieb unter Deck und der Mann vertheidigte in der Verzweiflung den Weg zur Kajüte auf das hartnäckigste; doch bald war er niedergeschlagen und ermordet. Als die Unglückliche dieses sah, sprang sie aus der Kajüte in den untersten, ganz dunkeln Schiffsraum, welcher durch eine Luke mit der Kajüte in Verbindung stand. Hier verkroch sie sich in ein leeres Weinfaß, deckte den Deckel über, und suchte durch das Spundloch frische Luft zu schöpfen. Sie vernahm, von tiefer Dunkelheit umgeben, daß endlich oben das Mordwerk vollendet war. Bald trat tiefe Stille ein, dann ward die Luke geöffnet, die Neger stiegen hinab und schleppten eine Anzahl Ballen und Kisten aufs Deck, um sie in ihr Schiff zu bringen. Auch das Faß ward aufgehoben und in der Meinung, daß es Wein in Flaschen enthalte, ward es mit Vorsicht aufgewunden und in ein Boot gebracht.

Man denke sich die Angst der in ihrem Schlupfwinkel fortgeschleppten Wittwe! Das Faß ward mit gleicher Vorsicht an den Piraten-Schooner gebracht und mit andern geraubten Waaren in den Raum hinuntergewunden. Die Seeräuber lichteten nun die Anker und waren bei ihrer Schiffsarbeit zu emsig beschäftigt, als daß sie sich mit der Untersuchung der gemachten Beute hätten aufhalten sol-

len. Die fürchterlich Geängstete, die wohl wußte, daß, so wie die Räuber sie entdeckten, die scheußlichste Mißhandlung ihr Loos seyn werde, und dabei quälenden Durst litt, entschloß sich endlich zu einem Wagstück. Als sie aus der allgemein herrschenden Stille wahrnahm, daß die Mitternacht eingebrochen sey, verließ sie ihren hölzernen Kerker. Ringsum herrschte die tiefste Finsterniß, blos durch eine Spalte schimmerte ein schwacher Schein. Sie blickte an die Stelle hin und bemerkte, daß es aus dem Schlüsselloche der Kajütenthüre kam. Sie öffnete leise diese Thüre und fand den Seeräuber-Hauptmann auf einem Ruhebette schlafen, mit einer Lampe vor sich auf dem Tische. Nachdem sie die andere Thüre, die von oben herabführt, zugeriegelt hatte, weckte sie ihn so leise, wie möglich. Er schlug seine Augen auf, starrte erschrocken empor und wollte forteilen. Doch sie warf sich ihm zu Füßen, erklärte ihm schnell, wer sie sey, die Art, wie sie an sein Schiff gekommen, und flehte um seinen Schutz.

Als sich der Neger von seiner Bestürzung erholt hatte, hörte er nicht ohne Mitgefühl und aufmerksam ihr Flehen an, und sagte ihr dann, daß sein Ansehen über seine Leute nicht so weit reiche, sie vor Mißhandlung zu schützen, und daß sie also in ihrem Verstecke bleiben möchte, bis sich eine Gelegenheit für sie fände, den Schooner zu verlassen; auch versprach er, sie mit Speise und Trank zu versehen. Er führte sie nun wieder in den Schiffsraum, stellte das Faß an eine Stelle, wo es nicht so leicht beunruhigt werden konnte, und brachte ihr dann Speise und Wein. Die Wittwe blieb zwei Tage in diesem Zustande, unentdeckt vom Schiffsvolk; jede Nacht konnte sie im Raume herumgehen, bei Tage aber mußte sie sich versteckt halten, da dann das ganze Zwischendeck den Blicken der Neger Preis gegeben war. Endlich ließ sich ein spanischer Küstenfahrer sehen; der Pirate gab Befehl, darauf loszusteuern, brachte dann plötzlich seine Gefangene aufs Verdeck, zum Erstau-

nen seiner Leute, und führte sie selbst an den Küstenfahrer, gab dem Schiffer Geld und den Auftrag, jene Frau nach dem nächsten Hafen zu bringen. Schon Tags darauf langte die Wittwe glücklich in Havanna an.

16. Die Marie leidet Schiffbruch.

Das Schiff, die Marie genannt, hatte in Quebek Passagiere aus Dublin und dem Süden Irlands ans Land gesetzt, und kehrte am 28. August 1824 mit einer Ladung Bauholz zurück. Die Ueberfahrt ging bis zum neunten September sehr glücklich von Statten; aber dann erhob sich ein heftiger Südwestwind, und das Meer wüthete fürchterlich. Das hin und her geschleuderte Schiff wurde leck, und alle Pumpen arbeiteten zehn Tage hindurch.

Am 21. September wurde der Wind so heftig, daß man sich genöthigt sah, alles Holz ins Meer zu werfen, welches auf dem Verdeck aufgeschlichtet war. Während dieß geschah, rissen zwei ungeheure Wellen das Steuerruder, einen Theil der Pumpen und Masten weg. Bei dieser Gelegenheit ertrank ein braver junger Mann, der Sohn des Kapitains. Der letztere würde dasselbe Schicksal gelitten haben, wenn er sich nicht an die Taue festgeklammert hätte. Am 23. September wurde die Witterung besser, das Meer minder stürmisch, und so ging es bis zum fünften Oktober, an welchem das Ungewitter mit erneuerter Kraft sich wieder einstellte. Um fünf Uhr überströmten die Wellen das Verdeck, und mehrere Personen wurden stark beschädigt; so wurde dem Dokter Dorman, welcher den Posten eines Schiffsarztes bekleidete, ein Schenkel

zerbrochen, und der Kapitain erlitt eine schwere Verletzung an der Hand.

Nach zwölf Uhr hielt man es für nöthig, den Mast des Focksegels zu kappen; indem er rückwärts stürzte, riß er den großen Mast mit weg, auf dessen Spitze sich sechs bis sieben Personen befanden. Nach großer Anstrengung gelang es Allen, bis auf einen einzigen, wieder an Bord zu kommen. Ein Koch, von Geburt ein Neger, und ein Kind von ungefähr eilf Jahren, welches einem Passagiere gehörte, wurden ebenfalls in die Fluthen gerissen. Die eilf Ueberlebenden erwarteten jeden Augenblick, das Schiff untergehen zu sehen; flüchteten sich nach dem Bogspriet, in ihr Schicksal sich ergebend und völlig ohne Hoffnung, die Schrecken dieser Nacht zu überleben, denn sie waren von allen Nahrungsmitteln und Getränken entblößt. Diese fürchterliche Lage dauerte indessen noch drei volle Tage, wo das Unwetter erst ein wenig nachließ. Am zehnten fand man ein Stück Rindfleisch, das ungefähr vier Pfund wog; es wurde in Portionen von ungefähr einer halben Unze geschnitten, und jede auf dem Schiffe befindliche Person erhielt täglich eine solche Portion. Dadurch wurde allerdings ihr Leben verlängert, doch der schreckliche Durst nicht gelöscht, der die Unglücklichen quälte.

In der Nacht des eilften Oktobers erlag John Stephens, und der Sohn eines Passagiers. Am zwölften machte der Tod den Leiden eines sehr liebenswürdigen weiblichen Wesens, der Madame Jane, ein Ende, die seit sieben bis acht Monaten schwanger war. Diese Unglücklichen starben sämmtlich in Raserei; was noch lebte, wollte verzweifeln. Unvermuthet fand man noch ein Stück Rindfleisch, das ziemlich eben so groß war, wie das erstere, und das mit gleicher Sparsamkeit vertheilt wurde. Am fünfzehnten erblickte man ein Schiff in einer Entfernung von ungefähr zwei Seemeilen; es entfernte sich aber, ohne die Signale zu berücksichtigen, die gegeben worden waren,

und die es vielleicht gar nicht gesehen hatte. Um Mittag erschien aber ein anderes Schiff, und kam den Unglücklichen zu Hülfe; es war der Portaferry, vom Kapitain Polock geführt. Diesem gelang es ohne viele Mühe, sechs Personen, die von der Bemannung übrig geblieben waren, nebst einem Passagier an Bord zu nehmen. Der gutdenkende Mann behandelte die Unglücklichen aufs Beste, und ließ auch ihre Wunden aufs sorgfältigste verbinden.

—⋙+⋘—

B S B
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Unterhaltende Reise-Lectüre Abentheuer, Schicksale, Freuden und Leiden auf Land- und Seereisen

Nürnberg 1836

It.coll. 70 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10622401-4